

Holger Lorenz

Die kommende
Welt
der mütterlichen
Vernunft

Kommunistisches Manifest
für das 21. Jahrhundert

Inhaltsverzeichnis

1. Materie und Bewußtsein	11
1.1. Das All[es] und das Nichts	11
1.2. Werden und Vergehen des Weltalls.....	11
1.3. Auf den Standpunkt kommt es an	15
1.4. Das bewußte Sein des Menschen und seine Stellung im Universum	17
2. Das Universum	21
2.1. Der Kampf zwischen Zeitenergie und Raumenergie konstituiert den Mikrokosmos und den Makrokosmos.....	21
2.2. Unser Sonnensystem.....	25
2.3. Physik und Geologie der Erde	27
3. Die bewegte Materie und ihr Drang zur Lebendigkeit	31
3.1. Die Entstehung des Lebens auf der Erde	31
3.2. Die lebendige Zelle	34
3.2.1. Der Unterschied zwischen Pflanze und Tier	37
3.3. Die Evolution des Lebens auf der Erde.....	37
3.3.1. Die Eroberung des Festlandes	40
3.4. Die Evolution der Evolution	42
3.5. Wie die Evolution zwangsläufig zum Menschen treibt	46
3.5.1. Der evolutionär-revolutionäre Übergang vom Affen zum Menschen	46
3.5.2. Vom Homo habilis zum Homo erectus.....	48
3.5.3. Der Homo erectus beginnt, die Welt mit menschlichen Augen zu sehen	51
3.6. Jetztmensch und Neandertaler	52
3.6.1. Die biologische Entwicklung des Jetztmenschen (Homo sapiens).....	54
3.6.2. Die gesellschaftliche Entwicklung des Jetztmenschen	55
3.6.3. Die Weltanschauung des frühen und späten Homo sapiens	57
3.6.4. Der Begriff der Kunst in der Frühgeschichte der Menschheit	60
3.7. Die herausragende Rolle der Arbeit im Prozeß der Menschwerdung	62
3.8. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier.....	66
4. Gemeinschaft und Individuum	69
4.1. Die revolutionäre Rolle der Produktivkräfte.....	69
4.2. Jede neue Produktivkraft verlangt nach den ihr entsprechenden Produktionsverhältnissen	70
4.3. Produktionsverhältnisse und Eigentumsverhältnisse.....	71
4.4. Eigentumsverhältnisse und Verteilungsverhältnisse	72
4.5. Die Produktionsweise.....	74
4.6. Produktionsweise und Lebensweise	75
4.7. Die Gliederung der menschlichen Gesellschaften nach der Produktions- und Lebensweise	76
4.8. Die Herausbildung der menschlichen Individualität und der Menschen-Klassen	77

Dieses Buch ist auch als e-Book erhältlich unter:
www.buchschaeetze.de zum Preis von 12,00 € (ISBN 978-3-946568-01-8)

IMPRESSUM

1. Auflage 2016

Copyright by Holger Lorenz

Nachdruck auch einzelner Teile ist verboten. Übersetzung, Speicherung,
Vervielfältigung und Verbreitung einschließlich Übernahme auf elek-
tronische Datenträger sowie Übertragung in andere Medien ist nur mit
Genehmigung des Herausgebers erlaubt.

Herausgeber: Holger Lorenz

Redaktionsschluß: 16. Februar 2016

Layout/Satz: Holger Lorenz

Lektorat: Margitta Zellmer

Druck: Druck- und Verlagsgesellschaft Marienberg mbH,

Vertrieb: Druck- und Verlagsgesellschaft Marienberg mbH,
Industriestraße 7 in 09496 Marienberg;
Fax: 03735/234 86; Tel.: 03735/916 40;
sekretariat@druckerei-marienberg.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-946568-00-1

5. Die Arbeitsteilung – das Privateigentum verwandelt die menschliche Gemeinschaft in eine räuberische Gesellschaft	81
5.1. Urkommunismus und Matriarchat	81
5.1.1. Das herrschaftsfreie Matriarchat	83
5.1.2. Die Natur des Menschen kann sich voll entfalten	86
5.1.3. Die gegensätzlichen Triebkräfte von Gemeinschaft und Gesellschaft	91
5.2. Ackerbau und Viehzucht zerstören das Matriarchat	93
5.3. Die Entstehung des Privateigentums, der Familie und des Staates	98
5.4. Klassen, Klassenstaat und Klassenherrschaft – die Klassengesellschaften	101
5.4.1. Die Herrschenden erfinden die Religion	104
5.4.2. Die patriarchalische Despotie	109
5.4.3. Die Sklavenhalter-Demokratie	114
5.4.3.1. Der sehr spezielle Humanismus der Sklavenhalter	119
5.4.3.2. Rom und das panhellenistische Erbe	121
5.4.4. Der Feudalismus	124
5.4.4.1. Die frühromantische Liebe der fahrenden Ritter	130
5.4.5. Der Kapitalismus	132
5.4.5.1. Der Kapitalismus ist die pubertäre Phase der Menschheit	143
5.4.6. Gefährliche Illusionen der Unterdrückten über den Klassenstaat	146
5.5. Der wachsende Gegensatz von Stadt und Land	150
5.6. Die Bevölkerungsgesetze der Klassengesellschaften	153
5.7. Die entfremdete Arbeit	157
6. Der Kapitalismus und seine Entwicklungsstufen	163
6.1. Kapitalismus der freien Konkurrenz	163
6.2. Parasitärer Monopolkapitalismus	170
6.3. Staatsmonopolistischer Kapitalismus und Imperialismus	173
6.3.1. Der imperialistische Kampf um die Vorherrschaft in der Welt	176
6.3.2. Faschismus ist unverhüllte imperialistische Ausbeutung	178
6.3.3. Der gebändigte staatsmonopolistische Kapitalismus nach 1945	186
6.3.4. Verbrechen und Gebrechen des Frühsozialismus	190
6.3.5. Die neoliberale Kehrtwende der Margaret Thatcher	198
6.4. Individualität und kapitalistische Individualisierung	204
6.5. Das angebliche Verschwinden der Arbeiterklasse	207
6.6. Der internationale Klassenkrieg und seine religiöse Umdeutung durch die bürgerliche Klasse und deren Ideologen	210
6.7. Technikgläubigkeit ist kein pseudo-religiöses Problem sondern ein logisches	215
6.8. Die letzte historische Mission der Bourgeoisie	218
7. Der Sozialismus beendet alle Klassenherrschaft	223
7.1. Die modernen Produktivkräfte sprengen das Korsett der kapitalistischen Produktionsverhältnisse	223
7.1.1. Die Grenzen des kapitalistischen Verwertungsprozesses	226
7.1.2. Das Chaos der spätkapitalistischen Produktivkraftentfaltung	228
7.1.3. Der entwickelte Gegensatz von einfacher und komplizierter Lohnarbeit	236
7.1.4. Das Barock des Kapitalismus	239

7.2. Die Aufhebung der entfremdeten Arbeit	243
7.3. Das neue Motto heißt: Globalisierung allen Wissens, Regionalisierung aller Arbeit ..	250
7.4. Das organische Zusammenwachsen von Stadt und Land zur Dorfstadt	258
7.5. Die Herausbildung der patriarchalischen Großfamilie und ihre Degeneration zur proletarischen Kleinstfamilie	263
7.5.1. Die patriarchalische Lüge von der ewigen Liebe	269
7.6. Nur das moderne Matriarchat kann das unkontrollierte kapitalistische Bevölkerungswachstum überwinden	272
7.7. Der befreite Mensch oder die menschliche Natur des natürlichen Menschen	274
7.8. Das natürliche Absterben des Staates	278
7.9. Die größte Propaganda-Lüge unserer heutigen Bourgeois-Klasse	280
7.10. Die historische Mission der internationalen Arbeiterklasse	284
7.11. Das Ende aller Klassenherrschaft	295
8. Auf dem Weg zum Kommunismus	297
8.1. Der Auflösungsprozeß des bürgerlichen Staates hat bereits begonnen	297
8.2. Ein friedlicher Übergang zum Sozialismus liegt in der Selbstbestimmung von Städten und Gemeinden	300
8.3. Die kommende Welt der mütterlichen Vernunft	304
8.3.1. Das lebenslustige Matriarchat erzeugt die kommunistische Weltgemeinschaft ..	311
8.4. Der historische Optimismus in der Dialektik	312
ANHANG	
9. Einführung in die Dialektische Logik [Logik der Natur]	319
9.1. Die drei dialektischen Bewegungsgesetze	323
9.1.1. Das Gesetz vom dialektischen Widerspruch	323
9.1.2. Das Gesetz vom Umschlagen der Quantität in Qualität und umgekehrt	334
9.1.3. Das Gesetz von der Negation der Negation	339
9.2. Begriffe und Kategorien der Dialektischen Logik	344
9.2.1. Die das Denken eröffnenden Kategorien	345
9.2.2. Die das Denken vermittelnden Kategorien	352
9.2.3. Die das Denken beschließenden Kategorien	356
9.3. Die Urteile und Schlüsse der Dialektischen Logik	361
9.4. Das Kriterium der Wahrheit und die absolute Wahrheit	365
9.5. Die Dialektik kennt keine Hierarchieprobleme	368
9.6. Das lebendige Denken	370
9.7. Dialektik der Vernunft	374
Die Idee wird zur materiellen Gewalt, wenn sie die Massen ergreift	380
IMPRESSUM	2
Inhaltsverzeichnis	3
Vom Sinn des Lebens	6

Vom Sinn des Lebens...

An sich betrachtet ist das Leben sinnlos. Es war eine bloße Laune der Natur, eine Zufälligkeit, warum Leben gerade auf der Erde entstanden ist. Doch die Zufälligkeit mußte zur Notwendigkeit werden, wenn Milliarden und aber Milliarden von Planeten im Universum existieren. Die Natur strebt also von sich aus zum Leben. Einmal entstanden, muß es sich fortentwickeln zu immer höheren Lebensformen. Das Endprodukt dieser Höherentwicklung ist der Mensch. Durch ihn endlich wird sich die Natur ihrer selbst bewußt. Die Natur kann sich von nun an selbst erkennen und sich durch den Menschen zielbewußt verändern. (Das setzt allerdings höchstes Verantwortungsbewußtsein für die Natur beim Menschen voraus.)

Für sich betrachtet wird das Leben zum Selbstzweck. Es muß sich beständig reproduzieren, um nicht wieder unterzugehen, denn an seinem Ende wartet immer sein Gegenteil – der Tod. Dieser Prozeß ist aber kein ewig gleichbleibender Kreislauf, sondern ein beständiger Anpassungsprozeß an sich genauso beständig verändernde Umweltbedingungen. Diese Höherentwicklung vom lebenden Einzeller zum lebendigen Vielzeller besitzt eine schraubenförmige Existenzweise, die als beständige Wiederkehr des immer Gleichen erscheint, in Wirklichkeit aber immer nur in ihren Grund der Entwicklung zurückgeht, um danach in einer höherentwickelten Form wiederzuentstehen. Diese Selbsterhaltung auf immer höherer Stufenleiter brachte schließlich den Menschen hervor. Hat der Mensch – da er nun erschaffen ist – irgendeine Aufgabe in diesem Universum zu erfüllen? Dient er einem höheren Zweck? Soll er etwa das ganze Universum bevölkern, beherrschen, benutzen und vernutzen, wie uns das die bürgerliche Science-fiction-Literatur weismachen will?

Für die anderen Lebewesen (vom Einzeller über den Fisch, das Kriechtier bis hin zu den Säugetieren) ist der bürgerliche Mensch, der Bourgeois, zu einer handfesten Bedrohung ihrer eigenen Existenz geworden. Täglich rottet der kapitalistisch wirtschaftende Mensch die anderen Arten aus. Täglich entzieht er sich damit selbst immer mehr die eigene Lebensgrundlage. Entweder, wir gehen jetzt schon dem Ende der Menschheit entgegen – oder aber doch nur dem Ende des Kapitalismus?

Für alle Lebewesen ist das Leben ein Geschenk. Aber nur der Mensch weiß davon. Dieses Geschenk ist zu groß, als daß man es wirklich würdigen könnte. Man kann es nur annehmen und seiner Größe entsprechend sinnhaft zu gestalten versuchen. Dazu bedarf es aber des Verständnisses vom Leben selbst.

... oder besser seiner individuellen Sinnstiftung

Das Leben des Menschen ist eine Entdeckungsreise. Er muß sich selbst entdecken und verwirklichen. Die erste Entdeckung ist die, daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist. Arbeit, Sprache und Kultur haben sich nur im gesellschaftlichen Austausch entwickelt. Nur durch gegenseitige Achtung und Hilfe, durch Zusammenhalt und Zusammenarbeit, durch absolute Solidarität also, konnte sich die Menschheit überhaupt aus dem Tierreich herausarbeiten – und das mit einfachsten Werkzeugen aus Stein. So ist die zweite Entdeckung die, daß der Mensch seine Geschichte macht, indem er seine Lebensmittel gemeinschaftlich produziert.

Doch dann geschah etwas, was damals niemand verstand, und in der Bibel als die „Vertreibung aus dem Paradies“ umschrieben wird. Die Vertreibung aus dem Paradies begann, als die Menschen beim Biß in den Apfel plötzlich zu der Erkenntnis gelangten, daß sie „nackt“ waren, das heißt, daß sie sich ihre eigene menschliche Welt erst noch erschaffen müßten, um wirkliche Menschen zu werden. Doch diese menschliche Welt würde dann auf den Schultern der bis dahin rein natürlichen Welt stehen und könnte dadurch zur Natur in einen Gegensatz geraten. Mit diesem Gegensatz, den es in den paradiesischen Zeiten nicht gegeben hat, schlagen wir uns heute herum. Er scheint unter den jetzt herrschenden kapitalistischen Verhältnissen unüberbrückbar zu sein.

Die Menschheit begann also, ihre Produktivkräfte zu entwickeln. Die Produktivkraftentwicklung basierte vor allem auf der Arbeitsteilung – einem zweiseitigen Schwert. Solange die Menschheit unter matriarchalischen Verhältnissen stand – und das stand sie zwei Millionen Jahre lang – blieb die Arbeitsteilung eine fortschrittliche Tat, denn die Menschen spezialisierten sich nicht, sondern kombinierten ihre Fähigkeiten zum Wohle der Allgemeinheit wie des Einzelnen. Doch mit dem Beginn von Viehzucht und Ackerbau war es damit vorbei. Ab da begann das Patriarchat in das Patriarchat überzugehen. Aus einer freien urkommunistischen Gemeinschaft bildete sich eine auf Eigennutz ausgerichtete väterliche Erbenfolge mit der Entrechtung der Frauen und aller anderen „Habenichtse“.

Wieder liefert hierfür die Bibel ein wunderschönes Bild: Der Ackerbauer Kain erschlug seinen vihtreibenden Bruder Abel. Denn Gott hatte das Opfertier Abels mehr gelobt als den Getreidescheffel Kains. So also kam das Böse über die Menschheit – durch einen Gott, der zwei gleich schwer arbeitende Brüder unterschiedlich behandelte, weil ihm Fleischopfer besser mundeten als Getreideopfer.

In der Wirklichkeit aber waren die Frauen die „Götter“ für die Männer. Sie achteten das Fleisch des Viehzüchters mehr als das Getreide des Ackerbauern. Fleisch war für das Gedeihen der Kinder schließlich überlebenswichtig. So kam es, daß die Frauen selbst ihre jahrtausendealten Vorrechte zugunsten einer gesicherten Kindesernährung aufgaben und den Übergang ins Patriarchat mit einleiteten.

Während der Übergang ins Patriarchat noch friedlich ablief, erzeugten die durch das Patriarchat angetriebenen Verteilungskämpfe bei den viehtreibenden und ackerbauenden Erbegemeinschaften um das gemeinsam erwirtschaftete Mehrprodukt einen inneren Gegensatz, der nur durch eine dritte außenstehende Kraft geschlichtet werden konnte. Diese dritte Kraft war der Staat, dessen Vorsteher der Despot, die Despotie die erste gesellschaftliche Herrschaftsform. Ab hier nun begann die Zivilisation.

Die Zivilisation bedeutete das festgeschriebene Ende der Gleichheit, denn sie war zugleich der Anfang aller Klassengesellschaften. Die privaten Eigentumsverhältnisse bestimmten von nun an die Verteilungsverhältnisse. Und dies ist die dritte Entdeckung.

Die sogenannte Zivilisation war und ist das gerade Gegenteil von dem, was der Begriff angeblich in der Lesart der herrschaftlichen Ideologen ausdrücken soll. Seit nunmehr zehntausend Jahren steht Zivilisation für Mord aus Habsucht und der Totschlag als Privileg der Staatsmacht. Seit Beginn der Zivilisation bewegt sich die Menschheit nur noch in politischen Gegensätzen vorwärts. Aus dem äußeren kriegerischen Gegensatz zwischen den ursprünglichen Jägern und Sammlern in einer freien Natur und den von diesen Ländereien besitzergreifenden Ackerbauern, die den Nomaden plötzlich ihre Jagdgebiete streitig machten, wurde im Laufe der Zivilisation und der damit einhergehenden Arbeitsteilung ein innerer Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten. Der Krieg zwischen beiden blieb bis heute bestehen. Ist die Natur des Menschen demnach eine ewig kriegerische, wie dies die Ideologen des Kapitals behaupten?

Um den Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten positiv, also menschlich, aufheben zu können, bedarf die Menschheit erstens der Dialektischen Logik, um die Welt in ihrem Entwicklungsprozeß begreifen zu können, und zweitens einer organisierten Kraft, die diese Logik zur Befreiung sowohl der Ausgebeuteten als auch der Ausbeuter von diesem inneren Gegensatz in die Wege leiten kann. Diese Kraft kann nur der arbeitende Mensch selbst sein, also alle Lohnarbeiter dieser Welt. Und das ist die vierte abschließende Entdeckung, eine Synthese aus den drei ersten analytischen Entdeckungen – ein urteilender logischer Schluß.

Die zu erringende neue Welt, ist die Welt des Kommunismus – die klassenlose Gemeinschaft. Diese Welt hat schon einmal über zwei Millionen Jahre lang existiert, in einer zwar noch sehr unentwickelten aber dennoch absolut gerechten Form. Diese Welt war die Urgesellschaft, organisiert als Matriarchat. Diese Welt existiert auch heute noch im Kleinen in denjenigen Familien, in denen der Vater sich nicht als Patriarch versteht, sondern nur als weiterer Verantwortlicher für das Gemeinwohl der Familie. Die Frauen dieser Welt müssen die Lebensformen wiederfinden, in denen der Mensch und alle anderen irdischen Kreaturen nie wieder ausgebeutete, geknechtete und erniedrigte Wesen sein werden. Diese Welt zu erschaffen und zu gestalten ist die edelste Aufgabe des Menschen. Nur sie stiftet den Sinn im eigenen Leben. Diese Sinnstiftung macht immun gegen falsche Versprechungen, Verlockungen, Illusionen und jähe Wendungen im Leben. Sie zeigt den eigenen Standpunkt zur umgebenden Welt auf und ist deshalb für das Selbstverständnis eines jeden Menschen dienlicher als alle fremdbestimmenden „Ratgeber-Literaturen“ zusammen.

Wer seine Kraft für die Neugestaltung der Welt einzusetzen gedenkt, muß mit heftigem Gegenwind rechnen. Doch gerade daran wächst die Persönlichkeit, stählt sich der Charakter, wachsen die individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten. Die damit zwangsläufig verbundene Selbstentdeckung ist die wohl schmerzhafteste Entdeckung. In einem solchen Prozeß bekommt jeder die Grenzen seiner geistigen, charakterlichen und körperlichen Kräfte klar vor Augen geführt. Eben das ist doch das Ziel eines 70- oder 80-jährigen Lebens. Am Lebensabend sagen zu können, wer man ist, und wie man zu dem geworden ist, was man ist. Und zugleich will man sicher sein, die Achtung der anderen errungen zu haben.

Der Sinn des Lebens könnte in der neuen Welt des Matriarchats dann lauten: „Menschliche Individualität erblüht durch globale Solidarität“.

Diese Schrift ist eine Entdeckungsreise; eine Reise zur wirklichen Natur des Menschen, zu den herrschenden Naturgesetzen und zu den Gesetzen der Gesellschaft und des menschlichen Denkens. Sie verwendet die dialektisch-materialistische Methode von Karl Marx, die ein lebendiges Denken erzeugt und die vom wirklichen historischen Verlauf aller Prozesse ausgeht und deshalb als einzige Logik in der Lage ist, die Zukunft richtig voraussagen zu können. Diese Denkmethode muß sich die internationale Arbeiterklasse aneignen, um letztlich siegreich zu sein, damit sie die Welt vor dem sicheren kapitalistischen Untergang zu bewahren vermag.

Holger Lorenz am 1. Dezember 2014

1. Materie und Bewußtsein

1.1. Das All[es] und das Nichts

Abstrakt betrachtet, bilden das Alles (Eins) und das Nichts (Null) die beiden Gegensätze des Ganzen, also alles Existierenden. Das Alles ist dabei die positive und bewahrende Seite, das Nichts die negative und zerstörende Seite. Das Alles kann nur gemeinsam mit dem Nichts existieren. Indem sich das All in das endlose Nichts ausdehnt, bewegt und entwickelt es sich. Die Bewegung – das Werden und Vergehen – ist die erste Absolute alles Existierenden. Alles Feste und Starre dagegen ist nur relativ, also endlich. Das Universum und seine Bestandteile sind in ewiger Bewegung. Denn: alles fließt. Mithin bildet der abstrakte dialektische Widerspruch den binären Code (2ⁿ), aus dem die Welt (mathematisch) besteht.

1.2. Werden und Vergehen des Weltalls

Energiequanten und die Wechselwirkung mit ihrem Energiefeld bilden – physikalisch betrachtet – die Grundlage des Weltenalls. Energie¹ ist die Grundsubstanz des Universums. Aus ihr geht sowohl die absolute Bewegung wie auch die relative Gegenständlichkeit alles Existierenden hervor.

Die Wissenschaft kann derzeit rund 14 Mrd. Lichtjahre ins Weltall hinaus blicken. Was sich dahinter verbirgt, weiß niemand. Doch dieses Hinausblicken ist eher ein Zurückblicken. Denn das Licht, das von fernen Galaxien leuchtet, ist genauso alt, wie die Zeitspanne, die es bis zu uns gebraucht hat. Je weiter wir also sehen können, desto weiter entfernen wir uns von der Gegenwart. Wir können demnach nur die Vergangenheit erblicken. Um aber das Wesen hinter den – noch dazu veralteten – beobachtbaren Erscheinungen erkennen zu können, muß der Mensch Denkarbeit leisten. Dazu bedarf es jedoch der richtigen Denkmethode. Die hier im Buch verwendete ist die von Karl Marx entwickelte dialektisch-

¹ Der physikalische Begriff „Energie“ steht hierbei gleichberechtigt für den Begriff „Materie“, die laut philosophischer Definition nur existieren kann, wenn sie sich bewegt. Energie ist sich selbst bewegende Materie. Der Begriff Materie ist ein rein philosophischer Begriff, der alles das meint, was außerhalb und unabhängig vom menschlichen Bewußtsein existiert.

An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassegegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.

aus Karl Marx / Friedrich Engels: Das kommunistische Manifest (1848)

materialistische Logik, die mit der Logik der Natur in Übereinstimmung steht², im Gegensatz zur formalen Logik, die auf Widerspruchsfreiheit – also auf der vorsätzlichen Ignorierung der oben beschriebenen absoluten Bewegung – beruht. Gerade aber der Widerspruch ist die Mutter aller Bewegung und Entwicklung. Wer die Bewegung anhalten will, der untersucht nur noch das Tote. Eben das ist das Dilemma der letzten 1.000 Jahre Wissenschaft.

Das von der bürgerlichen Wissenschaft noch immer vertretene Paradigma, wonach sich irgendwelche kleinste Teilchen (Elementarteilchen) zu komplexeren Formen vereinigt hätten, woraus sich schließlich das gesamte Weltall gebildet hätte, ist nicht mehr zu halten. Als das „unteilbare“ Atom vor reichlich 100 Jahren in Stücke sprang, begann eigenartigerweise die Suche nach dem „unteilbaren“ Elementarteilchen, obwohl man schon damals aus der Mathematik wußte, daß man das Teilen eines Ganzen bis in alle Ewigkeit fortsetzen kann (1:2; 1:512 usw. usf.). Der dialektische Widerspruch, aus dem die ganze Welt besteht, ist mathematisch betrachtet ein Zahlenverhältnis, dessen anfängliche Summe Eins zum Produkt Eins wird, wenn beide Faktoren des Gegensatzes sich gegensätzlich zu entwickeln beginnen. Und dieses Wechselverhältnis ist unendlich teilbar wie multiplizierbar. Aus diesen beiden Energieteilen kann sich alles bilden, genauso wie sich aus dem binären Zahlencode 2ⁿ der Computersprache Zahlen, Wörter, Bilder, Filme und sogar Musik bilden lassen.

Genauso falsch wie die Vorstellung vom Elementarteilchen ist der eingebildete Urknall. Dieser Schluß wurde aus dem beobachteten expandierenden Weltall als Umkehrschluß gezogen (Rotverschiebung des Lichts). Nach der dialektischen Logik jedoch erfolgt alle Entwicklung in Sprüngen, die wiederum die Größenordnung (Quantum) der kleinsten Einheit der Prozeßbestandteile haben (z.B. ein Molekül, ein Bit, ein Bolzen, ein Mensch etc.) oder aber gleich einen Quantensprung darstellen (Umschlag von Quantität in Qualität und umgekehrt). Man kann also nicht „linear“ das derzeit Beobachtete einfach zurückrechnen.

Das Werden des Weltalls und der Platz des Menschen in diesem faszinierenden Kosmos interessiert alle Menschen, selbst noch die Hungernden auf dieser Welt. Der Wissensdurst des Menschen ist grenzenlos. Was aber wird ihm angeboten? Hausmannskost. Von Wissenschaftlern, die „ihren Job machen“. Bürgerliche Produktion von Wissen, das deu-

² Für Leser ohne Kenntnis der dialektischen Logik ist es für das durchgehende Verständnis dieses Buches besser, mit dem letzten Kapitel Nr. 9 zu beginnen, das eine kurze Einführung in die Dialektische Logik gibt. Durch die Selbstenwicklung dieser natürlichen Logik erklärt sie sich fast wie von selbst.

tet und einordnet, aber nichts wichtet und erklärt. Immer neue Namen für neue Teilchen, eingeordnet in eine Matrix, statt Begriffe und Theorien. Das westliche Europa, das sich zur EU vereinte, um mit Hilfe eines größeren Marktes den USA sowie den aufstrebenden asiatischen Staaten wirtschaftlich Paroli bieten zu können, leistet sich in Genf das CERN, das einen gewaltigen unterirdischen Teilchenbeschleuniger betreibt, um angeblich dem Geheimnis des Universums auf die Spur zu kommen. Doch was macht man dort? Man beschießt große Atomkerne, um kleinere Bruchstücke zu erzeugen. Vielleicht ist ja da ein Teilchen dabei, das wir noch nicht kennen, oder nach dem wir schon lange suchen (Higgs-Boson). Wäre es nicht sinnvoller und billiger, die einfacheren Photonen und Elektronen zu untersuchen? Sie sind bereits die weitaus kleinsten „Teilchen“, die existieren, und sie sind viel leichter zugänglich. Man gibt am CERN vor, die Grundbausteine des Universums finden zu wollen, dabei steckt doch schon im Photon der Bauplan des gesamten Universums. Das CERN ist im Grunde eine gigantische Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für die klügsten Köpfe unserer Zeit. Gebraucht wird das CERN deshalb, weil die Wirtschaft diese Wissenschaftler nicht bezahlen will, obwohl die Wirtschaft und die Politiker sie brauchen, denn durch den Beschuß von Atomkernen könnten sich ganz neue technische Erkenntnisse ergeben, die die technologische Vormachtstellung der EU gegenüber dem aufstrebenden Asien und Südamerika wie auch Rußlands auf weitere Jahrzehnte sichern könnten. Und für dieses imperialistische Gehebe muß ausgerechnet der einfache Arbeiter mit seinen Steuergroschen herhalten.

Abseits des Mainstream-Wissenschaftsbetriebes jedoch entwickeln sich dennoch neue bahnbrechende Erkenntnisse über die Grundbestandteile des Weltalls und über seine mögliche Entwicklung, allerdings mit weitaus geringeren Budgets oder gleich ganz im Alleingang in der Studierstube. Der deutsche Philosoph und Physiker Roland Wingert bietet eine neue Theorie, um das Universum einheitlich und in sich geschlossen zu beschreiben. Diese Theorie macht darüber hinaus die seit 50 Jahren währenden vergeblichen Versuche zur Zusammenführung der Planckschen Quantentheorie mit der Einsteinschen Allgemeinen Relativitätstheorie überflüssig.

Nach Wingert entstand das Universum aus einer Energieschleife, die man sich wie ein Möbiusband³ vorstellen kann. Obwohl diese Schleife

³ Möbiusband: Ein Band, dessen eines Ende um 180 Grad verdreht an das andere Ende befestigt wird. Das Charakteristische ist, daß man dabei von der einen Seite der Fläche zur anderen Seite gelangen kann, ohne den Rand der Fläche zu überschreiten.

nur eine Seite hat, existieren zugleich zwei entgegengesetzte Flächen. Auf der einen Fläche sitzt die Raum-Energie, auf der anderen die Zeit-Energie. Nach außen hin ist das Band völlig neutral, es kann nicht bemerkt werden. Wenn sich jedoch (durch irgendeinen Zufall) eine noch so kleine Störung in der Energieverteilung auf der Schleife ergibt, zieht diese Störung aus der Gegenseite Energie an sich. Diese Energie fließt in das Zentrum der Störung und stülpt dort eine Blase aus. Diese wachsende Energie-Blase ist ein beginnendes Universum. Dabei ist das Universum keine Kugel, sondern ein „Luftballon“ mit einer ganz dicken Haut. In dieser dicken Haut entstehen später die Spiralnebel und Galaxien aus konzentrierter Raum-Energie, während die Zeit-Energie expandiert. Wingert schreibt: *„Körper sind also auskondensierte Raum-Energie. Es bildet sich für uns ein wahrnehmbarer Raum, der vom Mittelpunkt des Massekörpers ausgehend mit dem Quadrat der Entfernung an Raum-Energie verliert (Energieschalen). Das energetische Potential des Massekörpers umschließt ihn schalenförmig. Es gibt also keine Körper und Räume. Die Körper sind selbst Räume – konzentrierte Raum-Energie.“*

Der Gegenspieler ist die Zeit-Energie, die im selben Verhältnis abnimmt wie die Raum-Energie zunimmt. Das Licht definiert Wingert als reine Zeit-Energie, die ihre Raum-Energie vollkommen aufgebraucht hat. Das Interessante an der Theorie von Roland Wingert ist unter anderem:

- 1.) Daß dieses Möbius-Schleifen-Universum keinen ersten Anstoß benötigt (wie etwa die Urknall-Theorie)
- 2.) Daß es eine rein energetische Erklärung liefert für viele Phänomene im Universum wie etwa die der Gravitation oder der Wellen-Teilchen-Dualität.
- 3.) Daß sie eine Hierarchie und klare Grenzübergänge zu neuen Qualitäten besitzt
- 4.) Daß sie materiell, dialektisch und physikalisch zugleich ist und
- 5.) daß das Wingertsche Weltall eine Geschichte besitzt, die nicht beständig durch einen Urknall wieder ausgelöscht wird.

Dieses Blasen-Weltall, das durch eine Ausstülpung aus einem Energiefeld entstanden ist, wächst also wie das Aufblasen eines Luftballons, wobei das Innere wie das Äußere leer ist. Nur am Mund des Ballons befindet sich das doppelseitige Energieband. Alle Bewegung spielt sich in der dicken Ballonhaut ab. Damit besitzt dieses Universum eine Form, wie sie auch aus der Biologie als „Ausstülpung“ bzw. „Einfaltung“ bekannt ist. Diese beiden Begriffe beschreiben grundlegende Entwicklungsformen in unserem Universum. So ist die lebendige Zelle bekanntlich aus

sich einfaltenden Häuten von bestimmten Aminosäuren entstanden. Oder nehmen wir das menschliche Großhirn. Es ist in Wahrheit ein riesiger Ballon, der sich im Laufe der menschlichen Entwicklung unters Schädeldach einfallen mußte, weil der Schädel nicht in derselben Weise mitwachsen konnte.

Wenn, wie von der bürgerlichen Physik behauptet, alle Galaxien sich voneinander entfernen, müßte die Dichte des Weltalls immer dünner werden, was aber nicht beobachtet wird. Oder es müßte beständig neue „Materie“ von irgendwoher nachfließen, also aus dem Nichts entstehen, was nicht erklärt werden kann. Im Wingertschen Modell dagegen zieht die wachsende Blase ihre Energie und die sich daraus bildenden materiellen Teilchen aus der Energie der Schleifenrückseite. Es ist auch vorstellbar, daß aus dem Band mehrere Universen wachsen. Wie aber auch immer das Universum entstanden ist und wohin es sich auch entwickelt, die Zeiträume dessen sind für die Menschheit so unendlich groß, daß ihr praktisches Leben davon nicht beeinflusst wird. Die Menschheit hat biologisch betrachtet noch viele Millionen Jahre vor sich. Wir müssen also nicht schon heute die Entstehung des Weltalls bis ins Detail erklären. Es kommen noch viele Generationen, die das Weltall und seine kleinsten Bestandteile erforschen und Neues entdecken wollen. Was die heute lebende Generation tun muß, ist, diese Welt so zu erhalten, daß auch nachkommende Generationen leben, forschen und entdecken können. Dies aber ist unter den heutigen kapitalistischen Verhältnissen mehr als fraglich geworden.

1.3. Auf den Standpunkt kommt es an

Es war Karl Marx, der als erster die Standortbestimmung des Betrachters in die Wissenschaften einführte. Und dies ganz konsequent. Denn von wo aus ich etwas betrachte, ist bei der Relativität aller prozessierenden Dinge von entscheidender Bedeutung. Nicht nur alles Existierende im Universum bewegt sich, auch das Universum selbst wächst und gedeiht. Vielleicht ist ja die berühmte 3-Kelvin-Hintergrundstrahlung im Universum nicht der Nachhall vom eingebildeten Urknall, sondern der Energiestrom aus der Rückseite der Möbiusschleife?

In der klassischen Physik wählte man den Betrachtungsstandpunkt so, daß man das Experiment gut überblicken und die Meßwerte möglichst genau ablesen konnte. Wenn der Physiker jedoch den Weltraum beob-

achtet, muß er die Bewegung der Erde, auf der er sich befindet, mit beachten, damit das Ergebnis nicht verfälscht wird. Könnte sich der Physiker außerhalb des Universums aufstellen, würde er Dinge sehen, die wir von der Erde aus nicht sehen können, so z.B. die Eigenbewegung des Universums, oder vielleicht ein zweites Universum. Genauso schwierig wie es ist, sich außerhalb des Universums zu stellen, ist es, sich in das Universum eines Atoms zu begeben. Wir können das Atom nur von außen betrachten. Wollten wir ins Atominnere, würden wir das Forschungsobjekt Atom selbst zerstören. Selbst wenn wir uns auf Elektronengröße verkleinern könnten, würden wir als Schalelektron die Meßergebnisse signifikant verfälschen. In die Miniwelt der Atome und ihrer Bestandteile kommt der Mensch nur durch Gewalt hinein, wobei er diese Welt entweder verfälscht oder sogar zerstört. Ein weiteres Problem ist die absolute Bewegung der Materie, die ein scharfes Abbild der Atombestandteile unmöglich macht. Je näher man rangeht, je größer die Abbildungsleistung wird, desto relativ schneller ist die Bewegung der Teilchen im Verhältnis zum Vergrößerungsmaßstab. Das Bild wird immer verschwommener. Der deutsche Physiker und Quantenmechaniker Werner Heisenberg hat dafür den Begriff der Unschärferelation geprägt. In der Quantenmechanik wie in der Einsteinschen Relativitätstheorie muß man immer den eigenen Standpunkt genau beachten, von dem man aus Sterne, Planeten, Raumschiffe oder auch Quarks und Bosonen betrachtet.

Für die Betrachtung der heutigen in Arm und Reich geteilten Welt ist die Angabe des Standpunktes ebenso wichtig. Wenn die Herren Journalisten der bürgerlichen Massenmedien vor ihren Berichten erklären würden, daß sie z.B. den Krieg in Syrien vom bürgerlichen Standpunkt aus kommentieren, dann wüßten die Lohnarbeiter dieser Welt sofort, was sie von dem Bericht zu halten haben. So aber erscheint jeder dieser Beiträge von einem „objektiven“ Standpunkt aus erzählt (als ob der Reporter Gott persönlich sei). Nicht selten wird der Bericht dann noch mit Krokodilstränen „aufgemenschelt“, um die Einfältigen unter den Zuschauern vollkommen auf die Seite des sich um Menschlichkeit wirklich nicht kümmernden Kapitals zu ziehen.

Die Wirkung des Menschen auf unsere Erde ist enorm. Schon 80 Prozent der Erdoberfläche sind durch menschliches Tun verändert. Reine Natur herrscht nur noch in abgelegenen Gegenden. Im Universum spielt die Fortexistenz der Erde keine Rolle. Für den Menschen dagegen ist sie die erste Existenzbedingung. Nur auf der Erde, und nur hier, kann der Mensch leben. Denn hier ist er entstanden und nur hier befindet er sich in

perfekter Symbiose mit der ihn umgebenden Natur. Eine solche Symbiose ließe sich auf anderen Planeten nie wieder herstellen.

1.4. Das bewußte Sein des Menschen und seine Stellung im Universum

Die tägliche konkrete Arbeit war es, die in Jahrtausenden aus Affen Menschen werden ließ. In diesem Prozeß haben sich aus Greiforganen Hände geformt, die zu handwerklicher Arbeit fähig wurden. Die Beweglichkeit der Hände führte zur Beweglichkeit des Geistes, dieser wiederum machte die Hände noch feimotoriger, da mit dem Geist das Bedürfnis nach noch besseren Werkzeugen aufkam. Je komplexer nun die Werkzeuge wurden, desto notwendiger entwickelte sich die zwischenmenschliche Kommunikation und schließlich das Sprechen. Mit der Begriffswelt der Sprache begann sich das konkrete Denken des frühen Menschen hin zum abstrakten Denken fortzubilden. Der menschliche Körper und der menschliche Geist bildeten dabei immer eine untrennbare Einheit. Der Mensch wurde sich in diesem Prozeß immer mehr seiner geistigen und körperlichen Kräfte bewußt. Genauso bewußt wurde ihm die Abhängigkeit von seinen Sippenmitgliedern. Durch gemeinsames Denken und Handeln gelang es ihnen, sich immer unabhängiger von den Unbilden der Natur zu machen. Die Gemeinsamkeit sorgte für das Überleben jedes Einzelnen. Die Gemeinschaft war der Hort ihrer Geborgenheit, aus der heraus sie beginnen konnten, die sie umgebende Welt zu verstehen. Mit dem Verstehenwollen der Welt begann ein Streit zwischen jenen, die dem Denken das Primat in der Weltgeschichte gaben, also den Idealisten, und denen, die davon ausgingen, daß sich das Denken nur aus dem Tätigsein des Menschen selber erklären ließ, daß also die Welt auch ohne Menschen und ohne göttlichen Schöpfer existieren würde, einfach aus sich selbst heraus, und diejenigen nannten sich selbst Materialisten.

Der philosophische Begriff der Materie beinhaltet alles, was außerhalb und unabhängig vom menschlichen Denken existiert⁴. Alles ist materiell, nur das Denken nicht, denn das ist selbst ideell. Es kann nichts erschaffen außer Ideen, Pläne, Theorien, Träume und vielleicht noch Luftschlösser.

⁴ Diese Definition des Materiebegriffs wurde von Friedrich Engels begründet und von W.I. Lenin in der Auseinandersetzung mit der damaligen Physik fortentwickelt, als plötzlich das „Verschwinden“ von Materie erklärt werden mußte.

Bürgerliche Physiker verwenden den Begriff Materie fälschlicherweise für irgend etwas undefinierbar Stoffliches, als Abstraktum für ihre Untersuchungsgegenstände, für „Teilchen“ und „Elementarteilchen“. In der Physik wie auch in allen anderen Naturwissenschaften hat der Begriff der Materie nichts zu suchen, er ist ein rein erkenntnistheoretischer Begriff.

Das Bewußtsein des Menschen ist eine Widerspiegelung der objektiven Realität, die uns umgibt und als die auch unser Körper existiert. Das Gehirn ist ein materielles Substrat, entstanden aus dem zentralen Nervensystem. Es ist materiell und funktioniert materiell. Nur die Produkte des Gehirns sind ideell. Doch die Richtigkeit dieser Ideen müssen sich dann erst noch in der Praxis beweisen.

In der Welt existieren unabhängig von uns elementare Entwicklungsgesetze, die es zu entdecken gilt. Die Dialektik der Natur, also ihre innere Widersprüchlichkeit, ist die Triebkraft aller Entwicklung. Der dialektische Widerspruch als Kampf und Einheit der inneren Gegensätze setzt sich selbst, sobald etwas Neues in die Welt tritt. So bilden zum Beispiel Materie und Bewußtsein seit dem Tag einen dialektischen Gegensatz, als der Mensch begonnen hatte, sich über seine eigene Tätigkeit Rechenschaft abzulegen, kurz, als er begonnen hatte, über sich selbst nachzudenken. Oder als die Menschen am Ende der Steinzeit erstmals ihre kleinen produzierten Überschüsse als Ware anfangen zu tauschen, ahnten sie nicht im geringsten, daß in diesen Waren der Gegensatz zwischen Wert und Gebrauchswert steckt und daß dieser Gegensatz innerhalb von zehntausend Jahren in einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit auswachsen würde, und der heute kurz davor steht, unseren Planeten unbewohnbar zu machen. Nur gut, daß dialektische Widersprüche am Ende ihrer Entwicklung zu einer Lösung streben. Entweder, es entsteht dann etwas Neuartiges, oder aber beide Seiten gehen kämpfend unter. Das ist ein Grundgesetz der Dialektik wie auch eines der Natur. Also nur, indem die Ausbeuteten und Entrechteten dieser Welt sich zum vollständigen und kompromißlosen Verständnis ihrer eigenen Lage aufraffen, um den weltweiten Kampf gegen das Kapital zielgerichtet führen zu können, kann die Welt vor der Vernichtung durch die kapitalistische Produktions- und Lebensweise bewahrt werden.

Da die Entstehung von Leben und Intelligenz im Universum allgemein bereits angelegt ist durch die Entwicklung vom Niederen zum Höheren, muß es auch zwangsläufig andere Planeten geben, wo ähnliche Wesen leben, wie wir es sind. Doch der Weg dorthin und der Unterschied in der zeitlichen Entwicklung sind unüberbrückbare Distanzen. Und selbst wenn

ein Kontakt gelänge, wünschte sicher keine der beiden Seiten, daß die andere Seite die eigenen Probleme löste. Viele Menschen auf dieser Erde haben seit Karl Marx unser Hauptproblem erkannt: Das Kapital als ein Ausbeutungsverhältnis zwischen Menschen, wobei die eine Klasse nicht arbeitet, aber bestimmt, was in welcher Weise produziert wird, und eine andere Klasse sich zu Tode arbeitet, weil der Hunger der anderen Klasse nach Profit systembedingt **maßlos** ist. Der Grund für diese Maßlosigkeit, die die Angehörigen der Arbeiterklasse in Armut und Abhängigkeit hält und in wenigen Jahren zur Vergiftung der Erdoberfläche führen muß, ist das dialektische Auseinanderfallen von Produktion und Konsumtion. Im Kapitalismus kann sich die Produktion nicht erschöpfen, wenn das Konsumtionsbedürfnis befriedigt ist, da die Vermehrung von Kapital Selbstzweck, also **endlos**, ist. Denn Kapitalisten kaufen nur, um zu verkaufen. Nur so kann sich ihr Kapital als „Mehrwert heckender Wert“ erhalten.

2. Das Universum

2.1. Der Kampf zwischen Zeitenergie und Raumenergie konstituiert den Mikrokosmos und den Makrokosmos

Das gesamte Universum besteht aus nichts anderem als Energie. Alles ist letztendlich Energie. Deshalb sollten sich die Physiker der Frage widmen: Was ist Energie?, statt nach dem kleinsten Baustein der Materie Ausschau zu halten. Erkenntnistheoretisch läßt sich die Frage einfach beantworten. Energie ist pure Bewegung. Diese Bewegung kennt keine Grenzen. Deshalb kann sie sich in verschiedenen Formen zeigen, als Licht, als Wärme, als Masse, als Beschleunigung oder Verzögerung, ja selbst als Körper. Da Teilchen fast zeitlos unterwegs sein können, sind sie in der Lage Körper zu formen, indem sie sich nahezu zur selben Zeit an einem Ort und schon wieder an einem anderen Ort befinden. So „formen“ sie Körper mit „hart“ erscheinenden Körperkanten durch bloße Bewegung, die wir in unserem Makrokosmos wegen ihrer nahezu zeitlosen Bewegungsgeschwindigkeit nicht wahrnehmen können.

Doch was sind nun Teilchen? Zunächst einmal Teile des Atoms. Die interessantesten von ihnen sind die Elektronen, denn diese sollen wahrscheinlich nicht weiter teilbar sein. Sie sind also schon so etwas wie Elementarteilchen, nach denen die bürgerliche Wissenschaft so intensiv sucht. Die Elektronen bilden eine Hülle um den positiv geladenen Atomkern und neutralisieren nach außen hin das Atom durch ihre entgegengesetzte gleichgroße negative Ladung. Den Atomkern wiederum bilden positive schwere Protonen und genauso schwere ladungslose Neutronen. Je nachdem wie viele Teilchen ein Atom besitzt, bilden sie nach außen hin unterschiedliche Eigenschaften aus. Die leichten sind gasförmig, die schweren bilden Gitter mit anderen ihresgleichen. All das ergibt eine Vielzahl chemischer Eigenschaften, beantwortet aber die Frage nicht, was denn Teilchen nun sind. Nur eines ist klar: Teilchen haben eine „Schwere“ bzw. eine „Masse“, was immer das auch sein mag. Aber Teilchen haben darüber hinaus noch etwas außerordentlich Interessantes, oder besser gesagt, sie haben etwas nicht, nämlich Wellencharakter.

Die eingangs beschriebene Energieschleife des vorgestellten Möbius-Bandes ist im Grunde genommen eine einzige große Welle, woraus sich eine grundlegende Eigenschaft des daraus entstehenden Universums er-

gibt: nämlich der Wellencharakter seiner Bestandteile. Das Licht ist eine Welle (solange es sich frei bewegt), alle Strahlung überhaupt. Dieser Wellencharakter, der in der Existenzweise des Universums bereits angelegt ist, muß natürlich auch Auswirkungen auf die Organisationsformen der Energie (Materie) selbst haben. Wie konstituiert sich also die Energie (Materie) zu dem, was wir beobachten?

Zunächst muß erst einmal festgestellt werden, daß Energie etwas sein muß, was erstens formlos bzw. unendlich formbar ist; das zweitens sich in ewiger Bewegung befindet und deshalb, wenn es mit einem anderen Quantum Energie zusammenstößt, unbedingt etwas Neues ergeben muß, um die Bewegung als solche zu erhalten – Energie kann schließlich nicht verloren gehen. Und drittens schließlich muß der über allem und jedem liegende Wellencharakter des Universums den Bewegungsverlauf der Energiepakete (Quanten) in irgendeiner Weise bestimmen.

Die Dialektische Logik besagt, daß jedes Ding zwei Seiten hat, die ineinander übergehen und sich gleichzeitig ausschließen. Wenn das stimmt, müßte jedes Teilchen selbst Welle sein oder aber seinen Wellencharakter verborgen in sich tragen. Und beides ist offenbar der Fall. Das Photon reist wellenförmig durch das Universum wie alle andere elektromagnetische Strahlung auch. Trifft es auf einen Gegenstand, wird seine Bewegungsenergie schlagartig zu Null. Es verwandelt sich in ein träges Teilchen, während der Rest der Energie auf den festen Gegenstand überspringt. Und was sind nun die trägen Teilchen, oder besser die Elementarteilchen? Sie tragen ihre Welle im Inneren als sogenannten Spin. Der Spin ist eine Endlosschleife, in der die sich bewegende Energie gefangen ist und sich dadurch neutralisiert, was von außen betrachtet als Masseanreicherung im Teilchen erscheint, wobei die Menge der eingeschlossenen Energie die unterschiedlichsten Formen von Endlosschleifen hervorbringt und so die verschiedensten Elementarteilchenformen erzeugt.

Wenn Energie unendlich teilbar ist, dann kann es natürlich keine kleinsten Bestandteile geben. Unendliche Formenvielfalt sollte daraus also resultieren. Doch die wird weder im Mikrokosmos noch im Makrokosmos beobachtet. Hier muß es also etwas geben, was eine relativ einheitliche Struktur hineinbringt. Das kann nur das Möbiusband selbst sein, das dem Ganzen seine Struktur aufzwingt.

Es gibt seit den 1960-er Jahren noch eine String-Theorie, wonach die Teilchen aus kleinen Stricken bestehen sollen, die sich vorn und hinten aneinanderreihen oder zu y-förmigen Gebilden zusammenschließen. Die Theorie ist insofern interessant, weil ja auch ein dialektischer Wi-

derspruch eine ähnliche Form aufweist: zwei Gegensätze hängen an den Enden eines Fadens, wobei die beiden Seiten ein drittes Anderes bilden. Dieses Andere geht wieder Beziehungen zu weiteren Anderen ein. So hängt ein Widerspruch mit dem nächsten zusammen, und dieser wieder mit einem anderen, wobei sich auch eine Hierarchie ergibt, wenn man das Ganze von einem festgelegten Standpunkt aus betrachtet. Denn alles hängt mit allem zusammen.

Wenn man annimmt, daß diese Strings Energiepakete sind und daß sich diese Energiepakete bewegen müssen, kommt man zum Quantenprinzip, bzw. zum zweiten dialektischen Grundgesetz, das ein Umschlagen von einer Quantität in eine neue Qualität und umgekehrt nur ermöglicht, wenn ein bestimmtes Quantum voll ist (Wenn das Faß voll ist, läuft es über. Oder wenn der Kapitalismus alle Produktivkräfte entwickelt hat, zu der er in der Lage ist, kommt eine neue Gesellschaftsordnung, die ganz andere Produktivkräfte entwickeln kann, nämlich der Kommunismus.)

Energiequanten vollführen in ihrem Innern eine Bewegung, die mit ihrer äußeren Bewegung in dem Zusammenhang steht, daß die Summe der beiden Energien konstant ist. Sind sie schnell wie Photonen, ist die innere Energie nahe Null. Sind sie langsamer, wächst die innere Energie mit ihrer Langsamkeit, während die äußere Energie im Inneren verschwindet. Im Innern vollführt die Energie beständig Seitenwechsel, vielleicht mit anderen Energiepaketen, vielleicht nur mit sich selbst. Aber so bilden sich verschiedene Teilchen, indem sie raumgreifend Körper erzeugen. Da die Energiepakete laufend den Ort wechseln, erzeugen sie elektrische Felder. Wenn sie dagegen nach außen hin neutral erscheinen, ist anzunehmen, daß ein zweites Energiepaket am Teilchenbildungsprozeß teilgenommen hat. Sie „tanzen“ dann umeinander herum. Wenn es wirklich Strings sind, kommt es auch darauf an, ob das eine zum andern auf dem Kopf steht. Dann könnten sie sich abstoßen und sehr große Räume einnehmen. Das ist natürlich alles Spekulation. Doch das Problem ist, daß wir nicht in diese Welt der Teilchen eindringen können. Eine praktische Erforschung ist also nur indirekt möglich. Das CERN in Genf hat jetzt die Möglichkeiten dazu. Vielleicht stellt sich heraus, daß in den Quarks und Leptonen, die z.B. ein Proton bilden, noch einmal eine Welt existiert, die noch hundert Mal kleiner ist als die Welt der Quarks und Leptonen? Eben deshalb sollte die Teilchenphysik sich ernsthaft mit den bereits von Hegel, Marx und Engels entdeckten Denkgesetzen der Dialektik beschäftigen. Da die subjektive Dialektik (Denken) die Gesetze der objektiven Dialektik (objektive Realität) adäquat widerspiegelt, sollte man doch auch von den

Gesetzen der subjektiven Dialektik auf die kleinsten Bestandteile dieser objektiven Dialektik schließen können!

Noch ein Wort zu den heute bereits vorliegenden Forschungsergebnissen aus der Teilchenphysik: Die verwendeten physikalischen Begriffe Kraft, Gravitation und Masse sind nebulös und zum Teil sogar irreführend. Kein Mensch kann sagen, was das wirklich ist. Es sind also keine erkenntnistheoretischen Begriffe, sondern Bezeichnungen, die an drei Schubladen angeheftet sind. Noch schlimmer sieht es beim sogenannten Standardmodell der Elementarteilchen aus. Da gibt es Quarks und Leptonen (erfundene Namen, also nicht mal Bezeichnungen), die durch die Eichbosonen (Gluon, Higgs-Boson, Photon) verschiedene „Kräfte“ entwickeln, nämlich die Gravitation, die starke Kraft, die schwache Kraft und die elektromagnetische Kraft. Das Wort Kraft, das vom Menschen, vom Zugochsen oder vom Pferd entlehnt wurde, erklärt doch gar nichts. Was ist Kraft? Muskelkraft beim Menschen oder beim Tier ist in Zellen gespeicherte Energie, die durch einen Impuls eines Nervs ausgelöst wird. Ein solches Wort für etwas zu verwenden, das keine Muskeln hat, bedeutet doch, daß derjenige gar nicht wissen will, was hier wirklich geschieht. Als Albert Einstein die Gravitation als „freien Fall eines im gekrümmten Raum sich geradlinig fortbewegenden Körpers“ beschrieb, war das Wort Kraft aus der noch von Isaac Newton stammenden Definition für die Gravitation ausgetrieben – dachte man. Nun taucht das Wort Kraft wieder im Zusammenhang mit der Gravitation auf. Die Masse eines Teilchens und damit seine Gravitation soll vom kürzlich angeblich entdeckten Higgs-Boson erzeugt werden (um das es nach seiner Entdeckung 2012 sofort wieder still geworden war).

Irgendwie dreht sich die bürgerliche Physik im Kreis. Sie kommt nicht voran, weil sie davon ausgeht, daß der Mensch von Geburt an intelligent ist, so wie der Adlige früher von Natur aus blaublütig war. Die bürgerliche Physik will nicht anerkennen, daß es Denkgesetze gibt, die aus den Gesetzen der Natur abgeleitet werden müssen. Wer diese Denkgesetze kennt, denkt in aller Regel richtig. Wer diese Gesetze nicht kennt oder nicht kennen will, der denkt so, wie er denkt, daß es richtig ist. Deshalb ist der „IQ“⁵ unter Bürgerlichen so beliebt.

⁵ Nach der bürgerlichen Lesart soll der Intelligenz-Quotient eines Menschen einen objektiven Wert haben. Wenn dem wirklich so wäre, müßte der IQ-Wert eines Neugeborenen bereits dem des erwachsenen Menschen entsprechen, was ganz offensichtlicher Schwachsinn ist. Hier badet das Bürgertum in der Sonne, in der es in jeder Generation aufs neue seine nazi-braune (elitäre) Färbung erwirbt.

Auch auf dem Gebiet der Teilchenphysik steht die Menschheit also noch am Anfang der Forschung. Da die relativen Energiemengen in den Atomen groß sind und die absolute Anzahl der Atome gigantisch, besteht die Gefahr, daß die Entdeckung des Weges hin zu diesen Energiemengen unter kapitalistischen Bedingungen zu einer furchtbaren Katastrophe führt. Selbst die friedliche Nutzung dieser Energiemengen würde innerhalb weniger Jahre durch die absolute Maßlosigkeit des prozessierenden Kapitals zu einer vollständigen Vernichtung der Biosphäre führen, denn wenn Energie zum Nulltarif zu haben wäre, würde die kapitalistische Produktionsmaschinerie sofort ins Gigantische hochlaufen und die explodierenden Börsenkurse würden diesen Wettlauf nochmals anheizen. Es scheint aber doch so zu sein, daß diese gewaltigen Energien erst in einer kommunistischen Gesellschaft erkannt und freigesetzt werden können. Wahrscheinlich jedoch wird das dann gar nicht mehr nötig sein. Es gibt einfachere, bessere und letztlich menschlichere Wege, um Häuser zu heizen oder Wasser in den 4. Stock zu pumpen. Und die große Industrie, so wie wir sie heute kennen, wird es dann sowieso nicht mehr geben.

2.2. Unser Sonnensystem

Die Gravitation kann man sich wie Newton als eine Massenkraft vorstellen, durch die sich Körper gegenseitig anziehen. Diese Kraft läßt sich auch sehr genau berechnen, sofern kein dritter oder weiterer Himmelskörper hinzutritt. Genauso gut kann man sich mit Einstein die Gravitation als einen gekrümmten Raum vorstellen, indem sich die Himmelskörper bewegen (so geradlinig es ihnen möglich ist). Man kann sich die Gravitation aber auch als einen Zeitstrahl vorstellen, an dem sich alle bewegten Körper ausrichten. Um nun an einem Körper eine direkt ins Zentrum gerichtete Bewegung zu erzeugen, muß dieser Körper Zeitschalen ähnlich einer Zwiebel erhalten, so daß Himmelskörper, von welcher Seite sie auch kommen, ins Zentrum hinein geführt werden⁶.

⁶ Auffallend ähnlich sind die Grundannahmen von Newton und Einstein: Während Newton die Bezeichnung Kraft F der Masse M proportional setzt ($F \sim m$) ergänzt um den Proportionalitätsfaktor Beschleunigung a bzw. g ($F = m \cdot a$), tut dies Einstein mit dem Begriff Energie auch ($E \sim m$), wobei sein Proportionalitätsfaktor die quadrierte Lichtgeschwindigkeit c ist ($E = m \cdot c^2$). Bei Newton ist also die Masse irgend so etwas wie Kraft, bei Einstein einfache Energie. Kraft und Energie sind also im Grunde dasselbe. Masse und Energie sind auch dasselbe. Also ist Energie Energie. Welch eine Tautologie. Das Ganze bekommt erst dann einen Sinn, wenn man die Energie als etwas Wesentliches annimmt, das allem immanent ist, während die Masse als eine bloße Erscheinungsform der Energie wie die Wärme oder das Licht auf-

Eine solche Vorstellung würde auch mit der Vorstellung von Entwicklung ganz allgemein korrespondieren: An einem Partikel, der im Kosmos schwebt, dockt ein vorbeikommender anderer Partikel an. Sie vereinigen sich. Ein erstes Wachstum im Raum hat stattgefunden, bei dem sich die Zeit zum Zentrum hin einfaltet. Es bildet sich entsprechend eine neue größere Raum-Zeitschale um den Doppelkörper aus. Nun hat er schon zwei Schalen, wodurch er seine Nähe zu anderen Partikeln ausdehnt. Er kommt ihnen näher, und da er bereits zwei Schalen besitzt, richten sich die anderen Partikel mit nur einer Raum-Zeitschale an ihm aus. Er zieht so weitere Partikel an sich und bildet auf diese Weise weitere Raum-Zeitschalen aus. Wie viele Raum-Zeitschalen sich bilden, hängt von der Menge der Partikel ab; wie dick diese Zeitschalen sind, hängt von der Masse der Partikel ab. Wasserstoffatome bilden die dicksten Schalen, Eisen- oder Nickelatome die dünnsten Schalen. Auch so läßt sich Gravitation erklären: Raumenergie faltet sich aus, während sich Zeitenergie einfaltet. So wachsen „Elementarteilchen“ und so wachsen auch Sterne.

Für das Verständnis, wie sich unser Sonnensystem gebildet hat, muß man sich nicht über den wahren Inhalt des Begriffs Gravitation streiten. Es genügt, wenn man sagt, sie war schon da und sie wirkte.

Das Sonnensystem, in dem wir leben, ist eines der dritten oder sogar vierten Generation. Das heißt, unser Sonnensystem benötigte für seine Entstehung bereits schwerere Elemente als die erste Sternengeneration, die sich mit dem leichtesten Element, nämlich Wasserstoff, begnügen mußte. Die Sterne nämlich sind es, die in ihrer Entwicklung die schwereren Elemente jenseits des Wasserstoffs durch Kernfusion ausbrüten. Je nach Masse sind Sterne in der Lage, verschiedene Kernfusionsstufen zu erreichen. Die leichtesten Sterne können Wasserstoff zu Helium verbrennen. Die Energie dafür stammt aus der Gravitation, die beim Wasserstoffbrennen 10 Mio. Kelvin erreichen muß. Ab da beginnt die spontane Zündung des konzentrierten Wasserstoffs. Unsere Sonne, die zu den mittelgroßen Sternen zählt, kann, wenn der Wasserstoff im Innern verbraucht ist, anschließend das erzeugte Helium zu Kohlenstoff und Sauerstoff fusionieren. Sterne mit der zehnfachen Sonnenmasse können Elemente erbrüten bis zur Massenzahl 56 (Eisen) und 59 (Nickel). Entsprechend ist die Verteilung dieser Elemente im Universum. Noch schwerere Elemente

gefaßt wird. Wissenschaftlich exakt wird es aber erst, wenn man die Energie als den physikalischen Begriff für die „sich bewegende Materie“ begreift. Materie und Bewegung sind unauslöschlich miteinander verbunden. Sie bilden eine wechselseitige Einheit, deren Oberbegriff in der Philosophie die Entwicklung darstellt, in der Physik die Energie, in der Biologie das Lebendige, in der Chemie die Reaktion, und in der Mathematik ist es das Rechnen selbst.

bis hin zum Uran (relative Atommasse: 238) entstehen wahrscheinlich bei der Explosion solcher Riesensterne.

Am Anfang unseres Sonnensystems stand eine milchige rotierende Gaswolke aus Wasserstoff, Helium, Wasser und einigen schweren Elementen. Unter dem Einfluß der Rotation, der inneren Reibung und der Gravitation flachte die Gaswolke immer mehr zu einer Scheibe ab und verdichtete sich zugleich. Aus dieser zentralen Verdichtung ging schließlich die Sonne als der absolut massereichste Körper hervor, um den sich der Rest des verbliebenen Nebels scheibenförmig drehte. Auch dieser Rest klumpt dann zu unseren heutigen Planeten zusammen. Die Sonne übertrifft mit ihrer Masse die Masse aller anderen Planeten und allen sonst noch vorhandenen Sternstaubs um das 750-fache.

Der drittächste Planet zur Sonne ist die Erde. Zusammen mit den beiden inneren Planeten Merkur und Venus sowie dem äußeren Mars bildet die Erde die Steinplaneten, während die großen äußeren Planeten (Jupiter Saturn, Uranus und Neptun) Gasplaneten sind.

Damit sich Leben auf der Erde entwickeln konnte, war aber nicht nur der Abstand zur Sonne maßgebend, sondern auch der Ort unseres Sonnensystems im Spiralnebel unserer Galaxis. Dieser Ort befindet sich weit außen in einem Spiralarm, weit genug weg vom schwarzen Loch des Galaxiszentrums, also eher in einer ruhigen Gegend.

Nachdem sich die Sonne vor etwa 5 Mrd. Jahre gebildet hatte, war auch die Erde weitgehend in ihrer jetzigen Form und Lage entstanden. Der Einschlag eines großen fremden Himmelskörpers vor 4,5 Mrd. Jahren soll aus Teilen der Erde und den Bruchstücken des Himmelskörpers unseren Mond geformt haben. Wie dem auch sei, seitdem hat sich unser Sonnensystem stabilisiert und die Bewegungen der Himmelskörper verändern sich nur noch in Zeiträumen, die für das menschliche Leben bedeutungslos sind.

2.3. Physik und Geologie der Erde

Als die Erde vor 5 Mrd. Jahren entstand, war sie ein glühender Ball, der nur sehr langsam abkühlte. Diese Glut, die heute immer noch unter der erkalteten Erdkruste rumort, ist unsere Lebensversicherung. Denn wenn sie in weiteren 5 Mrd. Jahren verloschen sein wird, verlöscht auch alles Leben auf der Erde.

Nach allem, was bisher in Erfahrung gebracht werden konnte, besitzt die Erde im Innern einen festen glühenden Eisenkern mit einem Durchmesser von 2.500 km. Darum herum schlingt sich eine flüssige Eisenschale von 2.200 km Dicke. Diese bildet den äußeren Erdkern und ist auch für das Magnetfeld der Erde verantwortlich. Über dem Erdkern liegt der Erdmantel aus flüssigem Gestein (Silikate und Silikatoxide) mit einer Dicke von 2.900 km, aus der sich auch die Vulkane speisen. Die äußere Hülle der Erde bildet eine nur 35 km dicke Erdkruste aus festem bzw. verwittertem Gestein. Um die Erde, die einen Durchmesser von etwa 12.700 km und einen Umfang von 40.000 km hat, liegt eine Lufthülle mit einer Dicke von rund 1.000 km, wovon sich in den untersten 20 Kilometern über 98 Prozent der Luftmasse befinden.

Im Innern der Erde walten gewaltige Kräfte. Im Erdkern werden Temperaturen wie auf der Sonne erreicht. Der große Druck im Innern erzeugt die Hitze. Sie steigt auf und führt zu inneren Bewegungen im Erdkern und im Erdmantel. Die leichteren Kontinentalplatten, hauptsächlich bestehend aus Silizium und Aluminium (Sial), schwimmen auf den schwereren ozeanischen Platten aus Silizium und Magnesium (Sima) und werden von den Hitzestaus unter ihnen bewegt. Die Plattentektonik mit einer Bewegungsgeschwindigkeit von 2 cm pro Jahr faltet Gebirge auf und verändert über Jahrmillionen die Lage der Kontinente auf der Erdoberfläche sowie ihr Aussehen. Sie bringt außerdem den Vulkanismus und die Erdbeben hervor.

In den vergangenen 5 Mrd. Jahren hat sich die Erde zu der entwickelt, wie wir sie heute kennen. Für diese Entwicklung war einmal die Lage unseres Sonnensystems in der Milchstraße sowie die Lage und die Bewegung der Erde zur Sonne und zu den anderen Planeten die Voraussetzung. Als die Erde langsam abkühlte, bildete sich eine dünne Erdkruste. Diese dünne Haut war wichtig, um den glühenden Kern vom Weltall zu trennen. Durch die Erdkruste hervortretende Gase konnten nun einen Atmosphärenring um die Erde bilden. Schon ganz am Anfang war Wasserdampf in der Atmosphäre. In der noch flüssigen Erdkugel sanken die schweren Elemente wie Eisen und Nickel zum Erdmittelpunkt. Die leichteren Elemente wie Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Aluminium, Magnesium, Silizium usw. stiegen nach oben auf.

Die beiden Hauptgesteinsarten der Erde – Basalt und Granit – sind aus denselben leichteren Elementen, allerdings in unterschiedlichen Zusammensetzungen, aufgebaut. Während Granit (Plutonit) in den tiefsten Tiefen der Erdkruste unter hohem Druck gebildet wird, und deshalb sehr fest

und witterungsbeständig ist, entstehen Basalte (Vulkanit) beim Auswurf von flüssiger Lava aus Vulkanen, die oft säulenartige Formen annehmen. Für die Fruchtbarkeit der Erde sind beide Gesteinsarten entscheidend, denn sie enthalten die Minerale, die Pflanzen zum Wachsen und Gedeihen benötigen.

Gestein ist in der Hauptsache ein Silikat, also eine chemische Verbindung von Silizium mit Sauerstoff (Sauerstoff muß im Boden in genügendem Maße vorhanden sein) und weiteren Elementen wie Kalium, Kalzium, Aluminium usw. zu langkettigen Silikatverbindungen. Durch Verwitterung der Silikate entstehen die Böden, auf denen Pflanzen außerhalb des Wassers gedeihen können. Die enthaltenen Minerale sind neben Licht, Luft und Wasser wichtige Bestandteile zum Zellaufbau der Pflanzen.

Die wichtigsten Elemente der Erdkruste sind Sauerstoff, Silizium, Magnesium, Eisen, Kalzium, Aluminium, Natrium, Titan und Wasserstoff.

In der Zeit von vor 3,5 bis 2 Mrd. Jahren bildeten sich bereits die Urkontinente heraus. Da die Erdkruste damals noch sehr dünn war, brach sie immer wieder auf. Einige Bruchstücke schoben sich dabei übereinander und bildeten die ersten Gebirge. So kam es, daß die heutige Erdkruste unterschiedliche Dicken zwischen 5 und 40 km aufweist. Die ersten primitiven Lebewesen traten zusammen mit der Verfestigung der Erdkruste auf. Das dürfte vor etwas weniger als 3,5 Mrd. Jahr gewesen sein. Wichtig für die Geologie der Erde war auch die Zeit vor 520 Mio. Jahren, als auf der Erde das Leben zu explodieren begann. Muscheln und Schalentiere entwickelten sich so prächtig, daß auf den Meeresböden sich hunderte Meter dicke Sedimente aus den Schalen dieser Tiere ablagerten. Unter dem Druck des Meeres verfestigten sie sich zu Kalkstein, der zum Teil heute ganze Festlandssockel bildet.

Aus den Umschichtungen von anderen Sedimenten durch Tektonik und Unterwasservulkanismus entstanden Tonschiefer, Sandstein und Eisenerzanreicherungen. Aus toten Pflanzen und Tieren entstanden unter großem Druck Kohleflöze und Erdölblasen. All das brauchte Millionen von Jahren, um zu dem zu werden, was wir heute als unsere Bodenschätze bezeichnen.

3. Die bewegte Materie und ihr Drang zur Lebendigkeit

3.1. Die Entstehung des Lebens auf der Erde

Philosophisch gesehen steckt bereits in der ersten Absoluten des Universums – der Bewegung – der Keim des Lebens. Alles Existierende befindet sich in absoluter oder relativer Bewegung. Wenn dem nicht so wäre, würde das Universum in sich zusammenfallen. Überall ist Bewegung. Innerhalb der Atome absolut, außerhalb der Atome sowohl absolut als auch relativ. Manche der Bewegungen sind für den Menschen durch ihre Langsamkeit versteckt (Plattentektonik), andere durch ihre Schnelligkeit (Elektron). Alles, was sich auf der Erde befindet und nicht bewegt, bewegt sich doch, denn die Erde bewegt sich um die Sonne, die Sonne um die Galaxis, die Galaxis um ein schwarzes Loch, das schwarze Loch bewegt sich im Universum, das Universum wächst oder schwindet und schafft Energie für ein neues. Der Sprung von der Bewegung zum Leben ist so groß wie er zugleich klein ist. Ein hauchdünnes Häutchen aus Eiweiß trennt den Einzeller von der Außenwelt. Dieses Häutchen konstituiert diesen Einzeller zu einem Individuum, das sich durch einen Stoffwechsel mit der Umgebung fortpflanzen und damit überleben kann. Denn das eigentliche Leben liegt im Fortpflanzen selbst – einer ewigen Bewegung.

Die Eiweiße sind die Grundbausteine des Lebens. Was sind Eiweiße, wie konnten sie entstehen und wie wurden sie lebendig?

Als sich die Erde so weit abgekühlt hatte, daß sich eine feste Kruste bilden und der Wasserdampf in der Uratmosphäre kondensieren und als Regen niedergehen konnte, entstand auf der Erdoberfläche eine Geosphäre aus rein anorganischen Substanzen. Es bildete sich ein Wetter aus, das den Wasserkreislauf in Gang setzte. Mit dem Wasserkreislauf wurden Salze aus dem Gestein gelöst und in die Meere gespült. Dieses salzige und sehr warme Meerwasser war die Ursuppe, in der elektrisch geladene Salz-Ionen frei herumschwammen und mit den Energieentladungen aus Blitzen und den UV-Strahlen der Sonne die äußeren Voraussetzungen für die Entstehung von Leben boten.

Für die Erstbildung von Aminosäuren, den Bestandteilen der Eiweiße, war damit ein Medium gegeben, in dem sie laufend neu entstehen und im beschränkten Maße wachsen konnten. Durch die Energiezufuhr durch

Sonne und Blitze konnten sich aus Kohlenwasserstoffen Aminosäuren bilden, bei denen ein Wasserstoffatom durch die sogenannte Aminogruppe NH_2 ersetzt ist. Diese bindungsfreudige Gruppe sorgte dafür, daß sich die Aminosäuren zu langkettigen Eiweißmolekülen zusammenschlossen mit zehntausenden von Atomen. Diese Eiweißfädchen zerbrachen allerdings genauso schnell, wie sie sich bilden konnten. Doch Eiweiße haben durch ihre Atomstruktur die Eigenschaft, nicht nur in der Länge zu wachsen, sondern auch Querverbindungen zu bilden. Durch einseitiges Längenwachstum und ein Umbiegen dieser Kette in Richtung des bereits gebildeten Eiweißfadens, was durch die Bewegung des Meerwassers jederzeit möglich gemacht wurde, konnte sich der Querschnitt wieder mit einem vorderen Stück vereinigen. So entstanden flexible Zickzackbänder aus Einweißmolekülen, an die sich zusätzlich auch andere Eiweißmoleküle der Umgebung chemisch anbinden konnten. Diese feinen Häutchen schwammen nun durch das Urmeer. Wenn sich diese Häutchen in sich einfalteten und sich so das Ende mit dem Anfang verband, entstand eine Trommel. Diese Trommel stellte bereits die Grundstruktur der wichtigsten biologischen Eiweiße dar.

Diese schon recht kompliziert gebauten Trommeln mit ihren Brücken zwischen den gewickelten Fäden konnten aber wieder zerbrechen. Falls das geschehe, würden sich freie Atombindungen an den gebrochenen Brücken bilden, die positiv geladen wären. Diese zögen die ansonsten negativ geladenen freien Atombindungen an, wodurch sich die zerbrochenen Eiweiße miteinander verbinden und in großen Schwaden ausflocken würden. Einen solchen Vorgang nennt man Denaturieren. Diese Eiweiße könnten sich dann nicht mehr zu lebenden Zellen entwickeln.

Das Denaturieren verhinderten aber die im Urmeer gelösten Salzionen. Diese positiv geladenen Atome drängten sich zwischen die negativ geladenen Eiweißmoleküle und verhinderten so ein Zusammenklumpen. Durch die Anziehung von Salzionen und Eiweißmolekülen schied die Eiweißlösung feinste Tröpfchen Eiweiß wie Fettaggen auf einer Suppe ab. Diese Eiweißbaugen stießen aus ihrem Innern alle Salze aus, die nicht zur Atombindung beitrugen und wurden so wieder fähig zum Denaturieren. Die Hin- und Herbewegung zwischen Denaturieren und Renaturieren in den Eiweißbaugen führte zu einem Pulsieren des Eiweißbauges. Damit aber war die wichtigste Voraussetzung für Leben gegeben – der Stoffwechsel eines Körpers mit seiner Umgebung.

Dieser Stoffwechsel des Eiweißbauges mit dem Meerwasser vollzieht sich nun folgendermaßen: Bei ihrer Bildung nehmen die Eiweißbaugen

Wärme auf und speichern die Energie in Form von elektrischen Ladungskräften. Wenn das Eiweißbauge denaturiert, geht seine negative Ladung an die positiven Salzionen des Meerwassers über, die durch die gegenseitige Anziehungskraft wieder in das Auge einströmen. Das Auge renaturiert. Dabei nimmt das Eiweißbauge wieder Wärme auf. Dieser wechselseitige Prozeß ist anfangs energieneutral. Doch bei jedem neuen Renaturieren strömen auch weitere Aminosäuremoleküle ein, die die notwendige Energie zur Verfügung stellen, um das Eiweißbauge weiter wachsen zu lassen.

Für all diese Vorgänge wurde Energie benötigt. Diese kam allein von der Wärme des Urmeeres. Das Eiweißbauge nahm die Wärme auf und speicherte sie in Form von elektrischen Ladungen an seinen durch die Austreibung der Salz-Ionen frei gewordenen Atombindungen. Mit der Abkühlung des Urmeeres und dem Wachstum der Eiweißmasse mußten sich die Eiweißbaugen neue Energie- und Nahrungsquellen erschließen. Das Urmeer war eigentlich voller Nährstoffe, doch die Eiweißbaugen konnten sie nicht aufspalten und anschließend verwerten, weil der dafür notwendige Energieüberschuß im Eiweißbauge nicht vorhanden war. Bestimmte Metall-Ionen des Meerwassers aber waren in der Lage, das Energieniveau für eine chemische Reaktion herabzusetzen. Bei den Stoffwechselfvorgängen des Eiweißbauges mit dem Meerwasser wurden sicherlich auch Metall-Ionen ins Auge gesaugt, wo sie als Katalysator zur Erreichung des notwendigen Energieniveaus sorgten, und so den Stoffumsatz des Eiweißbauges potentiell steigerten. Von da ab lief der Stoffwechsel wesentlich schneller ab.

Neben den Eiweißen schwammen im Urmeer auch Kernsäuren (DNA), die die Fähigkeit haben, sich an Aminosäuren lösbar anzubinden. Durch diese Anbindung schafften sie ein Abbild (Matrize) der jeweiligen Aminosäure. Löst sich diese Anbindung wieder, ist die Matrize frei, so daß dort neue Aminosäuren andocken können, die dann die Gegenform der Matrize annehmen, also genau wieder so gebaut sind wie die allererste Aminosäure. Durch dieses Matrizenverfahren wurden die Eiweiße in die Lage versetzt, sich kopieartig zu reproduzieren. Das hatte den Vorteil, daß nur die Eiweiße überlebten, die einen Katalysator in sich trugen. Die anderen Eiweiße zerstörten sich über kurz oder lang selbst. Das war die Grundlage für die spätere natürliche Zuchtauswahl. Es konnten sich also nur die Eiweiße durchsetzen, die ihre Klone fast fehlerfrei abbilden konnten.

Der weitere Fortgang der Evolution stieß jedoch auf ein Problem: Die Eiweiße waren vollständig abhängig von den im Meer sich bildenden Aminosäuren. Ohne diese konnten sie nicht wachsen und sich nicht

vermehrten. Das änderte sich erst, als nach unzähligen Kombinationen von Katalysatoren im Eiweißinnern sich ein Magnesium-Atom mit vier Molekülen des Pyrrols verband – der grüne Farbstoff Chlorophyll war geboren. Chlorophyll war in der Lage, Sonnenlicht in chemische Energie umzuwandeln. Damit war das Leben auf eine eigene energetische Grundlage gestellt. Von nun an schritt die Evolution mit Riesenschritten voran⁷.

3.2. Die lebendige Zelle

Der dialektische Sprung von einer Ansammlung langkettiger Moleküle zur lebenden Eiweißsubstanz ist an eine äußere Bedingung geknüpft, nämlich an eine Flüssigkeit von mittlerem Energie-Niveau. Die Flüssigkeit darf also weder kochen noch fest werden, das heißt, sie muß einen bestimmten Druck und eine bestimmte Temperatur haben, um erstens eine genügend große Geschwindigkeit der Bewegungen der Molekülketten zu erlauben; um zweitens durch den äußeren Flüssigkeitsdruck die Moleküle zu stützen, damit sie nicht vorzeitig zerfallen, und um drittens durch die Flüssigkeitstemperatur ausreichend Energie bereitzustellen, die die Eiweißketten beim Zerreißen in elektrochemische Energie umwandeln können. In festem Gestein oder in der dünnen Atmosphäre kann sich kein Leben entwickeln. Daß die Flüssigkeit Wasser ist, ist keine Bedingung, aber durch das massenhafte Vorkommen von Wasser die wahrscheinlichste Variante.

Die innere Bedingung für Leben ist der Elektromagnetismus von Ionen. Die Anziehung konträr geladener Atome und die Abstoßung gleichnamig geladener Atome erzeugt eine Bewegung, die unter den oben genannten äußeren Bedingungen zu einem selbstregulierenden Prozeß wird, wobei die positiv zu sehende Anziehung zugleich zu einer selbstregulierenden Reparatur der Eiweiße führt.

Das Leben bzw. Lebendige ist also erstens an eine energiearme Flüssigkeit gebunden, zweitens an den Elektromagnetismus und drittens an einen selbstregulierenden Prozeß, der aus den beiden ersten zwangsläufig hervorgeht, wenn in der Flüssigkeit Moleküle vorhanden sind, die langkettige Verzweigungen bilden können.

⁷ Die Bildung der ersten Eiweiße ist zusammenfassend nacherzählt nach: Jacob Segal (Berlin) „Wie das Leben auf der Erde entstand“, WAM, Neues Leben Berlin, 1964

Das Verständnis dieses Grundzusammenhangs in der evolutionären Biologie ist für das Verständnis der „Natur des Menschen“ genauso wichtig, wie das Verstehen des Gegensatzes von Wert und Gebrauchswert, der in jeder einzelnen Ware steckt, für das Verständnis des Kapitalismus als Ausbeutergesellschaft. Aus diesen einfachen Grundwidersprüchen entwickelten sich schließlich alle weiteren Widersprüche in der Natur wie in der Gesellschaft. So entwickelte Karl Marx in überzeugender Weise aus dem dialektischen Widerspruch der Ware die Begriffe Werts substanz (Arbeit) und Wertgröße (Arbeitszeit) als qualitative Bestimmungen des Wertes, daraus wiederum seine Arbeitswert-Theorie im Zusammenhang mit der Mehrwert-Theorie, und aus beiden seine Akkumulations- und Reproduktionstheorie, wobei die Reproduktion unter dem Grundwiderspruch von Wert und Gebrauchswert im Kapitalismus immer und immer wieder zu großen Wirtschaftskrisen führen muß, die schließlich in einen Krisenzyklus übergehen und auf ihrem Höhepunkt die gesamte kapitalistische Gesellschaft lähmen werden. Ab da ist die Menschheit dann reif und offen für eine neue Gesellschaftsordnung.

Die elektrochemischen Reaktionen von Eiweiß-Ionen mit den Salzionen des Wassers führen zur Selbstbewegung der Zellen. Deshalb ist Salzwasser auf der Erde die erste Lebensbedingung für Eiweißmoleküle. Die Zelle muß dieses Salzwasser in sich aufnehmen, um sich am Leben zu erhalten. Alle Pflanzen und alle Tiere benötigen deshalb Wasser und Salze, um den Elektromagnetismus im Körperinnern und damit die Funktion ihrer Muskeln und Nerven aufrecht erhalten zu können. Der Elektromagnetismus als Zellreaktion ist überhaupt die Grundlage für die Bildung der Nerven und des Nervensystems. Kaskaden von elektrischen Signalen durchwandern den Körper und sorgen für die Kontraktion der Muskeln.

Im menschlichen Gehirn schließlich verselbständigt sich der Elektromagnetismus im Eiweiß. Befreit von allen Arbeitsaufgaben des Körpers und in einer muskellosen Substanz schwimmend, beginnen die Nervenzellen mit sich selbst zu kommunizieren. Sie führen ein Eigenleben, das eine völlig neue Bewegungsform der Materie hervorbringt – die menschlichen Ideen. Diese Ideen erscheinen federleicht wie die Wolken am Himmel. Sie sind an ihrem Anfang ein Traum und an ihrem Ende eine Idee. Sie sind nichts Materielles. Sie sind etwas irdisch Überirdisches. Sie erscheinen substanzlos und können doch so mächtig werden. Sie müssen schließlich zu einer geistigen Rückkopplung mit der unbewußt ablaufenden natürlichen Evolution führen. Denn das Verständnis der Evolution durch den Menschen muß mit einer vollkommen neuen Qualität seines

Verantwortungsbewußtseins einhergehen. Dies ist unter kapitalistischen Bedingungen nicht nur nicht gegeben, sondern umgekehrt vorgezeichnet: Der Zwang, immer neue Profitquellen zu erschließen, muß jegliches Verantwortungsbewußtsein für alles Lebendige in den Keller sinken lassen.

Wenn solch einfache Zellen wie oben beschrieben erst einmal entstanden sind, nimmt die Evolution Fahrt auf, denn das Eiweiß besitzt noch eine weitere grundsätzliche Eigenschaft: Es teilt sich in zwei gleiche Hälften, wenn es so groß geworden ist, daß seine Festigkeit nicht mehr gewährleistet bleibt. Diese Möglichkeit zur Zellteilung ist der Keim für alles höherwertige Leben. Dafür benötigt die Zelle aber weitere Zellbestandteile. Wie diese Zellbestandteile entstanden sind, ob aus fremden kleineren Eiweißbaugen, die in ein größeres eingespült wurden, oder durch Entwicklungen in der Zelle selbst, ist noch nicht bekannt. Fakt ist, daß die Zellen von Einzellern wie von höheren Tieren nicht nur aus Zellmembran und Zellplasma (Salzwasser) bestehen, sondern auch aus einem Zellkern für die zielgerichtete Zellteilung mit Weitergabe von Erbinformationen (DNS) sowie aus RNS zur Eiweißsynthese und aus Mitochondrien zur Energiegewinnung. So ausgestattet sind Zellen in der Lage, von sich selbst haargenaue Kopien anzufertigen, die sich immer weiter vermehren zu Zellhaufen. Diese Zellhaufen müssen sich ab einer bestimmten Größe zu einem Ring umbilden, weil die inneren Zellen ansonsten zu wenig Nahrung durch ihre Membran aufnehmen könnten. Ab einer bestimmten Ringgröße wird das Gebilde instabil. Wenn es weiter wachsen will, muß es sich einfalten (Ein- und Ausfaltungen sind zwei grundsätzliche Prozesse im Universum, nicht nur in der Biologie; Näheres dazu in Kapitel 9: „Einführung in die Dialektische Logik“). Aus dem Kreisring wird ein herzförmiger Ring, ein sogenanntes Keimblatt. Das Keimblatt wächst weiter und bildet eine Ausfaltung an der Einfaltungsspitze. Dies ist der Beginn einer Körperbildung – welche Pflanze oder welches Tier dabei entsteht, hängt von der Erbinformation im Zellkern ab. Das heißt umgekehrt, daß jeder Körper bei seiner Weiterentwicklung auch immer Informationen an den Zellkern gibt, der sie in den Chromosomen einlagert, damit diese bei der Bildung der nächsten Generation wieder abgefragt werden können.

3.2.1 Der Unterschied zwischen Pflanze und Tier

Die Pflanzen haben durch ihre Fähigkeit, aus Sonnenlicht und Nährsalzen Eiweißverbindungen aufbauen zu können, die Erde für Mensch und Tier erst bewohnbar gemacht. Die ersten Pflanzen waren einzellige Algen, die an der Meeresoberfläche schwammen und sich durch ihre Autarkie explosionsartig vermehren konnten. Alle Nahrung, die sie brauchten, war im Urmeer reichlich vorhanden. Aus den Grünalgen entwickelten sich auch die Braunalgen, die in größeren Wassertiefen leben konnten, weil sie statt des rotwelligen Sonnenlichts das blauwellige Sonnenlicht zu nutzen verstanden. So wuchs die Biomasse im Meer rasch an. Wo so viel Eiweiß vorhanden war, konnten sich auch Zellen vermehren, die ohne Chlorophyll auskamen. Sie mußten nur das bereits vorhandene Eiweiß fressen. Aus diesen Eiweißfressern gingen die Tiere hervor. Die weitere Höherentwicklung der Tiere setzte dann nochmals einen inneren Gegensatz, nämlich den zwischen pflanzenfressenden Tieren und fleischfressenden Tieren.

Der entwicklungsgeschichtliche Gegensatz zwischen pflanzlichem Leben und tierischem Leben beweist die Richtigkeit des dialektischen Denkens, nämlich daß aus einer neu in die Welt getretenen Sache irgendwann ein innerer Gegensatz entstehen muß, der auf der Grundlage des Vorhandenen sein Gegenteil hervorbringt: Aus der selbständig lebenden pflanzlichen Zelle auf Chlorophyll-Basis entsteht eine tierische parasitäre Zelle, die vom Fressen ihres Gegenteils leben kann. Der beste Beweis ist der, daß heute noch geißeltragende Einzeller existieren, die bei Tageslicht mit Hilfe ihres Chlorophylls selbst Eiweiß produzieren können, bei Lichtabschluß aber zu Eiweißfressern werden.

3.3. Die Evolution des Lebens auf der Erde

Die Zelle ist der Grundbaustein allen Lebens. Und schon ein Einzeller wie das Bakterium oder das Geißeltierchen sind vollständige Lebewesen, die komplizierter gebaut sind als alles, was der Mensch bisher geschaffen hat. Diese Kompliziertheit fußt zum einen auf ihrer umfangreichen atomaren Struktur bis hin zu den DNA-Strängen, als auch auf der Symbiose, die die einzelnen Zellbestandteile untereinander eingehen. Dabei ist eine Zelle nur ein Tausendstel Millimeter groß.

Wenn man das Leben verstehen will, muß man seine Entwicklung betrachten. Doch das ist leichter gesagt als getan. Hilfreich ist da, wenn man alles, was die Menschheit bisher an Erkenntnissen zusammengetragen hat, an dem Grundprinzip der Höherentwicklung ausrichtet. Im Höheren muß das Niedere erkennbar sein. Das Niedere ist dabei das Gemeinsame, das heißt, das Beständige, also das Wesentliche.

Als vor 3,5 Mrd. Jahren die ersten lebenden Zellen entstanden waren, gab es noch keinen Sauerstoff (O_2) und keine Ozonschicht (O_3) am Himmel. Die Sonnenstrahlung war also noch hochenergetisch, was die Entstehung der Eiweiße im Urozean aber erst ermöglicht hatte.

Mit der Bildung von Chlorophyll in manchen Zellen entstanden die ersten Algen. Sie produzierten Eiweiße und Sauerstoff in Massen, weil sie sich selbst durch die Nutzung der Sonnenenergie massenhaft vermehren konnten. Große Teile der tierischen Einzeller stellten daraufhin ihren Stoffwechsel auf Sauerstoff um, wodurch sie mehr eigene Energie produzieren konnten.

Aus den Einzellern wie Algen, Bakterien oder Geißeltierchen entstanden die ersten Vielzeller wie die Schwämme, die in der Lage waren, einzelne ihrer Zellen als Geißeln zur Wasserfiltration in ihren bauchigen Hohlräumen zu nutzen.

Das Problem der Vielzeller war, daß die vielen Zellen irgendwie zu einem einheitlichen Organismus koordiniert werden mußten, um ihr Tun auf ein gemeinsames Ziel auszurichten. Es konnte ja nicht die eine Zelle nach links schwimmen und die andere nach rechts. So entstand eine Arbeitsteilung zwischen den Zellen. Die eine Zellgruppe diente der Bewegung, die andere der Koordinierung dieser Bewegungen. Es bildeten sich Muskelzellen und Nervenzellen aus.

Die Speicherung dieser Differenzierung in den Genen führte zu einem Sprung in der Evolution vom Weichtier zum Gliedertier. Alle Gene wurden zu einer Gen-Sequenz vereinigt, die dann komplett verdoppelt, vervierfacht, verachtfacht usw. werden konnte. Der neue Tierstamm wuchs jetzt „scheibchenweise“ in Gliedern und exponentiell. Das exponentielle Wachstum beschleunigte die Evolutionsprozesse gewaltig. Dauerte die Bildung der ersten lebenden Zellen bis zu den Algen drei Milliarden Jahre, ging es von nun an in Schritten von Millionen Jahren vorwärts. Aus den frühen Gliedertieren wie Polypen und Ringelwürmern entwickelten sich schließlich die Krebstiere, Tausendfüßer und die Insekten. Bei den höheren Lebewesen wie den Wirbeltieren hat sich die besagte Gliederung morphologisch nur in der Muskulatur und den Gedärmen erhalten.

Geblichen ist jedoch bei allen Lebewesen, die über den Einzellern stehen, die Gliederung der Gene in einen modularen Aufbau, wodurch durch winzige Änderungen in der Gensequenz schnell ganze Körperteile neu gebildet werden können.

Vor 670 Mio. Jahren tauchten die ersten Quallen im Meer auf. Sie waren Vielzeller, deren Zellen verschieden strukturiert waren und deshalb Arbeitsteilung betreiben konnten. Sie verfügten über Muskelzellen und Nervenzellen. Durch die Muskelzellen konnten sich Quallen selbständig bewegen. An dieser Bewegungsrichtung richteten sich die Nervenzellen aus. Das führte zum Plattwurm, der hierdurch zu einem Kopf als Nervenzentrum kam. Aus dem Plattwurm entstand der Rundwurm mit einem Mund-After-Schlauch.

Vor 570 Mio. Jahren entwickelten einige Weichtiere eine feste Schale, eine Art Panzerung wahrscheinlich gegen das Gefressenwerden. So entstanden Muscheln und Schnecken. Im Innern waren diese Tiere immer noch Weichtiere. Durch den außen liegenden Panzer waren diese Tiere in ihren Bewegungen sehr eingeschränkt, was erst die Insekten später aufhoben, doch diese gehörten schon zu den Gliedertieren.

Die Arten fächerten sich immer weiter auf. Die Nahrungsgrundlage all dieser niederen Tiere bildeten vor allem die eiweißproduzierenden Algen, weil die damaligen Tiere noch ziemlich unbeweglich waren. Die meisten von ihnen ließen sich einfach von den Meeresströmungen treiben oder verankerten sich gleich fest auf dem Meeresboden wie die Schwämme und Polypen.

Das änderte sich erst vor zirka 550 Mio. Jahren, als sich beim Urwirbeltier so etwas wie ein festes Rückgrat zu bilden begann. An dieser langen festen Peitsche, die längs durch das ganze Urwirbeltier wuchs, konnten sich die bereits vorhandenen Muskeln abstoßen. Das ermöglichte dem Urwirbeltier eine völlig neue Fortbewegungsart. Es mußte sich nicht mehr wie ein Wurm mühselig durch das Wasser winden, sondern konnte das Körperhinterteil wie eine Peitsche hin und her schwingen, was die Bewegung geradliniger und schneller machte. Wenn dann noch ein zu einem Schwanz verbreitertes Körperhinterteil hinzu kam, konnte ein solches Tier auch gegen starke Meeresströmungen anschwimmen. Dies war der Beginn eines neuen Tierstammes – der Wirbeltiere. Die ersten Vertreter waren die frühen Fische. Sie hatten einen (noch sicherlich weichen) Kopf mit Zähnen, an dem die Wirbelsäule ansetzte. Sie entwickelten Kiemen und Flossen, sie hatten einen Verdauungstrakt und fraßen alles, was ihnen vors Maul kam.

Aus den Wirbeltieren sind die Fische, die Amphibien, die Reptilien, die Vögel und die Säugetiere in einer 500 Millionen Jahre umfassenden natürlichen Evolution bis heute hervorgegangen. Diese Höherentwicklung verlief niemals „allmählich“, sondern immer in Sprüngen. Diese kleinsten Sprünge hatten ihre Grundlage entweder in der Änderung eines einzelnen Gens oder aber in der Neubildung einer neuen Gen-Sequenz durch ihre Verdopplung mit kleinsten Umbildungen in dieser neuen oder auch der alten Gen-Sequenz.

3.3.1. Die Eroberung des Festlandes

Wie einst im Meer waren die Pflanzen auch auf dem Festland die Pioniere einer neuen Entwicklungsstufe. Die Herausforderung bestand darin, daß an der Luft die Zellmembranen der Algen austrocknen würden und daß diese irgendwie davor geschützt werden mußten. Hochentwickelte Algen und Tange entwickelten eine Lederhaut, die sie vor raschem Austrocknen bewahrte, zugleich aber ein Atmen durch die Haut noch zuließ. Um die Zellen weiterhin ausreichend mit Wasser versorgen zu können, mußte gleichzeitig im Innern ein Kapillarsystem aufgebaut werden, das Wasser aus dem Boden aufnehmen und zu den Blättern leiten konnte. Aus den grünen Algen entwickelten sich farnartige Gewächse. Als diese der Sonne entgegenwuchsen, mußte ihr Stiel härter werden. Die Pflanzen bauten holzige Zellulose als Stützskelett in die Stiele ein. Jetzt konnten sie bis 20 Meter hoch wachsen. Ganze Wälder entstanden so aus diesen Schachtelhalmen.

Als Nährböden dienten stark verwitterte Gesteine, die einen schlammigen Boden bildeten. Wenn sich abgestorbene Pflanzenteile mit diesem Schlamm vermischt, wurde daraus Mutterboden, denn die Tange hatten aus dem Meer auch die zersetzenden Bakterien mit an Land geschleppt. Auf diese Weise schufen sich die Pflanzen in Symbiose mit den Bakterien immer bessere Lebensbedingungen.

Vor 350 Mio. Jahren begann der Landgang der Algen und Tange. Vor 250 Mio. Jahren war die Erde voller kleiner und großer Pflanzen. Die Pflanzen hatten sich in dieser Zeit an die neuen Bedingungen angepaßt und wuchsen prächtig. Diese Zeit vor 250 Mio. Jahren ist als Karbonzeit in die Geschichte eingegangen und bildet die Grundlage unserer heutigen großen Kohlevorkommen.

Mit den ersten Pflanzen flüchteten sich auch einige Tiere an Land, zunächst sicher in flachen Überschwemmungsgebieten, wo die größeren Jäger nicht mehr hinkamen. Auch die Tiere mußten eine ledrige Haut entwickeln, um am trockenen Land überleben zu können. Sie benötigten außerdem noch Lungen, um an Land atmen zu können. Lungenfische hatten diese bereits ausgebildet, wahrscheinlich durch die Gezeitenströme an den Küsten. Eine ledrige Haut wurde schließlich auch für die Eier, in denen das neue Leben heranwuchs, von größter Bedeutung.

Aus Fischen wurden vor 350 Mio. Jahren Amphibien, die Luft atmen konnten und deren Flossen teilweise schon zu Beinen fortentwickelt waren. Sie lebten im feuchten Bereich zwischen Meer und Land. Aus Amphibien wurden Reptilien mit einer richtigen Lederhaut und Krallen aus Horn. Diesen Tieren machte die Sonnenstrahlung nichts mehr aus. Im Gegenteil, sie waren wechselwarme Tiere und brauchten die Wärme der Sonne, um auf Betriebstemperatur zu kommen.

Aus den Reptilien (Kriechtieren) entwickelten sich vor 240 Mio. Jahren die Saurier, die nicht mehr krochen, sondern richtig laufen konnten. Die Beine setzten nicht mehr seitlich am Leib an, sondern unterm Leib, wodurch die Tiere „Bodenfreiheit“ bekamen und die Gelenke der Beine besser rotieren konnten. Anfänglich waren Saurier wechselwarme Tiere. Später entwickelten sich Arten, deren dicke Hornhaut zerfaserte (Hornabstoßung ähnlich wie bei Schlangen), woraus sich schließlich die Federn entwickelten. Mit dem Federkleid war eine temperaturregelnde schützende Schicht entstanden, die den Übergang zur Warmblütigkeit einleitete, was auch zur Umbildung des Herzens mit zwei durch das Herz getrennten Blutkreisläufen führte, wenn dies nicht schon bei der Fortbildung zum Flugsaurier geschehen war. Flugsaurier haben vor 215 Mio. Jahren auch die hohlen Knochen hervorgebracht, um leichter fliegen zu können.

Aus den Kriechtieren entstanden auch die Säugetiere und der Mensch. Die Entwicklung der Säugetiere lief parallel mit der Entwicklung der Saurier. Statt der Federn entwickelten Säugetiere ein dichtes Fell, das sicherlich nicht schlechter isolierte als die Federn. Während die ungefederten Saurier vor 65 Mio. Jahren ausstarben, überlebten die gefiederten Saurier und die befehlten Säugetiere bis heute.

3.4. Die Evolution der Evolution

Der Keim für alle Höherentwicklung des Lebens ist das Bedürfnis. Zunächst das schlichte Bedürfnis lebendig zu bleiben. Dann das Bedürfnis satt zu werden. Dann das Bedürfnis sich zu bewegen, um besser an die Nahrung zu kommen. Dann das Bedürfnis nach Sinnen, um sich in der fremden Welt zurechtfinden zu können. Dann das Bedürfnis nach einer Sprache, um mit den Artgenossen zu kommunizieren usw. usf. Das Bedürfnis wird schließlich zum Dreh- und Angelpunkt all unseres Lebens. Bedürfnisse sind nur dem Leben eigen. Maschinen und Roboter haben keine Bedürfnisse. Man kann sie ihnen auch nicht einprogrammieren. Deshalb ist es unmöglich, daß Roboter lebendig werden können.

Das Bedürfnis ist ein innerer Reiz, der bereits im Einzeller vorhanden ist, und der stärker wahrgenommen wird, als alle äußeren Reize zusammen, denn dieser Reiz betrifft allein das Individuum. Wenn der innere Reiz mit einem äußeren Reiz zusammenfällt, muß es zwangsläufig zu einem vererbaren Sprung in der Evolution kommen, wie beim dringenden inneren Bedürfnis zum Sprechen beim Urmenschen und der äußeren Notwendigkeit, die neuesten Ergebnisse seines Wissens anderen mitteilen zu müssen, um die Überlebenschancen der gesamten Sippe zu erhöhen.

Die Evolution ist eine Spirale vom Niederen zum Höheren, wobei die Spirale immer wieder in ihren Ursprung zurückkehrt. Dieses Zurückkehren bedeutet für die Evolution, daß sie sich merkt, welches Neue sie gerade hervorgebracht hat. Dieses Merken erfolgt in den Genen. Die Gene selbst tragen also die Merkmale dieser Höherentwicklung in Form einer Höherverschlüsselung der genetischen Codes in sich. So wie sich das Leben vom Einzeller über den Mehrzeller, das Weichtier, das Gliedertier, das Wirbeltier bis hin zum Menschen entwickelt hat, genauso hat sich diese Entwicklung als Gencode in die DNA eingegraben. Wie ist das zu verstehen?

Alle oben beschriebenen großen Entwicklungssprünge, die sich nach der Entstehung der pflanzlichen Zelle vollzogen (außer der Zellteilung), sind nicht durch die Änderung einzelner Gene entstanden, sondern durch die Verdopplung einer ganzen Gen-Sequenz bei gleichzeitigen geringsten Änderungen in den neu angelegten Einzelgenen. Wie sonst wäre es zu verstehen, daß der Mensch in der Masse die gleichen Gene trägt wie eine Qualle oder ein Frosch?

Der große Vorteil einer durch Steuerungsgene gelenkten Entwicklung, die der eigentlichen Gensequenz vorgeschaltet ist, ist die Schnelligkeit

der Weitergabe vorteilhafter Neuentwicklungen. Innerhalb von drei oder vier Generationen kann auf diese Weise nicht nur etwas Neues entstehen, sondern sich auch erblich verfestigen. Wie sieht also die Evolution der Evolution konkret aus?

Ein Einzeller ist ein vollständiges Lebewesen aus Eiweißen, das alles in sich trägt, was für seine Höherentwicklung notwendig ist. Es hat gelöste Nährstoffe im Zellplasma, es hat einen Zellkern für die Weitergabe der Erbinformationen. Wenn nun völlig neue Zelltypen wie Leberzellen, Herzmuskelzellen oder Sinneszellen entstehen sollen, wird die vorhandene niedere Erbinformation geklont, an die bestehende ältere angeheftet und neu codiert. Das funktioniert wie die Software in einem Computer. Eine ursprüngliche Maschinensprache in Bits (Basenpaar) steuert das Funktionieren der Grundmerkmale (Bau der Zelle), so daß Ein- und Ausgabe von Informationen möglich wird. Dann kommt eine höhere Programmiersprache, die die Bits zu richtigen Befehlswörtern vereint. Eine noch höhere Programmiersprache kann dann ganze Sätze verarbeiten mit noch mächtigeren Befehlen. Mit dieser höheren Form der Codierung werden in dem Lebewesen Zielfunktionen vorgegeben, die dennoch auf der Basis der einzelnen Zellen ablaufen. So lassen sich ganze Zellgruppen steuern und vor allem beliebig kombinieren. Zum Beispiel wird bei der Entstehung des Auges sowohl der ganz normale Code für das Wachstum von Zellen ausgelesen, wie auch der Code zur Gliederung der Zellen, wie der Code zur Anlage einer glasklaren Eiweißsubstanz usw. bis das Auge fertig ist. In der nächsten Generation wird dieses Auge dann selbst als fertige Codesequenz in der DNA gespeichert, ohne wirklich ausgereift sein zu müssen. Es kann sich mit Hilfe anderer fertiger Gene z.B. für bestimmte Pigmente zum farbigen Sehen weiterentwickeln. So funktioniert Evolution

Da aber Gene normalerweise geschützt sind gegen Veränderungen von außen, stellt sich die Frage, wie veränderte Umweltbedingungen die Gene im Sinne einer besseren Anpassung an die Umwelt verändern können?

Eine Schlüsselrolle dürften hierbei die Hormone spielen. Jene Botenstoffe also, die sowieso in jedem Körper bereits die allgemeine Regulation zwischen den verschiedenen Zelltypen übernommen haben. Hormone sind offensichtlich in der Lage, bis in den Zellkern von ganz bestimmten Zellen vorzudringen, die für den Umbau der Erbinformationen verantwortlich sind, um dort Veränderungen vorzunehmen. Wie das funktioniert, harret noch der Erforschung. Eine mögliche Erklärung könnte sein, daß die Hormone auf Reize eines gestreßten Organs oder Körperteils mit

einer elektrochemischen Reaktion ihres eigenen Moleküls reagieren und einen Atomumbau vornehmen, der sich später auf die RNA überträgt oder auf die Zellen zur geschlechtlichen Fortpflanzung⁸.

Eine weitere Möglichkeit ist die Kombination der natürlichen Auslese mit der sexuellen Auslese. Wenn zum Beispiel bei unseren äffischen Vorfahren ein männliches Tier zufällig an den Greiffüßen einen sehr langen Daumen (große Zehe) hatte, der auch näher an den anderen Zehen lag, so war das ein Vorteil für das aufrechte Gehen. Die Weibchen nahmen das wahr, denn dieses Tier war schneller beim Laufen als seine Artgenossen, dann paarten sie sich lieber mit diesem fürs Laufen fitteren Partner. So entstanden in der nächsten Generation bereits viel mehr Nachkommen mit ähnlichen Zehen. War dagegen das besondere Tier ein Weibchen, dann dauerte die Veränderung natürlich ein paar Generationen länger.

Die Evolution ist ja an sich und für sich betrachtet sowieso eine doppelte: Sie bringt zum einen neue Arten, Gattungen und Stämme von Lebewesen hervor, sie bringt aber auch fast unsichtbar in ihrem Innern eine Höherentwicklung der Fortpflanzungsformen selbst hervor.

Da die Fortpflanzung bereits an sich das Leben darstellt, die einzelnen Individuen dabei nur kommen und gehen, ist der Blick auf die innere Evolution äußerst lehrreich: Konnten sich die ersten Zellen nur fortpflanzen, indem sie sich halbierten, auseinander strebten und danach weiterwachsen, um sich erneut zu teilen, und so immer nur wieder Gleiches zu erzeugen, nämlich primitive Einzeller, begann mit der Symbiose verschiedener Einzeller eine zellenseitige Arbeitsteilung, die einen Reproduktionscode hervorbrachte mit der Form 2^n . Mit jeder Zellteilung „n“ verdoppelten sich nun die Möglichkeiten zur Veränderung. Die einzelne Zelle wurde plötzlich wichtig, denn in ihr konnten sich Veränderungen vollzogen haben, die vielleicht für die gesamte Gattung von Vorteil waren.

Bei jeder vollzogenen Höherentwicklung bleibt die niedere Stufe dennoch im Erbgut als Sicherungskopie erhalten. Diese niederen Stufen werden in der Embryonalentwicklung noch einmal durchlaufen, das heißt, die gespeicherte Erbcod-Kaskade läuft hier noch einmal ab, entweder weil die vorgeschalteten Steuerungsgene nur in ihrer historischen Reihenfolge richtig ausgelesen werden können, oder weil die höheren Zelltypen nur Stufe für Stufe erzeugt werden können. Für Fische würde das z.B. nur wenige Stufen bedeuten, für Säugetiere die meisten Stufen.

⁸ Kürzlich konnte die Wissenschaft beweisen, daß freigesetzte Hormone aus Plastikflaschen bei Neugeborenen körperliche Mißbildungen hervorrufen.

So kann man bei der Betrachtung verschiedener Einzelentwicklungen die Negation der Negation, also die Entwicklungsrichtung, der Evolution erkennen: aus der ungeschlechtlichen Vermehrung (Zellteilung und Knospung) wurde eine geschlechtliche Vermehrung durch weibliche Eier und männlichen Samen; aus der zufälligen äußeren Befruchtung entstand die sichere innere Befruchtung durch den Penis; aus einfachem, frei im Wasser schwimmenden Laich, der nur durch seine Massenhaftigkeit überlebensfähig war, wurde eine einzelne heranwachsende Eizelle, die im Mutterleib geschützt zu einem sofort lebensfähigen Säugetier heranwuchs; aus Weichtieren wurden Gliedertiere, aus Gliedertieren wurden Insekten bzw. Wirbeltiere durch Erzeugung einer Stützsubstanz (Chitin bzw. Knochen); aus Hautschuppen wurden Federn und Haare; aus wechselwarmen Tieren im Wasser gingen gleichwarme Tiere an Land hervor; aus einzelnen Nervenzellen wurde ein komplexes Gehirn; kurz, das Entwicklungsprinzip vom Niederen zum Höheren offenbart sich überall. Dennoch gibt es in Einzelfällen auch den gegenteiligen Progreß. Degenerierung oder Stillstand in der Entwicklung bedeutet aber über kurz oder lang das Aussterben dieser Spezies.

Genauso aber, wie die Evolution des Lebens und die Evolution der Vererbung eine Geschichte haben, muß auch die Evolution des menschlichen Verstandes eine Geschichte haben. Diese Geschichte läßt sich bei einem Kind an den Sprüngen seiner Bewußtseinsentwicklung erkennen, die wie bei der Embryonalentwicklung ein nochmaliges Durchlaufen der gesamten Entwicklungsstufen der Menschheit auf dem Gebiet des Verstandes darstellt. Erst lernt das Kind Greifen, dann lernt das Kind Laufen, dann lernt das Kind Sprechen. Von Anfang an beobachtet das Kind aufmerksam seine Umgebung, von Anfang an ist es auf Hilfe angewiesen und weiß diese Hilfe einzufordern. Erst dann, wenn mit 20 oder 30 Jahren der Verstand ausgereift ist, beginnt langsam die Einsicht in die Notwendigkeiten zu wachsen, also die Vernunft. Dieser Punkt entspricht in der Menschheitsentwicklung dem Beginn des Begreifens der gesellschaftlich-ökonomischen Gesetze. Dieses Begreifen begann vor gerade mal 160 Jahren mit Karl Marx und seinem Kommunistischen Manifest. Zuvor tastete sich die Menschheit im Dunkeln ohne Kompaß und Taschenlampe vorwärts.

3.5. Wie die Evolution zwangsläufig zum Menschen treibt

Ist die Evolution einmal bis zum höherentwickelten Leben des Säugtiers fortgeschritten und bleiben die äußeren Bedingungen für das Leben günstig, bringt die Natur über kurz oder lang den Menschen hervor. In ihm kommt die Natur zum Bewußtsein über sich selbst. Dieser Prozeß ist durch die Selbstorganisation der Natur vorgegeben. Das Ergebnis dieses Prozesses muß nicht der Mensch sein, wie wir ihn kennen. Auf anderen Planeten können die Menschen anders aussehen. Was diese mit uns aber gemeinsam haben müssen, ist ein beweglicher Körper, ist etwas Ähnliches wie Hände zum Arbeiten, ist ein Gehirn und ein Organ zur Kommunikation untereinander.

Auf der Erde lief der Menschwerdungsprozeß natürlich nicht linear ab. Die Natur nahm mehrmals Anlauf zum Menschen. Sie brachte verschiedene Menschenarten hervor, die selbst wiederum einem Höherentwicklungsprozeß unterlagen. Es starben in diesem Prozeß all jene Menschenarten wieder aus, die es nicht schafften, das hervorzubringen, was den vollentwickelten Menschen ausmacht – der Drang, die Natur in ihren wesentlichen Zusammenhängen verstehen zu wollen.

3.5.1. Der evolutionär-revolutionäre Übergang vom Affen zum Menschen

Die erste menschliche Tat war das Behauen eines Steines mit Hilfe eines anderen rohen Steines zum Zwecke der Werkzeugherstellung. Dies fand vor 2,5 Mio. Jahren zum ersten Male in Ostafrika statt und war zugleich der Beginn der Menschwerdung. Der Affenmensch, der dies tat, wird von der Wissenschaft *Homo habilis* genannt – der befähigte Mensch. Die dazugehörige Affenhorde, die es ihm gleich tat, zeugte eine neue Gattung, die nicht mehr hochentwickelte Affen verkörperte, sondern niedrigst entwickelte Menschen.

Aber wie kam es zu dieser ersten Tat? Das immer trockener werdende Klima in Afrika zwang die bereits aufrecht gehenden Australopithecinen (Südaffen) vor 3,5 Mio. Jahren zur Anpassung. Zwei Wege standen ihnen offen: Einmal die Entwicklung einer stärkeren Kaumuskulatur, um die immer fester werdenden Früchte aufzuknacken, oder aber harte Steine als Schlagwerkzeug zum Aufknacken zu verwenden. Diejenigen Südaffen,

die das stärkere Gebiß entwickelten, mußten aussterben, weil das Klima alle paar hunderttausend Jahre wechselte. Diejenigen Südaffen aber, die begannen Steine als Werkzeuge zu gebrauchen, schlugen eine Entwicklungslinie ein, die sie zu Beherrschern der Naturverhältnisse werden ließ.

Doch noch bevor der *Homo habilis* zur Steinbearbeitung übergehen konnte, mußte eine Entwicklung abgeschlossen sein, die zwar noch ganz ins Tierreich fiel, aber bereits die Grenzlinie zum Menschen erreichte, nämlich der aufrechte Gang. Wie kam es dazu?

Schon vor 30 Mio. Jahren hatte sich auf der ganzen Welt das Klima abzukühlen begonnen. An den Polen gefror immer mehr Wasser zu Eis. Bis zum Äquator hin wurde es immer trockener, wodurch die Baumvegetation langsam in Steppe überging. Die Affen, die auf den Bäumen lebten, mußten sich entweder mit dem Baumbewuchs zurückziehen oder aber in der wachsenden Steppe zurechtfinden. Es gab Kämpfe zwischen den Affenhorden um die letzten Bäume. Die unterlegene Affenhorde mußte mit der Steppe und den Flußläufen vorlieb nehmen. Mit den Bäumen ging ihr natürlicher Schutz vor Räubern verloren. Da die damaligen Affen kaum größer als 90 cm wurden, waren sie gezwungen, sich aufzurichten, um über das hohe Steppengras blicken und etwaige Feinde zeitig genug erspähen zu können. Mit ihren vier Greifhänden waren sie zudem auf der Flucht am Boden nicht sonderlich schnell. Um überleben zu können, mußte ein evolutionärer Sprung vom gebückten zum aufrechten Gang vollzogen werden.

Der langsame Versteppungsprozeß in Afrika war bereits 25 Mio. Jahre im Gange, als es verschiedenen Australopithecinen-Horden vor 5 Mio. Jahren gelang, den aufrechten Gang zu entwickeln. Wie sie das geschafft hatten, ist wissenschaftlich noch sehr umstritten. Aber der Zwang zum aufrechten Gang war in der offenen Steppe für die schwächlichen Affen auf alle Fälle so groß, daß sie offenbar auch aus großem inneren Bedürfnis dazu übergingen.

Mit dem aufrechten Gang wurden auch die Hände vollkommen frei. Das war nicht nur nützlich für das Nahrungssammeln und Jagen nach kleineren Tieren, es war genauso wichtig für die Selbstverteidigung und den kollektiven Angriff auf einen größeren Freßfeind. Mit den Händen konnten Knüppel und Steine aufgenommen werden. Das gezielte Werfen von Steinen war eine vorzügliche Methode, Großkatzen und Hyänen auf Distanz zu halten, ja ihnen vielleicht sogar den Appetit auf Affenfleisch dauerhaft zu nehmen. Also lange bevor der *Homo habilis* mit einem Stein einen anderen bearbeitete, hatten seine Vorfahren ein inniges Verhältnis

zum Stein entwickelt. Steine waren für den Australopithecus auf Wanderschaft ein ständiger Begleiter, sowohl als Werkzeug für die harten Nüsse des Sammlerlebens als auch als Waffe für empfindliche Katzennasen.

Also waren schon die Australopithecinen keine wehrlosen Geschöpfe. Ihre Kraft lag im kollektiven Verhalten, in der Gemeinschaft, die je größer sie war, um so mehr Schutz bot und Kraft gab, auch übermächtige Feinde zu besiegen. Wenn dem nicht so gewesen wäre, hätten diese kleinen Kerle kaum mehrere Millionen Jahre im offenen Grasland überlebt. In dieser Zeit entwickelten sie eine für sie typische Sprache, wie dies alle anderen Tiere auch tun. Sie entwickelten ein Sozialleben, das schon nicht mehr vollständig auf angeborenen Instinkten beruhte und schließlich zum Homo habilis führte. Kurz, die wie Menschen laufenden Australopithecinen waren die höchstentwickelten Affen, die jemals auf der Erde gelebt haben.

Mit dem Auftreten des Homo habilis vollzog die Natur schließlich den Sprung zum denkenden Wesen. Der erste Mensch war entstanden. Doch er war vom biblischen Adam noch so weit weg, wie die Eva von der Verführung durch die Schlange. Aber der erste Schritt war getan. Jeder weitere Stein, der behauen wurde zum Ausdehnen des Nahrungsangebots, führte weiter weg vom Tierreich, in das es bald kein Zurück mehr gab.

3.5.2. Vom Homo habilis zum Homo erectus

Wenn von der Entstehung des Menschen im allgemeinen gesprochen wird, meint man im konkreten die Herausbildung des Menschengeschlechts aus dutzenden Horden von Affen. Wenn oben vom steinebehauenden Homo habilis gesprochen wurde, meint dies auch die ganze Horde, die gemeinsam Steine beschlug, um sie sich als Werkzeuge dienstbar zu machen. Alles, was die Menschheit an Wissen und Können hervorgebracht hat, ist nicht auf der Insel eines einsamen Robinson Crusoe entstanden, wie sich das vor 100 Jahren noch der gemeine bürgerliche Verstand so vorstellte, sondern in der Auseinandersetzung eines einzelnen Menschen mit anderen Menschen, und diese wiederum zusammen in der Auseinandersetzung mit der Natur. Jedes Menschengeschlecht und erst recht jeder große Denker steht auf den Schultern unzähliger vergangener Generationen, denen sie den Großteil ihres Wissens und Könnens verdanken. Karl Marx machte sich gern lustig über die bürgerlichen Robinsonaden, besonders in der

Politischen Ökonomie, wonach sich diese denkenden Schwergewichte die menschliche Gesellschaft entstanden dachten aus einem wackeren und vor allem sparsamen Fabrikanten, der die Welt mit seinen Waren wohlfeil beglückte, nachdem er sich zuvor mit einem weiblichen Freitag in die Büsche geschlagen hatte, um ein Geschlecht erwartungsfroher Konsumenten zu zeugen.

Die Welt des Homo habilis war hart. Diese Welt kannte keine Waren, erst recht keine wohlfeilen. Um zu überleben, mußte die Horde des homo habilis vor allem umherziehen, Wurzeln ausgraben, Kleingetier jagen, Insekten auflesen, nach Kadavern Ausschau halten und sich für die Nacht eine sichere Bleibe suchen. Der Homo habilis war Allesfresser und also kein Kostverächter. Aas war eine willkommene Abwechslung im Speiseplan. Für diese Art von Speisen benötigte er aber Hilfsmittel, mit denen er die zähe Haut aufschlitzen, das Fleisch herauschneiden und die großen Knochen zertrümmern konnte. Dafür eigneten sich Steine, die zurecht geschlagen waren mit scharfen Schneiden oder geraden Kanten. Wie der Homo habilis auf diese Idee gekommen ist, liegt im Dunkel der Urgeschichte. Da aber auch schon die Australopithecinen sich über 3 bis 4 Mio. Jahre im Steinewerfen geübt hatten, und diese dabei auch mal zersplittern konnten, liegt es nahe anzunehmen, daß der kluge Homo habilis irgendwie Ursache und Wirkung zusammengebracht hat und sein Handeln danach ausrichtete.

Der Homo habilis existierte vielleicht 1 Mio. Jahre. Seine Werkzeuge aus Stein waren nur grob behauen. Sie unterschieden sich nur wenig von Geröll in einem Steinbruch, weswegen diese Werkzeuge auch als Geröllkultur bezeichnet wurden. Die Geröllkultur zeugt von einer eher traditionslosen Herstellung, von viel Zufälligkeit im Abschlag und von primitiven Ansprüchen an das Werkzeug selbst. Die Werkzeuge dienten offenbar nur zum Schneiden, Schaben und bei Ausbildung einer Spitze zum Bohren.

Und dennoch war das ein gewaltiger kultureller Fortschritt gegenüber dem Affen, der Steine nur als Hammer und Amboß zu verwenden wußte, der also Steinwerkzeuge nicht zu bearbeiten verstand. Affen sind in der Lage, sich Zweige zurechtzubiegen oder Stöcke mit den Zähnen anzuspitzen. Sie können aber nicht mit einem Gegenstand einen anderen Gegenstand zu einem Werkzeug umformen. Das ist genau ein Gedankengang zu viel, und zwar genau der Gedankengang, der der nichtanschauliche ist. Nichtanschauliches Denken ist noch lange kein abstraktes Denken. Es ist ein Denken, das etwas Gemerktes mit etwas Vorhandenem verbinden

kann. (Es gibt allerdings inzwischen Experimente mit Raben und Tintenfischen, die zu einem gewissen kombinierten Denken fähig zu sein scheinen. Dennoch bleibt dazu zweierlei festzustellen: Erstens, konnten die damaligen Tiere vor 2,5 Mio. Jahren das auch? Und zweitens, die körperliche Konstitution dieser Tiere und die Umwelt führen nicht zwangsläufig zu diesem Verhalten. Es wird ihnen von einem experimentellen Forscher aufgezwungen.)

Das Herstellen von Werkzeugen aus Stein war für den Homo habilis zu einem festen Bestandteil seines Lebens geworden. Männer, Frauen und Kinder übten sich in dieser Tätigkeit. So etwas wie eine Herstellungstechnologie konnte der Homo habilis allerdings nicht hervorbringen. Die Abschläge der bearbeiteten Steine waren individuell zu sehr verschieden. Jede Generation begann offenbar immer wieder bei Null. Das einzige, was den Homo habilis bei dieser Tätigkeit hielt, war seine körperliche Konstitution als beginnender Mensch. Er mußte diese Tätigkeit vollführen, um seine Gattung am Leben zu erhalten, und er war als einziges Lebewesen dazu körperlich auch in der Lage. So schlug Generation für Generation ihre Steine in Formen, wie es ihnen Hirn und Hand ermöglichten. Die ständige Wiederholung formte schließlich eine Hand, der diese Tätigkeit immer leichter von der Hand ging. Mit der Leichtigkeit kam die Freude daran. Ab da wurde experimentiert und das Gehirn auf dieses Experimentieren hin trainiert. Auf diese Weise ging aus den Horden des Homo habilis langsam eine neue Menschenart hervor – der Homo erectus⁹. Der „aufgerichtete Mensch“ war der Prometheus unter allen Menschenarten. Er entstand vor 1,8 Mio. Jahren. Er war der Urmensch schlechthin. Er gab der Menschheit das Feuer (das bis vor 200 Jahren die einzige Energiequelle der Menschheit war). Er war der erste Mensch, bei dem familiäre Beziehungen nachweisbar sind (allerdings nicht in der bornierten bürgerlichen Auffassung von der Vater-Mutter-Kind-Ehe). Aus dem Homo erectus spalteten sich vor 220.000 Jahren die Neandertaler ab und vor knapp 200.000 Jahren der Homo sapiens – also der heutige Mensch.

⁹ Die Bezeichnungsreihenfolge der einzelnen Vor- und Urmenschenarten ist im Laufe der Jahrzehnte etwas unglücklich geworden. Die Bezeichnung Homo erectus als der aufgerichtete Mensch betont eine Besonderheit, den aufrechten Gang, der schon früher bei den Affen entwickelt war. Dagegen ist die Bezeichnung Homo habilis als der zur Werkzeugherstellung befähigte Mensch mit Bedacht gewählt. Leider hat sich 1991 mit dem Fund eines höher entwickelten Homo habilis, der als Homo rudolfensis (Mensch vom Rudolfsee) bezeichnet wurde, der rote Faden der Höherentwicklung in den Bezeichnungen vollends verloren. In der vorliegenden Schrift ist der Homo rudolfensis als der eigentliche Homo habilis bezeichnet, während der altbekannte Homo habilis wahrscheinlich als eine in Degeneration befindliche Seitenlinie des Rudolfseemenschen aufzufassen ist.

3.5.3. Der Homo erectus beginnt, die Welt mit menschlichen Augen zu sehen

Der Zwitter zwischen Affe und Mensch, der Affenmensch Homo habilis, sah die Natur wie ein Tier: Sie war da, und sie wirkte auf ihn ein. Er selbst reagierte eigentlich nur. Der Zusammenhalt in der Horde war größtenteils von den tierischen Instinkten geprägt, die der Homo habilis aus dem Tierreich mitgebracht hatte. Nur bei seiner besonderen Tätigkeit, der Steinbearbeitung, fand er den Stachel zu einer Höherentwicklung. Hierbei begann sein Gehirn auf neue Weise zu arbeiten. Das Gesehene und Erlebte wurde nicht mehr nur „gemerkt“, so wie sich Raubtiere ihr Jagdgebiet einprägen, das Erlebte – die Steinbearbeitung – wurde wiederholt, bis sich die Idee von Ursache und Wirkung in das Gedächtnis einzunisten begann. Dies betraf sowohl die Auswahl der Steine nach Materialart und Beschaffenheit, wie auch die Richtung und Stärke der Schläge und die richtige Auswahl des Schlagsteines. Irgendwann wußte der Homo habilis dann, was er tat. Als er sich dessen bewußt wurde, hatte sich sein Körper, seine Arme, Hände, Beine und sein Gehirn in einer Weise verändert, daß er ein neuer Mensch geworden war, ein richtiger Mensch, ein Mensch, der vorausschauend plante, der das Ziel schon vor der ersten Tat kannte. Dieser Wendepunkt geschah vor zirka 1,8 Mio. Jahren ebenfalls in Afrika. Der Homo erectus hatte die Bühne der Arbeit betreten.

Der Homo erectus (Urmensch) war zirka 1,65 m groß, 65 kg schwer und hatte ein Hirnvolumen von 750-1.250 ccm (Homo habilis: 1,50 m, 45 kg, 600-800 ccm). Der Homo erectus hatte ein Bewußtsein nicht nur von sich und seinen Hordenmitgliedern. Er war der erste Mensch, der wußte, was er tat und was er noch tun wollte. Er machte sich beständig Gedanken. Nicht um sich, sondern um das Wohlergehen der Gruppe, um Nahrungsquellen, um die Gesundheit der Kinder und Alten, um das Hier und Heute und das Morgen. Er begann sehr schnell zu verstehen, daß es ihm und seinen Hordenmitgliedern auf Dauer nur dann gut gehen konnte, wenn alle Konflikte in der Gruppe friedlich und zur Zufriedenheit aller gelöst wurden, wenn die Horde zur verschworenen Gemeinschaft wurde und wenn die Mittel zur Nahrungsbeschaffung, also die Werkzeuge, weiter verbessert wurden. Dieser hier beschriebene imaginäre Homo erectus war kein Sippenvorsteher und auch kein Mann, dieser imaginäre Urmensch waren die erwachsenen Frauen und Männer wechselseitig. Diese Urmenschen waren nicht als Individuen existent, sondern nur als Gemeinschaft. Sie waren nahezu unterschiedslos, ohne Individualität (au-

ßer der geschlechtlichen und der altersmäßigen). Was sie zusammenhielt war der Überlebenskampf, das gemeinsame Jagen und Sammeln, die gemeinsame Werkzeugherstellung, der wechselseitige Geschlechtsverkehr, das gegenseitige Lausen, das Aufziehen der gemeinsamen Kinder, kurz, die erlebte Gemeinsamkeit von Geburt an.

Wie menschlich der Homo erectus bereits war, zeigt ein ausgegrabenes Fossil des Schädels eines alten Mannes, der noch einige Jahre ohne einen einzigen Zahn weiterleben konnte. Dieser Mann ist von den übrigen Sippenmitgliedern versorgt worden, ohne daß diese ihn als unnützen Esser betrachtet hätten. Im heutigen Kapitalismus wäre dies nicht selbstverständlich.

Die Natur des Urmenschen war noch größtenteils von der Natur des äffischen Vorfahren mitgebracht. Der Urmensch war gesellig, ohne sich hervorzutun. Die Horde war ihm alles. Die ausreichende Fortpflanzung zur Erhaltung der Horde war genau so wichtig wie die tägliche Nahrungsbeschaffung. Die Arbeit, sowohl Jagen und Sammeln als auch die Werkzeugherstellung und die Herstellung von Fallen und Jagdwaffen, bildete die zentrale Auseinandersetzung mit der Natur, einzig mit dem Ziel, das Leben der gesamten Horde zu erleichtern. In der Arbeit mit dem Stein begann die Individualisierung der Hordenmitglieder.

3.6. Jetztmensch und Neandertaler

Der Urmensch (Homo erectus) erreichte vor 500.000 Jahren seinen evolutionären Höhepunkt. Zu dieser Zeit eignete sich der Urmensch das Feuer an, da verlor er sein Haarkleid, da entwickelte er neue Jagdmethoden wie die Hetzjagd, und da entdeckte er zum ersten Male sein ästhetisches Empfinden.

Mit der Beherrschung des Feuers hatte sich der Urmensch die wohl gewaltigste Produktivkraft der vorindustriellen Zeit erschlossen. Mit dem Feuer konnte der Urmensch wilde Tiere auf Distanz halten und sie sogar angreifen; er konnte die Spitzen seiner Speere im Feuer härten, er konnte mit Fackeln in tiefe Höhlen vordringen und dort Bären, Hyänen und Höhlenlöwen ausräuchern; vor allem aber konnte er seine Nahrung garen und sich neue erschließen; er konnte sich nachts am Feuer wärmen und beruhigt einschlafen; kurz, mit der Beherrschung des Feuers ließ er endgültig das Tierreich hinter sich. Die Folge dessen war, daß sich die Ur-

menschen stärker vermehrten, daß sie größer und gesünder wurden, und dies wiederum führte zur Auswanderung aus den angestammten Gebieten Ostafrikas.

Zwei grundsätzliche Auswanderungsbewegungen sind zu erkennen: Die eine Bewegung führte nach Norden, wo sie sich in eine nach Asien und eine nach Europa aufspaltete. Diese Wanderungsbewegung führte zu einer neuen Art Mensch, dem Neandertaler (Homo sapiens neandertalensis). Die andere Auswanderungsbewegung führte nach Süden, an die Küsten des heutigen Südafrika. Hier entwickelte sich aus dem Urmenschen der Jetztmensch (Homo sapiens).

Neandertaler und Jetztmensch waren also beide aus dem bereits unbehaarten, schwitzenden, das Feuer beherrschenden und in größeren Gruppen umherziehenden Homo erectus entstanden. Der Unterschied zwischen Neandertaler und Jetztmensch bildete sich erst im Verlauf von etwa 350.000 Jahren richtig aus. Durch die gegarte Nahrung und die Möglichkeiten des Feuers legten beide Arten nochmals beim Gehirnwachstum zu, der Neandertaler sogar noch stärker als der Jetztmensch. Da der Neandertaler aber in den kalten Norden auswanderte, wo es im Überfluß Großwild zu jagen gab, dagegen weniger pflanzliche Kost gedieh, wie etwa im ursprünglichen Afrika, wo der Homo erectus als Gemischtköstler Jahrhunderttausende unterwegs war, mußte sich der Neandertaler auf die Großwildjagd am Rande des Eisschildes spezialisieren. Diese Spezialisierung führte ihn in die evolutionäre Sackgasse. Sein Gehirn war durch die rein fleischliche Kost so groß geworden (1.750 ccm), daß er aussterben mußte, denn der tägliche Kalorienverbrauch lag bei rund 5.000 Kilokalorien. Diesen Kalorienbedarf konnte er nur decken eben durch die Spezialisierung auf Großwild. Diese Jagden waren gefährlich und sehr anstrengend. Nur junge Männer und Frauen konnten sich an den Jagden beteiligen. Der Neandertaler wurde im Schnitt auch nur 30 Jahre alt. Die Jagden wurden hingegen mit der Zeit immer großflächiger. Die Zahl der Jagdtiere nahm ab. Die Zahl der Neandertaler-Gruppen sank, auch die Zahl der Menschen pro Gruppe. Auf der Produktionsbasis des Neandertalers – Großwildjagd – war keine Höherentwicklung des Menschen möglich, was an der Werkzeugkultur abzulesen ist, die sich gegenüber dem Urmenschen kaum weiterentwickelt hatte. Das Ende des Neandertalers mußte über kurz oder lang eintreten.

Ganz anders sah das bei den nach Süden ausgewichenen Urmenschen aus. Sie kamen irgendwann an den Küsten Südafrikas an und fanden wesentlich günstigere Naturverhältnisse vor als im Inneren Afrikas. Das

Leben am Meer – am Indischen Ozean im Osten und am Südatlantik im Westen – war für den Urmenschen etwas völlig Neues. Bisher kannte er nur weite Graslandschaften, Berge, Flüsse und Überschwemmungsgebiete. Salzwasser, die tosende Brandung, die Gezeiten, die Tiere im Ozean, all das war ihm fremd und forderten seinen Geist und Einfallsreichtum heraus. Dennoch blieb ihm das bekannte Hinterland nicht verschlossen. Die eingewanderten Urmenschengruppen konnten sich langsam an die neue Umgebung gewöhnen, zunächst weiter im Hinterland jagen und die bekannten Pflanzen sammeln gehen. Nach und nach erschlossen sie sich aber auch die Nahrungsquellen des Meeres: Tang, Muscheln, Krebse, Fische. Das meiste davon brauchte man nur aufzulesen. Die Nahrung blieb also wie beim Homo erectus sehr abwechslungsreich und vielgestaltig, ja sie war durch die Meeresfrüchte noch überaus reichhaltiger geworden. Hier ließ es sich besser leben als im immer trockener werdenden Kontinental-Afrika.

Auf diese Weise entstand langsam aus dem Homo erectus der Homo sapiens. Daß diese günstigen Bedingungen die weitere Menschwerdung beförderten, ist klar, doch genauso wenig eine Selbstverständlichkeit. Aus diesem Grunde ließ die Evolution den Homo erectus auch nicht gleich aussterben. Denn falls der Homo sapiens durch irgendeinen Grund doch noch das Schicksal des Neandertalers teilen sollte, würden weiterhin Vertreter des homo erectus bereitstehen, um einen erneuten Anlauf zum Jetztmenschen zu wagen. Erst vor 40.000 Jahren starben die letzten Urmenschen aus. Da war der Siegeszug des Jetztmenschen bereits nicht mehr aufzuhalten.

3.6.1. Die biologische Entwicklung des Jetztmenschen (Homo sapiens)

So richtig unterscheidbar vom Homo erectus wie vom Neandertaler wurde der Homo sapiens erst vor etwa 200.000 Jahren. Da hatte er die Küsten Südafrikas bereits erreicht. Hier mußte er sich mit den neuen Naturgegebenheiten des nahen Ozeans auseinandersetzen. Alles, was mit dem Meer zu tun hatte, war für ihn neu. Das mußte nun zu den bereits bekannten Naturereignissen der afrikanischen Steppen hinzugelernt werden. Andererseits suchte er im Hinterland weiter nach Knollen, Früchten und Kleingetier. Auch die Jagd auf Großwild blieb im täglichen Überlebenskampf

erhalten. Allerdings war die Beute durch die große Trockenheit eher dürftig. Sein Betätigungsfeld hatte sich also durch das Meer schlagartig ausgedehnt, es war vielfältiger geworden. All das verlangte ihm mehr Denkarbeit ab. In die Zeit vor 200.000 Jahren fällt deshalb nicht von ungefähr der Beginn der vollkommen artikulierten Sprache. Voraussetzung war, daß sich der Kehlkopf absenkte, um den Stimmbändern mehr Platz zum Schwingen zu geben. Außerdem wölbte sich die Kinnspeitze nach vorn, wodurch der Zungenmuskel mehr Bewegungsfreiheit erhielt. Beides zusammen führte zu einem wohltemperierten Sprechen, das auch beim Rauschen des Meeres klar unterscheidbar blieb.

In den vielen Höhlen nahe der südafrikanischen Küste fand der Jetztmensch einen sicheren und Jahrtausende währenden Unterschlupf. Von hier aus konnte er die Küste und die Umgebung gut beobachten. Er sah, wie sich das Meer bei Ebbe regelmäßig zurückzog. Es legte für den Jetztmensch ein neues Jagdgebiet frei, das leicht „abzugrasen“ war. Die neuen eiweißreichen Nahrungsquellen mit dem natürlichen Salz des Meerwassers ergaben eine vorzügliche Ergänzung des Speiseplanes. Sehr bald wurden sie zur Hauptnahrungsquelle. Das weiche Fleisch erforderte keine starken Kaumuskeln. Kopf, Gesicht und Körperbau wurden graziler. Die mit Pflanzenkost und Fleisch ergänzte Nahrung aus Meeresfrüchten machte die Menschen gesünder. Die Populationen wuchsen kräftig und breiteten sich entlang der Küsten nach Norden hin aus. Vor etwa 100.000 Jahren war der Homo sapiens körperlich fertig ausgebildet. Von da an ist er vom heutigen Menschen äußerlich nicht mehr zu unterscheiden.

3.6.2. Die gesellschaftliche Entwicklung des Jetztmenschen

Nachdem sich der Mensch biologisch vor 100.000 Jahren vollständig entfaltet hatte, ist ihm von da an nur noch die gesellschaftliche Entfaltung geblieben. Alle Weiterentwicklung des Menschen findet also seit 100.000 Jahren fast ausschließlich auf den Gebieten der Produktion und des Zusammenlebens statt. Das heißt nicht, daß die biologische Entwicklung aufgehört hat, das heißt nur, daß sie gegenüber der gesellschaftlichen zu vernachlässigen ist.

Das Leben an der Küste veränderte das Zusammenleben der Menschen innerhalb der Gemeinschaft im großen Maßstab. Von nun an stand nicht einfach nur ein umfangreicheres Speiseangebot bereit, auch der Nahrungs-

erwerb selbst veränderte sich mit dem reichhaltigeren Nahrungsangebot. So wuchsen mit den Populationen auch die Möglichkeiten der Arbeitsteilung. Die Spezialisierung auf bestimmte Jagdtechniken – zu Wasser wie zu Lande – wurde zur Notwendigkeit. Gleiches galt für das Sammeln. Neue speziellere Werkzeuge und Jagdwaffen mußten geschaffen werden. So ließen sich Fische mit einem dreizackigen Speer viel besser jagen als mit dem einspitzigen Speer. Die Werkzeugkultur nahm einen mächtigen Aufschwung. Der universelle Faustkeil wurde durch spezielle Klingen und Bohrer ersetzt. Auch die kleineren Abschlüge, die früher achtlos liegengelassen wurden, fanden nun Verwendung, weil sie viel schärfere und feinere Schneiden aufwiesen, die sich wiederum z.B. für die Anfertigung feiner Widerhaken an den Spitzen der Speere eigneten. Die Harpune war somit geboren. Die Widerhaken sorgten dafür, daß sich die Harpune bei jeder Muskelbewegung tiefer ins Fleisch bohrte, statt bei der Flucht des getroffenen Tieres wieder aus dem Muskelfleisch zu rutschen. Mit den kleinen scharfen Spitzen der Abschlüge konnten auch kleinere Löcher gebohrt werden, die beim Zusammennähen von Fellkleidungsstücken haltbarere Nähte ermöglichten.

Wenn die Populationen wachsen, wachsen auch die Organisations- und Kommunikationsbedürfnisse. Dies wiederum erfordert Denkarbeit. Dabei muß nicht einfach nur nachgedacht werden, wie der nächste Tag ablaufen soll, wer was macht, und was am Tagesende dabei herausgekommen sein muß, um den übernächsten Tag erleben zu können, sondern auch wie das Arbeitspotential der Gemeinschaft am effektivsten ausgenutzt werden kann. Vor allem die Alten mit ihren Erfahrungen werden das Ganze organisiert haben. Die Denkarbeit erstreckte sich bei den wachsenden Populationen nicht zuletzt auch auf das Kennenlernen jedes einzelnen Mitgliedes dieser Gemeinschaft und das Wissen um seine Stärken und Schwächen, damit er entsprechend dieser Stärken und Schwächen bei der Tagesarbeit am für ihn richtigen Platz eingesetzt werden konnte. Die zwischenmenschlichen Beziehungen und das Nachdenken jedes Einzelnen über die anderen sowie den eigenen Platz in dieser Menschengemeinschaft stellte für alle eine der wichtigsten täglichen Übungen dar. Das Gesicht und die Gesichtsausdrücke entwickelten sich zu einem wichtigen Spiegelbild des Seelenlebens der Menschen. Sie zu lesen und richtig interpretieren zu können, wurde zu einem Grundbedürfnis aller, weil allen das Wohl der Gruppe am Herzen lag.

Das Gedeihen und Überleben der Gruppe als Ganzes war schon dem Urmenschen in Fleisch und Blut übergegangen. Jeder einzelne war in Ge-

fahrensituationen bereit, sein Leben in die Waagschale zu werfen, wenn das Überleben der Horde auf dem Spiel stand. Das war vielleicht sogar noch ein Reflex aus dem Tierreich, denn das beobachten wir noch heute in der freien Natur. Dies gehört also zur Natur des Menschen dazu. Interessant wäre herauszufinden, ob dieser Reflex mit der Entwicklung der Individualität des Menschen abnimmt oder zunimmt. Auf alle Fälle waren die Menschen bis zur Herausbildung eines ständigen Mehrproduktes vor etwa 20.000 Jahren alles andere als des Menschen Feind. Jedenfalls konnte die Wissenschaft bis jetzt noch keinen Beweis für Mord oder Totschlag vor dieser Zeit erbringen. Und das wäre auch höchst eigentümlich. Denn wo kein Überschuß an Lebensmitteln herrscht, gibt es auch keinen Grund zum Streit, keinen Grund zum Raub und auch keinen Grund zum Mord. Im Gegenteil, solange das Überleben der Gruppe über den nächsten Tag hinaus nicht gesichert ist, müssen sich alle gemeinsam anstrengen, um die nötige Menge an Lebensmitteln herbeizuschaffen. Dieses Herbeischaffen der Lebensmittel wird erleichtert durch gegenseitige Zusammenarbeit, durch Arbeitsteilung, um die Effektivität der Arbeit zu erhöhen, durch freiwillige Unterordnung der Unerfahrenen unter die Erfahrenen, und in ganz schwierigen Situationen nur noch dadurch, daß jeder Einzelne dabei über sich selbst hinauswächst.

3.6.3. Die Weltanschauung des frühen und späten Homo sapiens

Die Herausbildung des Denkens und des Bewußtseins war ein Prozeß von 2,5 Mio. Jahren. An seinem Anfang war der Mensch (*Homo habilis*) noch fast ein Tier. Das Menschliche an ihm war nichts anderes als die Arbeit, die ihm schließlich zur Gewohnheit wurde. Doch wie sah er die Welt? Ein Bewußtsein von sich selbst hatte er bereits (höhere Primaten und einige Vögel haben das auch). Die Natur um ihn herum war ihm vertraut. Doch verstanden hat er sie nicht. Er hat in ihr nur das wahrgenommen, was sich bewegte, was Nahrung sein konnte, was sich als Baumaterial für ein Nachtlager eignete und seine geliebten Steine, zu denen er erste menschliche Gefühle entwickelte.

Der *Homo erectus*, der nach 700.000 Jahren aus dem *Homo habilis* hervorging, war noch weit entfernt von einer Weltanschauung. Er sah zwar die Welt an, doch konnte er sie nicht begreifen. Er war Jäger und Sammler und ein perfekter Werkzeughersteller. Er schuf sich seine eigene

kleine Welt, die er zu überschauen vermochte. Diese Welt hat er auch verstanden. Er hat sie gepflegt und versucht, sie für sich besser zu machen. Die übrige Welt hat er angeschaut wie heutzutage ein Tourist, der in einem fremden Land auch nicht versteht, was er anschaut (oder sollte man lieber sagen begafft), dafür aber wunderschöne Erinnerungsfotos mit nach Hause bringt.

Der Neandertaler kam in seiner Weltanschauung kaum über die des Homo erectus hinaus. Sein Leben war noch schwerer als das des Homo erectus, allein schon wegen des Klimas und der ständigen Großwildjagd. Mit der Abnahme des Großwildbestandes wurden auch die Gruppen des Neandertalers immer kleiner. Eine Gruppe von 20 Erwachsenen war schon groß. Auch wuchsen die Abstände zu den anderen Gruppen. Geistiger und geschlechtlicher Austausch fand deshalb immer seltener statt. Das Denken des Neandertalers drehte sich wahrscheinlich nur um die eigene Horde und vielleicht noch um Kontakte zu anderen Horden.

Der erste Mensch, der sich eine Weltanschauung erarbeitete, war der Homo sapiens. Auch nicht am Anfang seiner Entwicklung vor etwa 500.000 Jahren, aber etwa dann vor 100.000 Jahren. Seine Weltanschauung war eine vollkommen natürliche. Die Gesehene und erlebte Natur war die Blaupause für seine Anschauungen im Kopf. Diese Weltanschauung konnte nur eine primitive materialistische Weltanschauung sein. Er sah die Sonne und den Mond, wie sie sich bewegten. Er hörte die Vögel, wie sie sangen. Er spürte den Wind auf seiner Haut. Er sah, wie das Jagdwild Witterung aufnahm, nervös wurde und wegrannte. Er sah den Fluß dahinfließen, er sah das Meer schäumen, er roch die Salzluft und das gebratene Fleisch. Er sah Fische schwimmen und Steine den Berg hinabrollen. Das alles konnte nur eines bedeuten: Alles ist in Bewegung, alles fließt, alles ist lebendig. Dies war die Weltanschauung des Homo sapiens, nämlich daß alles Existierende lebendig ist, weil es sich bewegt.

Mit dieser Weltanschauung wurde er groß. Mit jeder Faser seines Leibes war er mit dieser Weltanschauung verbunden. Er dachte: Alles, was mich umgibt, ist lebendig. Da ich selbst lebendig bin und denken kann, müssen auch die Tiere und Pflanzen denken können. Ja sogar die Flüsse und die Gebirge. Die Steine sowieso. Denn diese bearbeitete er seit Jahrtausenden. Die noch rohen Steine hatten eine Seele. Diese mußte er ganz genau verstehen, bevor er sich zu ihrer Bearbeitung anschickte. Er mußte in den Stein hineinhorchen, ob er rein und innen ohne Hohlräume und Sprünge war. Erst dann konnte er mit der Bearbeitung beginnen. Er mußte vorsichtig vorgehen, um die genauen Abschlüge hinzubekommen.

Wenn es schief ging, lag es an seinem Unvermögen oder aber am Stein, der sich ihm widersetzte. Nichts, aber auch gar nichts existierte in dieser Welt, das nicht ein Eigenleben führte. Von da war es nur ein Katzensprung zu der Vorstellung, daß der Mensch mit allen anderen lebendigen Dingen ins Gespräch kommen konnte. Besonders die Jagd, bei der man nie wußte, ob man etwas Fleisch mit nach Hause bringen würde, entfaltete in dieser Welt ihre Magie. Als die Jagdbeute nach der Erfindung von Pfeil und Bogen stark abnahm, war es nur verständlich, daß der Jäger vor der Jagd mit der „Seele“ des zu jagenden Tieres in Verbindung treten wollte. Damit das zu jagende Tier wußte, das es von dem Jäger gerufen wurde, malte der Jäger in einer dunklen Höhle dasjenige Tier an die Wand. Mit dem Malen nahm er Kontakt zu dem Geist des Tieres auf. Man kann sich diese transzendente Kontaktaufnahme so vorstellen wie bei einer Prüfung, wo der Student zuvor im Geiste nochmals alle zu lernenden Punkte durchgeht und sich vorstellt, welche Fallen die Prüfungskommission ihm stellen könnte. Ähnlich gehen auch Sportler vor einem Wettkampf alle zu erwartenden Handlungen, besonders die des Gegners, noch einmal durch, um sich darauf einstellen zu können und auf alles vorbereitet zu sein. Der Sportler besinnt sich auch noch mal seiner eigenen Stärken, um sich für den Wettkampf aufzubauen. Diese Art von geistiger Kontaktaufnahme mit einem zu jagenden Tier hat überhaupt nichts mit Religion zu tun. Wie anhand von Fußspuren in einer französischen Höhle nachgewiesen werden konnte, waren solche Kontaktaufnahmen mit den Geistern von Tieren oder von Verstorbenen keine rituellen Handlungen von irgendwelchen Schamanen oder anderen besonders herausgehobenen Personen des Clans, sondern ganz natürliche Handlungen jedes einzelnen Mitgliedes der Gemeinschaft. In besagter Höhle waren die Fußspuren eines Mannes, einer Frau und zweier Kinder zu erkennen. Sie hatten ihre Figuren gemalt und ein Tier aus dem Lehm der Höhle geformt und hatten es dann symbolisch getötet. Danach hatten sie die Höhle wieder verlassen. Für Götter oder Götzen war in dieser Welt gar kein Platz. Es wurden auch keine Opfergaben gemacht. Einzig und allein die geistige Kontaktaufnahme mit dem imaginären Gegner bzw. irgendwas anderem Imaginären fand hier statt. Die sogenannten Naturreligionen sind alle erst nach dem Untergang des Matriarchats entstanden. Und die richtigen Religionen waren stets nur die weichere aber um so raffiniertere Seite der Machtausübung durch die Herrschenden.

3.6.4. Der Begriff der Kunst in der Frühgeschichte der Menschheit

Solange der Mensch noch in seiner Urgeschichte feststeckte, existierte nichts, was man im allgemeinen unter dem Wort Kunst versteht. Es sei denn, die Kunst am Leben zu bleiben. Dagegen war die Kunst, Werkzeuge herzustellen, bereits weit entwickelt. Aber auch das war keine Kunst im heutigen Sinne. Es war zuerst Arbeit, dann war es noch Können, Geschick, Weitblick und Gespür für den richtigen Stein und den richtigen Schlag. Kunst war nicht vorstellbar und fand auch nicht statt.

Erste Gravuren auf Muscheln und Haifischzähnen wurden auf der indonesischen Insel Java vor kurzem entdeckt. Sie sollen um die 500.000 Jahre alt sein. Es waren geritzte Striche in einer Form, die vielleicht ein gewisses Muster ergaben. Erste Zeichen eines abstrakten Denkens? Die Frage muß unbeantwortet bleiben. Wir wissen es nicht.

Die nächsten Anzeichen von Kunst sind in einer südafrikanischen Höhle entdeckt worden. Eisenoxid lag als Ockerklumpen in einer 70.000 Jahre alten Schicht. Man nimmt an, daß sich die damaligen Menschen den Körper damit bemalten oder auch nur einrieben, um sich vor Insekten zu schützen. Man fand auch Muscheln mit Löchern darin.

In Frankreich sind bisher die meisten Höhlen mit Malereien von Jagdszenen gefunden worden. Die ältesten Zeichnungen sollen 56.000 Jahre sein. Bis vor etwa 15.000 Jahren hielt dieses Malen in Höhlen an. Kann man das alles als Kunst bezeichnen? Was ist eigentlich Kunst?

Kunst als eigenständiges Gewerk kam erst in der Epoche des Übergangs vom urgesellschaftlichen Matriarchat zum Patriarchat auf, also vor etwa 12.000 bis 8.000 Jahren, und zwar mit dem Entstehen einer herrschenden Klasse. Da die Herrschenden an ihrem Anfang genau so normale Menschen waren wie alle anderen auch, nur etwas reicher durch ihren Viehbesitz, wollten sie sich natürlich auch geistig abgrenzen von den übrigen armen Schluckern, so daß sie ihre Macht über andere, als durch ihre höheren geistigen Fähigkeiten gesetzt, begründen konnten. Also ließen sie ihre Häuser aus Stein bauen und verzieren. Da sie reicher als die anderen waren, konnten sie Menschen mit besonderen Talenten beköstigen und kleiden, die dann ihrerseits für die Reichen etwas schufen, was die anderen nicht hatten und auch niemals haben würden, es sei denn, sie machten es selbst – Kunst.

Kunst und Kunstproduktion aus gesellschaftlicher Sicht ist bis auf den heutigen Tag für nichts anderes da, als zur geistigen Machtausübung einer selbst ernannten Elite über die unterdrückten Massen. Je verworrener und

unverständlicher das Kunstwerk ist, um so größer ist die Kunst. Denn die Reichen bezahlen nicht die Kunst, damit das gemeine Volk davon erbaut wird. Sie bezahlen die Kunst, um sich selbst zu erhöhen. Man will sich abheben von der Masse. Man ist schließlich ein ganz besonderer Mensch, einer, wie es ihn nur einmal auf der Welt gibt. Von der Niedertracht der Kunst zeugen die Prachtbauten der Pharaonen, die diejenigen erniedrigen sollten, die diese Tempel erbauten. Ganz auf Pracht und Glanz waren die ersten Kunstwerke getrimmt. Alle Mächtigen umgaben sich bis in die Epoche des Barock mit diesem Glanz. Erst die reichen Fabrikanten des Kapitalismus protzten nicht mehr ganz so aufdringlich, einmal weil sie das Geld eines Nebukadnezar oder eines Ludwig XIV. nicht hatten, zum andern, weil sie Angst vor dem Kommunismus haben. Sie verlegten sich deshalb auf die Kunstwerke des Geistes. Sie bezahlen Begutachter und Deuter der Kunstwerke und werden dennoch jedes Mal über den Tisch gezogen. Doch das ist egal. Die Kunst trennt den Reichen vom Armen durch ihren Geist, den beide nicht verstehen, den sich aber nur der eine von beiden leisten kann.

Und was ist der Künstler? Wie gezeigt, haben sich die Höhlenmaler nicht als Künstler verstanden. Und ihre Gemälde waren auch keine Kunst. Die Zeichnungen haben sie zur Bewältigung ihres alltäglichen Lebens gebraucht, um an ihre Jagdbeute zu kommen, denn ihre Weltanschauung war die Lebendigkeit alles Existierenden. Auch die berühmten Venus-Statuetten waren keine Kunst – es waren die Urmutter-Symbole der Sippen, die bei jeder Sippe etwas anders aussahen, damit die sich begegnenden Menschen verschiedener Sippen sofort ihre Heiratsfähigkeiten bzw. Heiratsverbote gegeneinander angezeigt bekamen. Das Matriarchat hatte ja erst die Blutsverwandtschaft begründet und damit Inzucht ausgeschlossen. Alle anderen Dinge wie Ketten aus Muscheln und Bemalung der Körper waren ebenfalls keine Kunst, sondern entweder wirklich nur Schmuck oder aber ebenfalls eine Markierung, um den immer größer werdenden Sippenverbänden irgendwelche Besonderheiten des Betreffenden anzuzeigen. Kunst aus kultureller Sicht ist also entweder nichts anderes als bloßer Schmuck – eine ästhetische Laune, oder sie ist Blendwerk, um einen dummen, reichen Käufer zu ködern.

Könner wie Rodin oder Picasso waren keine Künstler. Sie waren Arbeiter, die sich an einer Idee abarbeiteten. Wie schwer Picasso arbeitete, stellte sich erst nach seinem Tode heraus. Er hinterließ ein Werk, das über eine Million Exponate zählte. Manche mit leichter Hand dahingeworfen, andere unzählige Male geändert, und doch nie ganz fertig bekommen.

Was einzig und allein in diesem Metier zählt, ist der Anspruch des Schaffenden an sich selbst. Es ist die Kunst der Selbstverwirklichung. Was andere darüber denken, ist in diesem Prozeß vollkommen ohne Belang. Denn sie verstehen den Schaffenden sowieso nie vollständig.

3.7. Die herausragende Rolle der Arbeit im Prozeß der Menschwerdung

Wie wir gesehen haben, war weder der aufrechte Gang, noch die Sprache oder die Entdeckung des Feuers der Ausgangspunkt für die Menschwerdung des Affen, sondern allein die Arbeit, insbesondere die der Werkzeugherstellung.

Viele Tiere arbeiten. Am meisten wohl die Ameise, vielleicht auch die Biene. Nicht umsonst heißt es ja, die oder der ist fleißig wie eine Biene. Doch die Arbeit des Menschen unterscheidet sich von der Arbeit der Biene, der Ameise, des Kaninchens, des Bibers oder des Adlers in einem entscheidenden Punkt: Der Mensch weiß vorher, was er tun will und was dabei herauskommen soll. Ein Tier weiß das nicht.

Doch dieser Unterschied, der einzig und allein den Menschen vom Tier scheidet, mußte selbst erst erarbeitet werden. Der Homo habilis war am Anfang seiner Entwicklung noch ein kleiner, schreiender und auf zwei Beinen laufender Australopithecus. Er benutzte Stöcke zum Graben und zu anderen Dingen. Er trug Steine bei sich zur Verteidigung. Zuvor hatte er sich im Werfen geübt und seine Schultern, Muskeln und Sehnen für diesen Bewegungsablauf trainiert. Die dabei zerschlagenen Steine hatten scharfe Kanten, die der Australopithecus zur Bearbeitung seiner Nahrung zu verwenden wußte. Der Sprung zum bewußten Zerschlagen von Steinen war dann nur noch ein kleiner Schritt. Dieser kleine Schritt, an jeder Stelle seines Weges durch die Steppe immer wieder getan, ließ ihn zum Homo habilis werden, jenem ersten Menschen, der teils bewußt, teils unbewußt Steine zu Werkzeugen verarbeitete.

Mit den hergestellten Werkzeugen zum Schneiden, Schaben und Zertrümmern hatte sich der beginnende Mensch eine neue Lebensgrundlage geschaffen, und dies auf zweierlei Art: Einmal, um an Nahrung heranzukommen, die ihm zuvor verschlossen blieb (dazu sind auch Tiere fähig); zum andern auf eine Weise, die nur dem Menschen eigen ist, nämlich durch beständige Versuche, die gegebenen Naturverhältnisse zu bezwin-

gen bzw. in seinem Sinne günstig zu gestalten. Mit der Werkzeugherstellung trat der Homo habilis eine Entwicklung los, die sich mit der Entwicklung des Menschen verband und bei Strafe des Untergangs bis in alle Ewigkeit fortgesetzt werden mußte. Die beständige Auseinandersetzung mit seiner Arbeit war zur Lebensgrundlage für den Menschen geworden. Wenn er damit aufhörte, würde er degenerieren und aussterben.

Ist die Arbeit damit auch zum Lebensinhalt für den Menschen geworden? Für die Menschen in der Urgesellschaft war die Arbeit keine Arbeit im heutigen kapitalistischen Sinne. Jeder Urmensch stellte seine Werkzeuge selber her. Er unterwies die Kinder und Jugendlichen im Ausuchen der richtigen Steine und im Beschlagen, so daß das Universalwerkzeug Faustkeil genau in der Hand lag, daß die Schärfe der Schneiden das richtige Maß hatte, er beantwortete die Fragen der Kinder und lernte dabei selbst viel Neues hinzu. Denn durch die Fragestellungen, die ja aus allen kindlichen Vorstellungen heraus gestellt wurden, mußte er den Gegenstand seiner Arbeit selbst immer wieder von verschiedenen Seiten neu durchdenken. Diese praktisch-theoretische Art des Lernens direkt am Werkstück war für beide Seiten ein tiefgründiger Lernprozeß und nicht zuletzt ein Heidenspaß. Genauso muß man sich das auch beim Jagen und Sammeln, bei der Zubereitung der Nahrung, bei den Vorbesprechungen zum nächsten Tag usw. vorstellen. Kein Urmensch (Homo erectus), weder die jungen noch die alten, weder die Frauen noch die Männer, empfanden das als Arbeit im Sinne von aufgezwungener, fremdbestimmter Arbeit. All das war ihre tägliche Lebensäußerung. Arbeit war Leben. Arbeit war Hinzulernen. Arbeit war Notwendigkeit und Bedürfnis zugleich. Durch das Arbeiten formte sich der Einzelne langsam zum Individuum. Durch sein Können und seine Kenntnisse erwarb sich der Einzelne die Anerkennung der anderen. Geschlechtliche Unterschiede wurden damals nur als sekundär empfunden.

Die Arbeit erschuf erst den Menschen. Wie ist das zu verstehen? Im Arbeitsprozeß am Steinwerkzeug mußte sich bereits der noch halbbewußte Homo habilis mit seiner Tätigkeit auseinandersetzen. Neben und mit ihm arbeiteten auch andere Männer und Frauen am Stein. Sie hatten bereits gewisse Vorstellungen, welchen Zwecken der Stein nach seiner Fertigstellung dienen sollte. Die Vorstellung von der späteren Anwendung mußte zuvor schon in der Horde besprochen worden sein, denn zu den Orten, wo die Steine lagen, mußte die ganze Horde mit, denn die Masse der Hordenmitglieder war der beste Schutz gegen Feinde. Schon die relativ primitive Bearbeitung von Steinen zu Werkzeugen setzte eine

konkrete Abstimmung in der Gruppe voraus. Genauso war der Drang riesengroß, während der Steinbearbeitung sich mit dem Nachbarn über die Arbeit auszutauschen. Die Steinbearbeitung forderte das Hirn und die Geschicklichkeit. Jeder einzelne Urmensch wollte seine Erfahrungen mit den anderen teilen. Das heißt, auf einer gewissen Stufenleiter der Steinbearbeitung mußte es zur Entwicklung einer Sprache (Handzeichen, Gesichtsausdrücke, Körperhaltungen und Stimmlaute) kommen, einfach weil das Bedürfnis dazu übermächtig wurde. Dies fand schließlich beim Homo erectus statt, der eine Sprache ausbildete, die mit Gesten und Handzeichen unterstützt wurde und noch keine Grammatik benötigte. Wer z.B. einem anderen beruhigend die Hand auf den Kopf oder die Schulter legt, braucht keine Worte. Wer mit dem Zeigefinger in eine Richtung zeigt, braucht auch keine Worte. Wer einen Angstschrei ausstößt, wird sofort verstanden. Doch wer der nächsten Generation die Erfahrungen in der Steinbearbeitung weitergeben will, der braucht unbedingt eine halbwegs artikulierte Sprache. Daß das so war, läßt sich an den Steinwerkzeugen des Homo erectus ablesen. Während die Werkzeuge der Geröllkultur des Homo habilis keine einheitliche Form besitzen, ist dies beim Homo erectus anders. Die gefundenen und datierten Faustkeile und Klingen sind alle nach einem bestimmten Muster angefertigt und sehr viel feiner, genauer und einheitlicher als die der Geröllkultur. Das zeugt von weitergegebenem Wissen und Verbesserungen über Generationen hinweg.

Zu Verstande zu kommen, war für den Homo erectus sicher eine zweiseitige Sache. An seine Zeit als Tier hatte er keine Erinnerung mehr. Die vererbten tierischen Instinkte genügten nicht, um die neue Welt des Menschen zu meistern. Einige der Instinkte waren sogar schädlich. Sie mußten durch spezifisch menschliche Verhaltensweisen ersetzt werden. Die Urmenschen mußten sich also immer wieder Gedanken über ihr eigenes Zusammenleben machen. Ihnen war klar, daß sie Teil der großen Natur um sie herum waren, denn sie lebten ja nicht viel anders als die Tiere. Sie mußten trinken, sie mußten essen, sie mußten sich vor Raubtieren schützen, sie mußten ihre Horde erhalten, die sie als eine große Familie wahrnahmen. Die damaligen Horden dürften kaum größer gewesen sein als 30 bis 50 Erwachsene. Für den Erhalt der Horde war es wichtig, daß Konflikte friedlich ausgetragen wurden, daß alle Erwachsenen ihre Pflichten erfüllten, daß den Kindern das Wissen und Können der Alten vermittelt wurde, daß also im Prinzip jeder Einzelne das für die Horde leistete, was er zu leisten vermochte. Alle mußten immer ihr Bestes geben. Und sie taten es gern. Der allseitige Geschlechtsverkehr diente als

gegenseitiger Vertrauensbeweis und zur Versicherung der Zusammengehörigkeit innerhalb der Horde. Er sorgte außerdem dafür, daß die Horde sich in ausreichender Zahl vermehrte, was für deren Mitglieder von höchster Wichtigkeit war. Frauen, die viele gesunde Kinder zur Welt brachten, genossen hohe Anerkennung.

Der Menschwerdungsprozeß mit dem Reifen des Verstandes, einem beginnenden konkreten Denken, ist nur in Verbindung mit der Arbeit als der treibenden Urkraft zu verstehen. Am Anfang waren die Fortschritte in der Werkzeugbearbeitung so groß, daß der Homo erectus schnell zu einer recht sicheren Lebensgrundlage kam. Danach setzte ein gewisser Stillstand in der Werkzeugentwicklung ein, der bis zum Aufkommen des Neandertalers und des Jetztmenschen anhielt. Diesem relativen Stillstand in der Werkzeugentwicklung standen aber weitere Fortschritte bei der Herstellung von hölzernen Jagdwaffen, neuen Jagdmethoden, der Erweiterung des Speisezettels und im Zusammenleben der Horde selbst gegenüber. Durch das mit der Arbeit wachsende Bewußtsein über die Produktion und Erweiterung der eigenen Lebensgrundlagen wuchs auch die Einsicht, daß die neuen Produktions- und Jagdmethoden zwangsläufig eine Veränderung des Lebens in der Horde erforderlich machten. Das soziale Zusammenleben mußte dem angepaßt werden. Mit der Nutzung des Feuers durch den Urmenschen vor etwa 500.000 Jahren begann eine rasche Höherentwicklung im Zusammenleben der Hordenmitglieder. Spätestens jetzt war es notwendig geworden, die Arbeit unter den Hordenmitgliedern aufzuteilen. Jemand mußte schließlich das Feuer Tag und Nacht bewachen. Die erste natürliche Arbeitsteilung setzte ein. Es war dies die Arbeitsteilung zwischen Alt und Jung, zwischen Mann und Frau und zwischen Jagen und Sammeln.

Die natürliche Arbeitsteilung war etwas völlig Neues. Hunderttausende Jahre lang hatten die Urmenschen in fast völliger Gleichheit gelebt. Die Horde zog umher und jeder sammelte das ein, was ihm zur Nahrung dienen konnte. Des nachts zog man sich in eine Höhle oder eine andere sichere Bleibe zurück. Mit der Entdeckung des Feuers wurde alles anders. Die Erhaltung des Feuers wurde zur wichtigsten Aufgabe innerhalb der Horde. Es mußte immer genügend Holz nachgelegt und beschafft werden, und das rund um die Uhr. Alte Männer, die zum Jagen nicht mehr körperlich in der Lage waren, übernahmen diese Aufgabe. Die gefährliche Jagd oblag jetzt nur noch den erwachsenen Männern und der heranwachsenden Jugend. Die Frauen übernahmen nun gemeinsam die Haushaltung mit der Essenszubereitung und die Pflege der Kleinstkinder. Außerdem gingen sie

Pflanzen, Knollen und Früchte sammeln. Dies alles wiederum machte eine relative Selbsthaftigkeit notwendig, denn man konnte das Feuer schließlich nicht laufend mit sich herumtragen. Es entstand der Rastplatz, ein Ort, wo sich die Horde noch stärker ihrer Zusammengehörigkeit und gegenseitigen Abhängigkeit bewußt wurde. Der Rastplatz wurde zum Mittelpunkt des Zusammenlebens. Hier entstanden neue Sitten und Gebräuche.

Das Feuer spendete nicht nur Wärme in der Nacht. Es machte den Rastplatz auch sicher gegen Raubtiere. Das Wichtigste jedoch war, daß es die Eßgewohnheiten der Urmenschen veränderte. Von nun an gab es gebratenes Fleisch und gegarte Pflanzen. Der Verdauungsprozeß verlief jetzt wesentlich kürzer. Die Versorgung von Gehirn und Muskeln mit Nährstoffen verbesserte sich enorm. Das alles führte zu einer Vergrößerung des Gehirns und des Schädeldachs, zur Verkleinerung des Mundes und der Kaumuskulatur. Die körperliche Leistungsfähigkeit nahm ganz allgemein zu.

Der Beginn der Arbeitsteilung markierte das Ende einer Entwicklung, wo das einzelne Hordenmitglied fast unterschiedslos zum anderen Hordenmitglied war, und zwar äußerlich, also im Körperbau und den Gesichtszügen, als auch innerlich, also bei den individuellen Talenten und Stimmungslagen. Die natürliche Arbeitsteilung bildete zugleich den Anfang einer neuen Entwicklungsetappe, wo die Herausbildung der Individualität eine erhöhte Intelligenz bei jedem Einzelnen erzeugte, die wiederum auf das kollektive Handeln in der Gemeinschaft zurückwirkte. Von nun an trat eine Beschleunigung in der biologischen wie gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen ein. Vor allem letztere hält bis heute unvermindert an.

3.8. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier

Aus heutiger Sicht erscheint der Unterschied zwischen Mensch und Tier abgrundtief. In nur 10.000 Jahren hat die Menschheit erst Ackerbau und Dorfgemeinschaften, schließlich die Großindustrie und Mega-Städte erschaffen¹⁰.

¹⁰ Der nächste Schritt der Menschheit endet entweder im Abgrund oder in etwas vollkommen Neuem. Dieses Neue muß dem menschlichen Schöpfergeist, also dem Verstand, einen Regulator voransetzen. Dieser Regulator kann nur die gemeinschaftliche Vernunft sein.

Aus der Sicht von vor 200.000 Jahren, also zu einer Zeit, als die Menschen sich gerade anschickten, ihre heutige biologische Reife zu erreichen, schrumpft der Unterschied zwischen Mensch und Tier auf ein paar behauene Steinklingen, Wurfspeere und einen lagerbefeuerten Rastplatz. Das Leben einer Menschenhorde unterschied sich damals nur wenig vom Leben einer Horde Höhlen-Hyänen.

Wie man sieht, verlief die Höherentwicklung des Menschen erst sehr langsam und dann immer schneller. Heute dreht sich das Entwicklungskarussell so schnell, daß die Höherentwicklung bereits Menschen derselben Generation bemerken. Die Verhältnisse ändern sich inzwischen in einem Tempo, daß nicht nur die Alten die Jugend nicht mehr verstehen, sondern auch schon die mittleren und jüngeren Jahrgänge mit der Jugend ihre Probleme haben. Dies sind untrügliche Anzeichen dafür, daß die Menschheit unmittelbar vor einer Zeitenwende steht.

Will man auf diese Zeitenwende genügend vorbereitet sein, muß man die Verhältnisse am Anfang dieser Entwicklung untersuchen und verstehen lernen. Was war der Mensch an seinem Anfang? Wie und warum ist diese Höherentwicklung erfolgt? Verbergen sich Gesetzmäßigkeiten hinter dieser Entwicklung?

Wir haben beim Übergang vom Tier zum Menschen gesehen, wie dieser in ganz kleinen quantitativen Schritten erfolgt ist, indem der Homo habilis einfachste Werkzeuge herstellte, die er mit einem anderen Stein behauen hat. Der Bewußtseinsstand dieser ersten Menschen war vom höchstentwickelten Affen, dem Australopithecus, praktisch nicht zu unterscheiden. Nur an der Tatsache, daß der Australopithecus niemals systematisch Steine zu Werkzeugen verarbeitet hat, scheiden sich diese beiden Affenarten voneinander. Die systematische Herstellung von Werkzeugen, und seien sie noch so primitiv, unterscheidet den Menschen vom Tier.

Aus biologischer Sicht ist der Mensch dennoch ganz Tier. Hier gibt es keinen wesentlichen Unterschied, wenn man höherentwickelte Tiere mit Menschen vergleicht. Tiere können sehen, riechen, schmecken, fühlen und in den für ihre Bedürfnisse notwendigen Grenzen auch denken. Selbst die Einsicht in die Notwendigkeit besitzen Tiere, vielleicht sogar mehr als der heutige, keine Grenzen akzeptierende Mensch. Tiere besitzen ein feines Gespür dafür, wie weit sie gehen können, ab wann sie den Schwanz einziehen und das Weite suchen müssen.

Es ist der menschliche, hochentwickelte Verstand, der dem Menschen das Leben so schwer macht. Er kann komplex denken, weshalb sich in seinem Kopf eine Vielzahl von Möglichkeiten und von dazugehörigen

Alternativen ergeben, die ihn nur allzu oft in ein Labyrinth führen, aus dem er den Ausweg dann nicht mehr findet. Deshalb ist es so wichtig, die Besonderheiten des Menschseins auszukundschaften und die Grenzen zum Tier genau auszuloten.

Wenn der Mensch körperlich zu den Tieren zählt, so ist das eine Einteilung, die der Mensch als Wissenschaftler selbst vorgenommen hat. Wissenschaft aber sucht nach der absoluten Wahrheit. Einer Art von Wahrheit, die es nur für den Bruchteil eines Augenblicks geben kann, weil schließlich alles in Bewegung ist. Was heute wahr ist, muß morgen schon lange nicht mehr wahr sein. Deshalb kam der ewige Zweifel in die Welt. Der will die absoluten Wahrheiten absolut nicht anerkennen.

Der Mensch kommt aus dem Tierreich. Das Tierreich wiederum steht vollkommen auf den Schultern der Pflanzenwelt. Die Pflanzenwelt wiederum saugt ihre Kraft aus der Erde und der Sonne. Jeder einzelne Mensch weiß und versteht das, allein gesellschaftlich schlagen diese Erkenntnisse nicht in ein entsprechendes Handeln um. Es sind also die gesellschaftlichen Verhältnisse, die das Überleben der Menschheit gefährden. Es geht also um die Erkenntnis, wie die menschliche Gesellschaft funktioniert, welchen Gesetzen sie unterliegt. Alles hängt mit allem zusammen. Nur wie? Das ist die große Frage. Gibt es eine Hierarchie der gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten? Wenn diese erkannt sind, kann dann die Menschheit ihr Weiterbestehen absichern? Oder ist es so, wie dies die bürgerlichen Ufologen uns weismachen wollen, daß wir erst unseren Planeten vernichten müssen, um dann irgendwo im kalten Weltall eine neue Heimstatt zu finden, wo wir dann so weitermachen dürfen wie bisher?

4. Gemeinschaft und Individuum

4.1. Die revolutionäre Rolle der Produktivkräfte

Nicht was produziert wird, sondern wie produziert wird, unterscheidet die gesellschaftlichen Epochen voneinander. Denn letztlich produzieren die Menschen seit Anbeginn immer dasselbe: Nahrung, Kleidung, Bildung, Wohnung, Kultur und nicht zuletzt sich selbst als Gattung. Was die Epochen also voneinander unterscheidet, ist, wie sie das alles produzieren. Erst hier werden die Unterschiede sichtbar: anfangs grob behauene Steine, später differenzierte Werkzeuge aus Stein, dann Werkzeuge aus Bronze, dann Werkzeuge aus Eisen, dann eiserne Werkzeugmaschinen, dann computergesteuerte Werkzeugmaschinen, heute vollautomatische Roboter. (Gerade weil diese Entwicklung wesentlich schneller verläuft als die biologische Entwicklung des Menschen, ist sie die einzige wissenschaftliche Handhabe, um die Höherentwicklung des Menschen nachzuweisen und die Epochen voneinander zu unterscheiden.)

Was all diese einzelnen Produktivkraft-Epochen miteinander verbindet, ist die Hauptproduktivkraft, nämlich der arbeitende Mensch. Er erfindet immer wieder Neues: neue Produkte, neuer Fertigungsverfahren, neue Anwendungsgebiete, und dies auf der Grundlage immer wieder neuer Energiequellen: Muskelkraft, Wasserkraft, Dampfkraft, Elektrizität. Die Hauptproduktivkraft Mensch war, ist und bleibt revolutionär, weil sie ein ganz bestimmtes Bedürfnis hat, das nur der Mensch besitzt: Entdeckerdrang, der bei seiner Befriedigung zur Entdeckerfreude wird. Die Erzeugung von Freude und Befriedigung zugleich ist das höchste Glück des gehirmlastigen Menschen, weshalb dieser Prozeß ein ewiger ist.

Die einzelnen Produktivkräfte, die der Mensch laufend erfindet und produziert, bilden schließlich ein Ensemble an Produktivkräften, die wesentlich zueinander gehören und eine ganz bestimmte Kombination der Einzelarbeiten bedingen. Aus dieser Kombination der Einzelarbeiten wiederum entstehen ganz bestimmte Verhältnisse zwischen den einzelnen Individuen, die diese Einzelarbeiten verkörpern. Die Einzelarbeiter müssen also ganz bestimmte Produktionsverhältnisse untereinander eingehen, um das bestehende Ensemble an Produktivkräften überhaupt in Bewegung setzen zu können. Die gegebenen Produktivkräfte bestimmen daher die herrschenden Produktionsverhältnisse.

4.2. Jede neue Produktivkraft verlangt nach den ihr entsprechenden Produktionsverhältnissen

Produktivkraft und Produktionsverhältnis bilden eine dialektische Einheit. Die Erfindung des Rades machte erst dann Sinn, als die Gesellschaft so weit war, daß sie erstens Zugtiere besaß und zweitens Transportwagen zu bauen vermochte. Für beides aber war die „Erfindung“ der gesellschaftlichen Arbeitsteilung Voraussetzung. Denn es mußte Viehzüchter geben, und es mußte Wagenbauer oder wenigstens Schreiner geben. Irgendwann setzte sich dann auch die Erkenntnis durch, daß Wagen auf befestigten Straßen besser vorankommen als quer durchs Gelände, selbst wenn die Straße nicht unbedingt die kürzeste Verbindung zwischen zwei Orten darstellte. So entstand zusätzlich das Gewerk des Straßenbaus.

Mit jeder neuen Produktivkraft schreitet bis heute die gesellschaftliche Arbeitsteilung voran. Die Teilung der Arbeit in immer neue Gewerke kann aber nur voranschreiten, wenn die Gesellschaft rückwirkend gleichzeitig dafür sorgt, daß die Mitglieder der neuen Gewerke mit Lebensmitteln, Kleidung, Wohnung etc. versorgt werden.

Die neue Produktivkraft Dampfmaschine am Ausgang des 18. Jahrhunderts zerstörte die Manufaktur und noch mehr die Einzelproduktion. Sie setzte an deren Stelle die moderne Fabrik, wo in kürzerer Zeit wesentlich mehr produziert werden konnte, was dem Kapitalismus zum endgültigen Durchbruch verhalf. Die familiären Produktionsverhältnisse der einzeln produzierenden Bauernfamilien wurden genauso aufgelöst wie die meisterlich-patriarchalischen Produktionsverhältnisse in den Manufakturen und durch die reine Lohnarbeit, also das spezifisch kapitalistische Produktionsverhältnis, ersetzt.

Das gegensätzliche Verhältnis von Produktivkraft und Produktionsverhältnis wird auch daran sichtbar, daß ein bestimmtes Produktionsverhältnis selbst zu einer Produktivkraft werden kann. Das kapitalistische Produktionsverhältnis zerstört, da es maßlos und endlos ist, immer wieder die gerade neu entstandenen Produktivkräfte, noch bevor sie verknöchern können. So geschehen zum Beispiel bei der Dampfmaschine, der Luftschraube, dem Farbfilm – alles Techniken, die als ewig existierend galten.

Produktionsverhältnisse sind also bewußt oder unbewußt eingegangene Verhältnisse zwischen Menschen, um die gegebenen gesellschaftlichen Produktivkräfte in Bewegung zu setzen. Die Produktionsverhältnisse werden den Menschen so lange als übermächtig erscheinen, wie sie die dahinter stehenden gesellschaftlichen Gesetze nicht verstehen.

4.3. Produktionsverhältnisse und Eigentumsverhältnisse

Das direkte Spiegelbild der Produktionsverhältnisse sind die Eigentumsverhältnisse. Je nachdem, welche Stufenleiter die gesellschaftliche Produktion erreicht hat, also welche Produktivkräfte von der Gesellschaft gemeistert werden müssen, ergeben sich bestimmte Beziehungen der Produzenten zueinander, das heißt, bestimmte Produktionsverhältnisse, die wiederum bestimmte Eigentumsverhältnisse nach sich ziehen. So, wie ein Zunftmeister für seinen Betrieb keine eigentumslosen Sklaven anstellt, sondern Lehrlinge und Gesellen mit mitgebrachten Werkzeugen, so weiß ein Sklavenhalter nichts mit Lehrlingen und Gesellen anzustellen, die selbst einmal einen eigenen Betrieb eröffnen möchten, ganz abgesehen davon, daß weder Lehrlinge noch Gesellen sich bei einem Sklavenhalter verdingen würden.

Ein modernes Beispiel ist die 1991 zerfallene Sowjetunion. Das ehemalige Volkseigentum mußte in Privateigentum verwandelt werden, nachdem die Wiedereinführung des Kapitalismus beschlossene Sache war. Das Volkseigentum wurde mittels Anteilscheinen auf das Volk verteilt. Die Masse des Volkes konnte mit diesen Anteilscheinen auf Produktionsmittel nichts anfangen, denn sie mußte Lebensmittel kaufen. Wer essen und leben wollte, brauchte Geld, keine papiernen Zettel. Also wurden die Anteilscheine von den Massen an jene verkauft, die später die Oligarchen wurden, nämlich diejenigen, die schon ein bißchen mehr besaßen als die Anteilscheine, und die sich von den eingesammelten Anteilscheinen die vakanten Produktionsmittel des Volkes aneignen konnten. Die Eigentumsverhältnisse entsprachen nun wieder den Produktionsverhältnissen und im gewissen Sinne auch dem erniedrigten Stand der russischen Produktivkräfte (denn Oligarchen sind, vom Standpunkt eines modernen Kapitalismus aus betrachtet, doch eher Feudalherren).

Wenn sich die notwendigen Eigentumsverhältnisse nicht von allein einstellen wollten, so wußten die Herrschenden von jeher mit entsprechenden Gesetzen oder nackter Gewalt nachzuhelfen. Die Gesetzesstelen des Hammurapi, die Zunftvorschriften der mittelalterlichen Städte oder die blut- und schmutztriefende sogenannte ursprüngliche Akkumulation des Kapitals sind beredte Beispiele dafür.

Produktivkräfte, Produktionsverhältnisse und Eigentumsverhältnisse müssen also zusammenwirken, wenn die gesellschaftliche Produktion reibungslos funktionieren soll. Die besitzenden Produktionsteilnehmer haben daran verständlicherweise ein größeres Interesse als die nichtbe-

sitzenden, weshalb die Eigentumsverhältnisse von den Besitzenden in die Buchstaben staatlicher Gesetze gegossen werden, damit sich alle Nichtbesitzenden unter Strafandrohung daran zu halten haben. Die Nichtachtung des privaten Eigentums zieht härtere Strafen nach sich als alle anderen Verfehlungen.

4.4. Eigentumsverhältnisse und Verteilungsverhältnisse

Die von den Menschen auf einer bestimmten Stufe der Produktivkräfte eingegangenen Produktionsverhältnisse erzeugen ihrerseits entsprechende Eigentumsverhältnisse. Diese Eigentumsverhältnisse geben nun wiederum bestimmte Ziele der Produktion vor, denen der produzierende Gesamtorganismus gehorchen muß.

Eigentum als solches hat nur Sinn, wenn dieses Eigentum durch den Eigentümer auch angeeignet wird. In diesem Prozeß der Aneignung findet die Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums statt. Die Formen des Eigentums bestimmen also letztlich auch die Formen der Verteilung. So treibt z.B. der Feudalherr von seinen leibeigenen Bauern alle Produktion ein, die über die unmittelbare Subsistenz der Bauern hinausgeht. Davon lebt er mit seinem Hofstaat, davon bezahlt er die ihm zuliefernden Schneider, Juweliere und die anderen diversen Hoflieferanten. Das Recht dazu gibt ihm sein Landbesitz. Seine Aneignungsweise bestimmt zugleich die Ziele der feudalistischen Produktion: Auf der einen Seite Ausbeutung seiner Bauern bis aufs Blut, ohne den Drang nach Verbesserung der Produktion, auf der anderen Seite maßlose Verschwendungs- und Geltungssucht durch Ausbau seiner Residenz, das Geben rauschender Bälle, der Erwerb von Luxusartikeln aller Art.

In der auf gesellschaftlichem Eigentum beruhenden Urgesellschaft, die eine frühkommunistische war, trug jeder nach seinen Fähigkeiten durch seine Arbeit zum Gesamtprodukt der Sippe bei. Das Gesamtprodukt wurde anschließend je nach den Bedürfnissen des Einzelnen auf alle Sippenmitglieder aufgeteilt. Wenn das Gesamtprodukt am Ende des Tages nicht ausreichte, um alle satt zu bekommen, erhielten entweder die Starken und Gesunden weniger, oder aber diejenigen, die nicht in ausreichendem Maße ihre Arbeit verrichtet hatten. Letzteres war also eine kollektive Erziehungsmaßnahme, die wirklich erziehen konnte, weil die Strafe auf dem Fuße folgte.

Eigentum gibt es in drei grundsätzlichen Formen: individuelles Eigentum, gesellschaftliches Eigentum und privates Eigentum. In einer gegebenen Gesellschaft können die verschiedensten Eigentumsformen nebeneinander existieren. Es können aber niemals zwei Eigentumsformen für ein und dieselbe Sache existieren.

Die Eigentumsfrage ist für die Gesellschaft insofern von höchstem Interesse, als sie die rechtlichen Verbindlichkeiten festlegt, nach denen der gesellschaftliche Reichtum verteilt wird. Deshalb ist es wichtig, die Unterschiede zwischen individuellem, privatem und gesellschaftlichem Eigentum deutlich herauszuarbeiten.

Gesellschaftliches Eigentum gab es seit Anbeginn. Die Urmenschen wußten natürlich nichts von Eigentum, aber sie regelten ihre Arbeitsaufgaben so, daß jeder in der Horde ausreichend Nahrung und Schutz bekam. Als später die Gentilgesellschaften entstanden, war das Sippeneigentum das gesellschaftliche Eigentum. Dazu zählten die Jagd- und Sammelgebiete, der Rastplatz, die gesamte Nahrung, die Tierhäute und Knochen. Die einzelnen Sippenmitglieder erwarben sich mit ihrer Arbeit natürlich auch individuelles Eigentum. Dazu gehörte der selbst angefertigte Speer, die Steinwerkzeuge, die Kleidung und der Schmuck, wobei Werkzeuge und Jagdwaffen nur deshalb individuelles Eigentum bildeten, weil sie genauso wie die Kleidung auf den Körper des Produzenten zurechtgeschritten waren (Ein Mensch mit großen Händen benötigt nun mal einen größeren Faustkeil).

Gesellschaftliches und individuelles Eigentum gingen und gehen also Hand in Hand. Das Privateigentum jedoch steht zu den beiden anderen im diametralen Gegensatz. Denn Privateigentum ist geraubtes Eigentum (in seiner heutigen Gesamtmasse betrachtet). Gesellschaftliches Eigentum an den Produktionsmitteln, insbesondere an Grund und Boden, war lange Zeit Normalität. Daß einzelne Menschen sich den Boden des Planeten Erde privat aneignen konnten, war das Ergebnis der Erfindung von Ackerbau und Viehzucht, die zu einem ständigen Mehrprodukt führten, das sich Einzelne anschließend aneigneten. Das konnten sie nur, weil sie als Lenker der Produktion auftraten.

Privateigentum bezeichnet immer Eigentum an Produktionsmitteln, also an Grund und Boden, an Werkzeugen, Maschinen und ganzen Produktionsanlagen. Privates Eigentum kann erworben werden durch private Arbeit (Handwerker, freie Bauern), durch Erbschaft, durch Diebstahl oder durch die Aneignung fremder Arbeit (Sklaverei, Lohnarbeit). Meist geht großes privates Eigentum aus all den genannten Formen über mehrere

Generationen hinweg hervor: Ein Bäckergehilfe arbeitet hart und hat auch noch Spaß an der Arbeit, so daß die Brötchen sogar schmecken. Er wagt den Schritt in die Selbständigkeit und hat Erfolg. Seine Bäckerei läuft gut, er wird dabei alt und irgendwann vererbt er die Bäckerei seinem Sohn. Dieser arbeitet immer noch hart, merkt aber, daß er damit allein nicht sehr weit kommen wird. Er nimmt einen Kredit auf, stellt einen Gesellen und fünf Lehrlinge ein (eignet sich also fremde Arbeit an), senkt den Brötchenpreis so, daß er die anderen Bäcker aussticht (Diebstahl der Kunden), und geht dadurch auf Wachstumskurs. Dann heiratet er noch eine Fleischerstochter. Gemeinsam spezialisieren sie sich nun auf ein neues Geschäft, den massenweisen Verkauf von hot-dogs. Und wenn sie nicht gestorben sind, vererben sie noch heute an ihre Kinder und Kindeskiner ein Großunternehmen namens „Mäc-Dog“.

Privateigentum schließt auf seinem Terrain gesellschaftliches wie individuelles Eigentum aus. Privat bedeutet, die uneingeschränkte Verfügungsgewalt über Dinge, Sachen und sogar Menschen zu besitzen. Das heißt, eine einzelne Person darf frei festlegen, wie sie ihr Privateigentum nutzt. Keine andere Person darf da mitentscheiden. Alles, was dieses Privateigentum ausmacht bzw. was aus diesem Privateigentum gemacht wird oder gemacht werden kann, ist alleinige Sache des Besitzenden. Auch wenn andere darunter leiden. Diese schon von König Hammurapi in Mesopotamien aufgestellten Regeln, die die Herrschaft der Besitzenden in Gesetzesform gossen, gelten bis heute.

Das Privateigentum scheidet also über kurz oder lang die Produzenten von den Produktionsmitteln. Die Produktionsmittel, und damit die Mittel der Reichtumsproduktion, gehen in die Hände der Nichtstuer und Nichtsnutze über. Mittels dieser Produktionsmittel herrschen sie über die Produzenten und bestimmen allein, was produziert wird, wie produziert wird, wieviel produziert wird und ob überhaupt produziert wird.

4.5. Die Produktionsweise

Die Produktionsweise einer Gesellschaft ergibt sich aus den zur Verfügung stehenden Produktivkräften (Wissen, Werkzeuge und Technologien) und den sich daraus ergebenden Produktionsverhältnissen (Sklaven und Sklavenhalter; leibeigene Bauern und Feudalherren; Fabrikbesitzer und Lohnarbeiter; Monopole und freie Konkurrenz; freie Städte und Zünfte;

freie Bauern und Despoten etc.). Die Produktionsweise bildet also den Oberbegriff über die beiden dialektischen Gegensätze Produktivkraft und Produktionsverhältnis.

Eine bestimmte Produktionsweise weist somit allen Menschen, die darin leben und arbeiten, eine spezifische Art ihrer Beziehungen untereinander zu. In einer Gesellschaft, wo es massenweise leibeigene Bauern gibt und nur wenige freie Bauern, dafür aber einen Adel, Pfaffen und hunderte Speichellecker bei Hofe, dort erscheint der städtische Handwerker als glücklicher, weil selbstbestimmter, Mensch. In einer Gesellschaft dagegen, wo ein großer Kapitalist viele kleine Kapitalisten täglich totschlägt, erscheint der städtische Handwerker als ein von Existenznot getriebenes Häufchen Elend.

Die Produktivkräfte bilden immer das auflösende und zerstörende Element einer Produktionsweise, während die Produktionsverhältnisse das bewahrende Element darstellen.

4.6. Produktionsweise und Lebensweise

Jede Produktionsweise gebiert die ihr eigene Lebensweise. Die von dieser Lebensweise betroffenen Menschen können sich dem nur ganz schwer entziehen. Sie müssen im Gegenteil kräftig mitziehen, um sich z.B. als Lohnarbeiter oder als Kapitalist am Leben zu erhalten. Beide sind im Kampf. Denn auch der Kapitalist hat es nicht leicht, Kapitalist zu sein und vor allem, es zu bleiben.

Worin besteht der Zusammenhang zwischen Produktionsweise und Lebensweise? Da die menschliche Gesellschaft auf der gesellschaftlich verteilten Arbeit beruht, diese Arbeit viele Stunden am Tag verrichtet werden muß, die Arbeit selbst spezifische Produkte produziert wie Faustkeile oder Atomreaktoren, römische Aquädukte oder deutsche Wasserleitungen aus Blei, ist das tägliche Leben der Menschen rund um die Uhr davon direkt betroffen. Muß ich Wasser aus dem Brunnen vom Hof holen oder drehe ich den Wasserhahn auf, besteht mein Fußboden aus gestampftem Lehm oder aus keramischen Fliesen, all das hängt von der Produktionsweise der Gesellschaft ab.

Die Lebensweise ist immer das Spiegelbild der Produktionsweise. Ändern die Menschen die Produktionsweise, ändert sich sehr schnell auch die Lebensweise. Die Produktionsweise läßt sich aber nur bedingt

verändern, weil sie immer von den bereits massenhaft existierenden Produktivkräften maßgeblich bestimmt wird. Die Weiterentwicklung der Produktivkräfte ist die eine Möglichkeit zur Veränderung der Produktions- und Lebensweise. Die andere ergibt sich aus den herrschenden Produktionsverhältnissen. Diese können revolutionär überwunden werden. Allerdings müssen dazu die bestehenden Produktivkräfte bereits reif für eine höhere Produktions- und Lebensweise sein, und es muß ein revolutionäres Subjekt existieren, das revolutionieren will.

4.7. Die Gliederung der menschlichen Gesellschaften nach der Produktions- und Lebensweise

Mit den von Karl Marx entdeckten dialektischen Zusammenhängen von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen und den darauf beruhenden Eigentums- und Verteilungsverhältnissen ließ sich erstmals ein wissenschaftliches Weltbild vom Entstehungsprozeß des gesellschaftlichen Menschen und den Triebkräften seiner Höherentwicklung vornehmen. Begriffe wie Produktionsweise, Lebensweise, Eigentum und Verteilungsverhältnisse klärten sich. Jetzt konnte an eine Systematisierung der gesellschaftlichen Höherentwicklung des Menschen gegangen werden, also an eine sich selbst erklärende Geschichtsschreibung.

Im Gegensatz zu den bürgerlichen Geschichtsforschern, die je nachdem, wie es notwendig erschien, die Historie der menschlichen Gesellschaften in nichtssagende Begriffe wie Vorgeschichte, Antike, Mittelalter und Moderne kleideten, oder in konkretere wie Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit oder ähnliches, gab Karl Marx der menschlichen Geschichte eine von den Produktionsbedingungen determinierte Entwicklungsgeschichte. Der Mensch muß schließlich zuerst seine Lebensbedingungen produzieren, also essen, sich kleiden, wohnen und sich fortpflanzen, ehe er ans Philosophieren, Dichten, Geschichte schreiben, Nationalhymnen komponieren und weiterer solcher weltbewegender Dinge gehen kann.

Indem der Mensch seine Lebensbedingungen produziert, produziert er seine Fortexistenz und damit seine Geschichte. Man mußte also die konkreten Bedingungen untersuchen, unter denen der Mensch sein Leben produzierte. Es mußten jetzt die jeweiligen Produktivkräfte gefunden werden, mit denen in den verschiedenen Geschichtsepochen produziert wurde, und die jeweiligen Produktionsverhältnisse analysiert werden.

Heraus kam eine doppelte Erkenntnis: Es hat Produktionsweisen mit Klassen, und es hat Produktionsweisen ohne Klassen gegeben. Die ohne Klassen bestand am Anfang, es war die kommunistische Urgesellschaft, die bis zum Beginn der Zivilisation reichte; die Produktionsweisen mit unterdrückenden und unterdrückten Klassen begannen mit der Zivilisation und wechselten sich bis heute ab. Zum zweiten ergab sich durch die Untersuchung der Klassen und ihrer Kämpfe im Zusammenhang mit der jeweiligen Produktionsweise, daß man die Geschichte der Menschheit in folgende Etappen einteilen muß: 1. Urgesellschaft ohne Klassenkämpfe; 2. Orientalische Despotie ohne Klassenkämpfe aber mit gebilligtem Königsmord; 3. Antike Sklaverei mit vielerlei Klassen und heftigen Klassenkämpfen; 4. Feudalismus mit wenigen Klassen; 5. Kapitalismus mit hauptsächlich nur noch zwei Klassen (Bourgeoisie und Proletariat).

Mit diesen Erkenntnissen stellte Karl Marx die bürgerliche bzw. herrschaftliche Geschichtsschreibung vom Kopf auf die Füße. Jetzt waren es nicht mehr die Fürsten, Könige, Adligen, Geistlichen, Wissenschaftler und Künstler, die die Geschichte machten, indem sie ihre Ideen zu verwirklichen suchten, Kriege führten und sie gewannen oder verloren, Königreiche anheirateten oder verspielten. Jetzt waren es die Produzenten, Kaufleute und Erfinder, die das Leben der Gesellschaft auf ein neues Niveau hoben. Und eben durch diese verschiedenen Niveaus unterscheiden sich die Gesellschaftsformationen Urgesellschaft, Despotie, Sklaverei, Feudalismus und Kapitalismus. In diesen Schritten fand eine Höherentwicklung der Produktionsbasis statt. Da diese Höherentwicklung der Produktionsbasis zugleich eine dialektische ist, besitzt sie eine Lebendigkeit und Frische, wie sie die altersschwache, herrschaftliche Geschichtsschreibung der auswendig gelernten Jahreszahlen, Thronabfolgen, gewonnener oder verlorener Kriege und Schlachten niemals hatte.

4.8. Die Herausbildung der menschlichen Individualität und der Menschen-Klassen

In der urgesellschaftlichen Gemeinschaft besaß das Individuum noch keine Individualität. Das konnte auch gar nicht anders sein, da die Produktion viel zu unentwickelt war, als daß sich darin ein Mensch mit Individualität hätte herausbilden können. Die Individualität des Urmenschen reichte vor 2,5 Mio. Jahren kaum über die Individualität höher entwickel-

ter Tiere hinaus. Nur durch die Höherentwicklung des Arbeitsprozesses selbst und der damit verbundenen Veränderung der Lebensweise konnten die Menschen eine stärkere Individualität hervorbringen.

Bei den Begegnungen mit Indianern in Nordamerika stellten die Siedler und Trapper fest, welche charakterstarke, bedächtige und offene Menschen das waren. Die nordamerikanischen Indianer lebten nicht mehr in der Urgesellschaft. Unter ihnen herrschte bereits das Patriarchat, doch die Frauen waren noch immer recht hoch angesehen. Das lag an der einfachen Lebensweise der Indianer, die sich nur wenig von der urgesellschaftlichen unterschied. Abmachungen und Verträge unter ihnen wurden mündlich geschlossen und strikt eingehalten. Die Individualisierung der Indianer stand je nach Stamm und Produktionsbasis auf unterschiedlichen Stufen. Bei den Indianern im Süden war die Individualität weiter entwickelt als bei denen im Norden. Im Süden bauten sie Häuser und waren seßhaft, im Norden nicht. Man kann annehmen, daß die Menschen der ausgehenden Urgesellschaft ähnliche Typen waren.

Mit dem Beginn der Zivilisation und dem Zerfall der Gemeinschaft in entgegengesetzte Klassen veränderten sich die Arbeits- und Lebensbedingungen aller von Grund auf. Die unterschiedlichen Klassen verrichteten unterschiedliche Arbeiten, die Reichen fingen an zu faulenz. Es bildete sich ein Gegensatz zwischen Reich und Arm heraus, der zu einer ungeheuerlichen Triebkraft der gesellschaftlichen Entwicklung heranwachsen sollte, nämlich der zwischen den grenzenlos wachsenden Luxusbedürfnissen der Reichen und dem ihrer materiellen Befriedigung durch die arbeitenden Klassen. Die Reichen arbeiteten nicht, sie hatten den ganzen Tag Zeit für Vergnügungen. Das Erfinden neuer Vergnügungen der faulenzenden Oberschicht und deren Unverständnis für die Mühsal der Arbeitenden, die diese Vergnügungen mit ihrer Arbeit erst ermöglichten, führte und führt bis heute zur Entwicklung und Produktion von Erzeugnissen, die der Normalsterbliche nicht benötigt, die aber neue Produktivkräfte und neue Bedürfnisse hervorbringen, an die bis dahin noch niemand gedacht hatte. Also das Unverständnis der Nichtarbeitenden für die Arbeitenden ist der Grund für die über alle menschlichen Grenzen hinaus-treibende Steigerung der Produktivkräfte in den Klassengesellschaften, einfach weil die Reichen keine Rücksicht nehmen auf das Wohlbefinden der Arbeiter. Die Armen dürfen sich gern zu Tode arbeiten, wenn sie denn zuvor eine neue Generation von Armen in die Welt gesetzt haben.

Die immer weitere Verzweigung der Arbeitsteilung auf der einen Seite und die in der Breite wachsende Schicht der Reichen, die immer neue Be-

dürfnisse erfindet, weil sie nicht arbeitet und deshalb keine Befriedigung in ihrem Leben findet, erzeugt eine zunehmende Individualisierung aller, der Arbeiter wie der Reichen. Mit jeder neu erzeugten Produktivkraft wachsen die Anforderungen an Wissen und Können, an Woher und Wohin dieser Entwicklungen, an ihre Beherrschung und an ihre Nutzung.

Nicht die Herausbildung des Individuums sprengte die urgesellschaftliche Gemeinschaft, sondern die Erfindung der Viehzucht und der damit beginnende private Reichtum. Privater Reichtum aber schließt gemeinschaftlichen Reichtum aus. Der alte Spruch, daß dort, wo der Reichtum der Gesellschaft groß ist, die Massen arm dran sind, gilt auch umgekehrt, denn in den sogenannten armen Gesellschaften sind die Massen nie arm. Die Herausbildung der Klassen ist ebenfalls mit dem Aufkommen von Privateigentum an Produktionsmitteln, also den Mitteln zur Reichtumsproduktion, verbunden. Denn das Privateigentum ist es erst, das die Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln herbeiführt, sie also eigentumslos macht, während die, die sich die Produktionsmittel privat angeeignet haben, bestimmen dürfen, wo es lang geht.

5. Die Arbeitsteilung – das Privateigentum verwandelt die menschliche Gemeinschaft in eine räuberische Gesellschaft

5.1. Urkommunismus und Matriarchat

Im vorigen Kapitel haben wir gesehen, wie die Produktionsweise die Lebensweise der Menschen bestimmt. Dieser Zusammenhang existiert auch umgekehrt, allerdings weniger ausgeprägt. Bis zur Dienstbarmachung des Feuers lebten die Menschenhorden in einer Zwischenwelt zwischen Tierreich und menschlicher Gemeinschaft. Das Feuer und die damit verbundenen Änderungen in der Ernährungs- und Lebensweise wirkten sich auch auf die Produktion aus. Das Feuer wurde zum Härten der Jagdwaffen benutzt. Mit dem Feuer konnten Raubtiere aus ihren Höhlen vertrieben werden. Man konnte es zur Jagd wie zur Abwehr einsetzen. Die einzelnen Menschenpopulationen konnten rascher wachsen, weil sich die Versorgungs- und Sicherheitslage deutlich verbesserte. Dies alles führte zur Weiterentwicklung des Menschengeschlechts hin zum Jetztmenschen, der sich vor etwa 500.000 Jahren herauszubilden begann und vor rund 100.000 Jahren in etwa seine heutige Form erreichte.

Die Entwicklung des Menschen von seinen Anfängen bis vor 100.000 Jahren hatte also rund 2,4 Mio. Jahre gedauert. In dieser Zeit waren die tierischen Instinkte auf ein Minimum zurückgedrängt worden. An ihrer Stelle mußten bewußte Sitten und Bräuche angenommen werden, um das Zusammenleben in der Horde konfliktfrei zu gewährleisten. Es stand immer und zu jeder Zeit das Überleben der gesamten Population auf dem Spiel. Noch lebte man ja in der freien Natur. Die größte Herausforderung, vor der die damalige Menschheit stand, war, daß die Gemeinschaft genügend gesunde und überlebensfähige Nachkommen in die Welt setzte. Besonders akut wurde das Problem erstmals vor 100.000 Jahren beim Homo sapiens, als er an den Küsten Südafrikas mit der Erweiterung des Nahrungsangebotes auf Meeresfrüchte sich eine kontinuierliche Unterhaltsquelle erschloß, die zu einer wahren Explosion der Fortpflanzungsrate führte. Denn gute Ernährung führt zu erhöhter sexueller Aktivität. Der Mensch war zwar schon immer über das ganze Jahr hinweg fruchtbar gewesen, da seine äffischen Vorfahren aus den jahreszeitenunabhängigen

Äquatorgebieten stammten. Aber die nun einsetzende hohe Geburtenrate brachte auffälligerweise immer mehr schwächliche Kinder, manchmal sogar Mißbildungen und zahlreichere Fehlgeburten mit sich. Das mußte einen Grund haben.

Der Grund hierfür waren die sexuellen Beziehungen innerhalb der Gemeinschaft selbst. Geschlechtsverkehr aller erwachsenen Mitglieder der Gemeinschaft untereinander war Normalität und auch die geforderte Regel. Denn die Überzeugung der damaligen Menschen war, möglichst viele Kinder zu gebären, um die Gemeinschaft am Leben zu erhalten. Zugleich dienten die vielen sexuellen Kontakte zur kulturellen Entspannung und gegenseitigen Vertiefung der Beziehungen. Jeder erwachsene Mann war der angeborne Gatte jeder erwachsenen Frau und umgekehrt. Das schloß den Verkehr zwischen Eltern und Kindern, zwischen direkten und weiter entfernten Geschwistern, zwischen ganz Alt und ganz Jung ausdrücklich mit ein. Das war die althergebrachte Regel, und die wurde von allen befolgt¹¹.

Es waren natürlich die Frauen, die sich dieses plötzlich überhand genommenen Phänomens annahmen und ihm auf den Grund gingen. Sie fingen an nachzuforschen, von welchem Manne das geborene Kind war. Sie unterhielten sich, tauschten sich aus, dachten zurück an die jeweiligen Partner, die sie in den in Frage kommenden Zeiten gehabt hatten, und stellten schließlich irgendwann fest, daß entweder der eigene Vater, der eigene Bruder oder der eigene Sohn in diesen Fällen der Geschlechtspartner gewesen war. Diese Feststellung schloß im Umkehrschluß ein, daß diese Personen vom Geschlechtsverkehr auszuschließen waren, wenn man fortan gesunde Kinder zur Welt bringen wollte. Genau das setzten die Frauen schrittweise durch. Erst schlossen sie vom Sex die unterschiedlichen Generationen aus. Es durften also fortan nur noch die Großeltern untereinander Geschlechtsverkehr haben, genauso die Elterngeneration, die Kinder und die Enkel. Später dann schlossen die Frauen auch noch die Schwestern und Brüder untereinander vom Geschlechtsverkehr aus. Damit hatten die Frauen die Gemeinschaft zu einer neuen kulturellen Stufe des Zusammenlebens geführt. Die Urgesellschaft war in ihre höchste Form des Zusammenlebens übergegangen – in das Matriarchat.

Diese kulturelle Leistung bildete zugleich den Anfang von allem, was gemeinhin als Kunst bezeichnet wird, denn ab da begannen die figürlichen

¹¹ Die Betitelung als „regelloser Geschlechtsverkehr“ dieser Sitte durch bürgerliche Moralisten liegt genauso daneben, wie ihr eigenes sittenreines Leben. In jeder Fabrikantenvilla ging es doch zu wie in einem Bordell. Alle Dienstmädchen waren dem Hausherrn zu Diensten verpflichtet.

Darstellungen, die Zeichnungen an Wänden, die Herstellung von Farben und dgl. mehr. In Wirklichkeit begann alles nur mit einer Kennzeichnung der Sippenmitglieder. Es ging darum, wer sich mit wem paaren durfte und wer nicht. Also mußte man bei einer großen Sippe auch entsprechende Bemalungen der Körper vornehmen oder Amulette tragen. Was die Frauen aber auf alle Fälle begründeten, das war die Blutsverwandtschaft. Da die jeweiligen Kinder nur nach der Mutter abstammungsmäßig bekannt waren, bildeten sich die sogenannten Gentilfamilien, auch als Gens oder Sippe bezeichnet, nach der Abstammungslinie der Mutter aus. Diese Mutter war die Urmutter einer Gens. Sie war bekannt, sie wurde von allen verehrt, und sie wurde als „Venus“ um den Hals getragen, um zu wissen, wer zu welcher Gens gehörte und daraus abgeleitet, wer sich mit wem paaren durfte. Auf diese Weise wurde mit dem Matriarchat die „Kunst“ geboren.

5.1.1. Das herrschaftsfreie Matriarchat

Das Besondere des Matriarchats war die Rolle der Urmutter und die davon abgeleiteten Abstammungslinien, die das Heiratsgebot¹² wie das Heiratsverbot so steuerten, daß gesunde Kinder geboren wurden, daß also die Genvielfalt erhalten blieb. Das Matriarchat unterschied sich von den in Horden lebenden Urmenschen eigentlich nur durch diese Abstammungslinien von der jeweiligen Urmutter, im geringeren Maße natürlich auch durch die inzwischen eingesetzte Höherentwicklung der Werkzeuge und Waffen. Das Matriarchat hat aber nie die Grundlagen der kommunistischen Urgesellschaft verlassen. Als das Matriarchat vor 10.000 Jahren dann doch die kommunistische Urgesellschaft überwinden mußte, weil die Produktivkraft Ackerbau nicht mehr in die gentilgesellschaftlichen Produktionsverhältnisse der Jäger und Sammler paßte, ging das Matriarchat sogleich in die patriarchalische Herrschaftsform und in die Klassengesellschaft über.

Matriarchat und Patriarchat bilden keine Gegensätze verschiedener Herrschaftsformen, wie das der gemeine Menschenverstand so annimmt, sondern sind von der „Wissenschaft“ in Verkennung der Tatsachen vor über 100 Jahren nur völlig zusammenhanglos nebeneinander gestellt wor-

¹² Wenn hier von Heirat oder Ehe gesprochen wird, dann immer nur als sinnhafter Begriff für die Gruppenhehe bzw. die spätere jederzeit lösbare Paarungsgemeinschaft zweier Sexualpartner.

den. Das Patriarchat wurde in der Sklavenhaltergesellschaft als ein neues Produktionsverhältnis rechtlich begründet, das dem Vorsteher einer römischen Grundbesitzerfamilie alle Weisungsrechte über die ihm unterstellten Familienmitglieder gab. Zur damaligen Produktionseinheit Familie gehörten neben den Frauen mit ihren Kindern und nahen Verwandten vor allem die Sklaven, die auf den großen Gütern arbeiteten und den Ertrag der Familie erwirtschafteten. Der Familienvater (Pater) hatte nicht nur die alleinige Verfügungsgewalt über all diese Personen, sondern war auch verantwortlich für deren Unterhalt. Der Pater herrschte uneingeschränkt über sie alle.

Matriarchat dagegen bedeutet keine Herrschaft, sondern Sorgen und Kümern um den anderen und die Gemeinschaft. Frauen waren nie die Herrscherinnen im Matriarchat, und sie unterdrückten auch nie die Männer. Sie sorgten als Gebärerinnen der nächsten Generationen durch Ausschluß von nahen Verwandten vom Geschlechtsverkehr nur dafür, daß die Gemeinschaft auch in Zukunft gesund und lebensfähig blieb. Für dieses Verdienst wurden sie von den Männern geehrt und geachtet. Der Ausschluß Verwandter vom Geschlechtsverkehr bedeutete ja nicht weniger Verkehr, sondern nur Verkehr mit weniger Partnern, was diese sexuellen Kontakte inniger gestaltete. Im übrigen existierte zu jener Zeit auch noch nicht das Phänomen der individuellen Geschlechtsliebe. Die Liebe, wenn sie denn schon in der Urgesellschaft existierte, existierte nur als allgemeine Liebe zwischen allen. Denn alle waren sich gleich nah.

Der Stand der Produktivkräfte war bei Einführung des Matriarchats vor höchstens 100.000 Jahren fast noch der gleiche wie vor 500.000 Jahren zu Zeiten des Homo erectus. Doch dann machten sie eine schnelle Höherentwicklung durch. Das Leben an den Küsten brachte neue Jagdwaffen und neue Fangmethoden hervor. Die Erfindung von Pfeil und Bogen vor 50.000 Jahren markierte dann den Wendepunkt zum modernen Matriarchat. Die Lebensweise änderte sich, und dies vor allem durch das Älterwerden des Homo sapiens gegenüber dem Homo erectus und vor allem dem Neandertaler. Der Homo sapiens hatte bald ständig eine Oma- und Opa-Generation mit am Feuer sitzen. Das ständige Vorhandensein einer solchen Generation ließ eine völlig neue Arbeitsteilung zu. Die natürliche Arbeitsteilung zwischen Jung und Alt, Männern und Frauen, Starken und Schwachen, Gesunden und Kranken konnte nun ergänzt werden durch die Arbeitsteilung in Lehrende und Lernende. Da die Kinder in der Urgesellschaft immer die Kinder aller Hordenmitglieder waren, das heißt umgekehrt, alle Kinder hatten alle Erwachsenen zu Eltern oder besser gesagt

zu Erziehern und Lehrern, konnte jetzt die Oma-Opa-Generation zu den Haupterziehern der Kinder werden. Von dieser überaus erfahrenen Generation konnten die Kinder viel mehr lernen, als von ihren jungen Eltern. Die hatten dadurch wiederum mehr Zeit, die notwendige Nahrung für die Gemeinschaft zu beschaffen. Die Oma- und Opa-Generation machte sich so viel nützlicher als zuvor, als es nur wenige von ihnen gab, und sie nur das Feuer bewachten und das Essen zubereiteten.

Der Unterschied zwischen Mann und Frau nahm seit der Zeit vor 100.000 Jahren auch zu. Die rekonstruierten Skelette von Homo erectus und Neandertaler zeigen noch eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen Männern und Frauen. Bis auf die Geburt der Kinder haben sich die Alltagsaufgaben der beiden Geschlechter wohl auch kaum unterschieden. Frauen jagten genauso mit den Männern, wie Männer zusammen mit den Frauen sammeln gingen. Frauen hatten bis auf das breitere Becken kaum muskuläre Nachteile gegenüber Männern. Durch die weitere Vertiefung der Arbeitsteilung änderte sich auch das.

So wie das Wachstum der Populationen durch die neuen Produktivkräfte die Produktionsverhältnisse neu gliederte, so führte auch die Abstammungslehre von der Urmutter zu weiteren Aufgliederungen der Sippen, zu Sippenabspaltungen und zum Zusammenschluß in Stämmen. Die Frauen hatten das Matriarchat eingeführt, was beinhaltete, daß jeder männliche Nachkomme der Schwestern und Töchter der Urmutter bei Geschlechtsreife in eine spiegelgleiche Gens überwechseln mußte. Jede Gens mußte sich also verdoppeln, wenn die Urmutter-Abstammung gewährleistet bleiben sollte. Diese Gentes wuchsen weiter und spalteten sich wiederum neu auf, weil das Jagdgebiet nur eine bestimmte Anzahl von Köpfen ernährte. Diese Gentes mußten also weiterziehen und sich neue Jagdgebiete suchen. Verbunden blieben diese Gentes aber dennoch. Sie organisierten sich zu großen Stämmen, die bis zu einer halben Millionen Köpfe zählen konnten. Ein solcher Stamm war natürlich eine Macht. Die Blutsverwandtschaft sorgte für einen festen Zusammenhalt und gegenseitigen Beistand. Ein solcher Stamm war wie eine große Familie.

Im Matriarchat fanden die Menschen erstmals Zeit, sich auch mit Dingen zu beschäftigen, die über die unmittelbare Lebensproduktion hinausgingen. Das war auf der einen Seite den menschlicheren Lebensverhältnissen im Matriarchat und dem längeren Leben geschuldet und auf der anderen Seite der ebenfalls menschlicher verteilten Arbeit.

5.1.2. Die Natur des Menschen kann sich voll entfalten

Die Gens als Kern des Matriarchats hat als ihren Keim die Urmutter. Alle weiblichen Nachkommen dieser Urmutter sind generationsweise Schwestern. Die Männer dieser Schwestern sind aus dieser Blutsverwandtschaft der Schwestern ausgeschlossen. Aber alle aus diesen Verbindungen hervorgehenden Kinder sind Bestandteil dieser einen Gens. Da die Männer aus einer anderen Gens stammen, können sie als Geschlechtspartner aller Schwestern einer Generation fungieren. Die Gruppenehe ist hier also die Normalität. Inzucht ist ausgeschlossen, die sexuelle Freiheit jedoch generationsweise erhalten. Die Männer sind hier sozusagen Hahn im Korb, während alle Frauen auf diesen Korb gemeinsamen Zugriff haben. Alle Kinder einer Generation nennen nicht nur ihre leibliche Mutter Mutter, sondern auch die Schwestern der Mutter. Und genau das sind sie auch für die Kinder. Jedes Kind hat viele Mütter. Die zu den Frauen gehörenden Männer sind alle die Väter, wobei kein Mann sagen kann, ob er der wirkliche Vater eines bestimmten Kindes ist. Bei den Müttern dagegen ist das anders. Jede von ihnen sowie alle in der Gens wissen natürlich, welche Kinder eine Frau geboren hat. Eben das ist die Kraft der Gens: Es entsteht eine große blutsverwandtschaftliche Familie, in der niemand nach dem Vater fragt, weil es immer genügend Väter gibt, selbst wenn der eine oder andere Vater bei der Jagd umkommen sollte. Erziehung wie Versorgung mit Lebensmitteln ist für jedes Kind unter allen Umständen gesichert. Alle Männer kümmern sich um die Kinder. Kein Kind vermisst seinen wirklichen Vater, weil der Vater als leiblicher Erzeuger nicht die geringste Rolle in diesen mütterlichen Gemeinschaften spielt.

Eine Gens oder Sippe setzt sich also wie folgt zusammen: Aus der Urmutter (wenn sie noch lebt) und ihren Schwestern, aus den angeheirateten Männern der spiegelbildlichen Gegensippe (am Anfang einer Gens) oder aus entfernteren Sippen; des weiteren aus den Töchtern der Schwestern, die in der Sippe verbleiben dürfen, und den Söhnen, die die Sippe bei Geschlechtsreife verlassen müssen. Dasselbe dann bei den nachfolgenden Generationen, wobei sich dann immer wieder Abspaltungen bilden können, wenn die Kopffzahl der Sippe über die Ertragsmenge des Jagdgebietes ansteigt.

In der Sippe werden alle zur Verfügung stehenden Produktivkräfte gemeinschaftlich benutzt. Die Arbeitsteilung ist noch rein natürlich, also nur zwischen Alt und Jung, Mann und Frau und den jeweiligen Talenten der Sippenmitglieder geteilt. Bestimmte Arbeiten wie Fischen und Treib-

jagden werden gemeinschaftlich ausgeführt, andere wie die Werkzeugherstellung eher individuell. Aber auch die individuellen Arbeiten und die Erkenntnisse daraus sind allen zugänglich. Individuelle Geheimnisse über neue Produktionsverfahren oder Jagdmethoden sind unvorstellbar. Wer eine neue Idee zur Verbesserung des Lebens einbringt, genießt die besondere Anerkennung aller. Einen besseren Lohn kann es für einen Erfinder nicht geben.

Wie kann man sich nun das Zusammenleben im Matriarchat vorstellen? Durch die Blutsverwandtschaft und die Abstammung von der Mutter ergaben sich zwangsläufig im Innern einer Sippe völlig friedliche, ausgleichende, verständnisvolle, aber dennoch klar geregelte Beziehungen untereinander. Die Vererbungsfolge von der Urmutter über deren Schwestern, Töchter und Enkelinnen sorgte dafür, daß alle Produktivkräfte bei Tod einzelner Sippenmitglieder in der Sippe verblieben. Ausgenommen davon war das Hab und Gut der „angeheirateten“ Männer. Starb von diesen Männern einer, gingen seine persönlichen Gegenstände an die Sippe dieses Mannes. Daraus folgt, daß sich kein einziges Sippenmitglied fremde Produktionsmittel aneignen und damit reicher als andere Sippenmitglieder werden konnte. Dies war die wichtigste Regel für das Zusammenleben im Matriarchat, die konsequent von jeder Sippe eingehalten wurde. Die spätere Aufhebung dieser Regel führte direkt ins Patriarchat, wo das Erbe vom Manne auf dessen Kinder übergeht mit all den Streiten ums Erbe und anschließender Anhäufung von privatem Reichtum.

Die Vererbungsfolge Urmutter-Schwestern-Töchter erzeugte keinerlei Hierarchie innerhalb der Sippe. Alle Sippenmitglieder waren gleich. Alle konnten ihre Wünsche und Gedanken einbringen. Aus der Vererbungsfolge der Gens erwuchs ihre Stabilität. Genau so aber erwuchs aus dieser Vererbungsfolge auch auf ganz natürliche Weise eine Selbstorganisation der Sippen. Wenn es nur Gleiche unter Gleichen gab, mußten alle für die Gemeinschaft gleich wichtig sein. Und dieses Prinzip des Gleichwichtigseins ist doch das menschlichste Prinzip überhaupt. Denn für die menschliche Gemeinschaft ist nun mal wirklich jeder einzelne Mensch gleich wichtig, ob Kind, ob Greis, ob Mann, ob Frau. Kinder bedeuten Zukunft, Alte bedeuten Erfahrung, Männer bedeuten Kraft und Frauen bedeuten Leben überhaupt. Auf was will man verzichten? Auf nichts kann man verzichten. Selbst die Geburt eines geistig behinderten Kindes macht die Gemeinschaft reicher, sensibler und verständiger für die Besonderheiten des Lebens. Es bereichert das kollektive Wissen, es bereichert das gegenseitige Vertrauen, und vielleicht hat gerade dieses Kind eine so verrückte

Idee, daß es das Leben der Sippe schlagartig verbessert. Und wenn nicht, bleibt es trotzdem ein vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft, denn was gibt es schöneres, als um jemanden, der Hilfe braucht, sich kümmern zu können. Leider sind nur Frauen die geborenen Kümmerer. Deswegen wollen sie Männer, die ihnen Abwechslung, Freude und nicht zuletzt etwas Unterstützung bieten.

Auf der Selbstorganisation der Sippen beruhte letztlich ihre Stärke. Die Selbstorganisation der Sippe hat zur Voraussetzung, daß sich jeder Gedanken über das Wohl und Wehe der Gemeinschaft macht, daß diese Gedanken, sobald sie aufgekommen sind, ausdiskutiert werden, daß gemeinschaftlich aus den vielen Gedanken ein einziger Weg aufgezeigt wird, der zu beschreiten ist. Bei allen politischen Entscheidungen geht es im Matriarchat um Konsens. Ein Konsens, der herrschaftsfrei durch Ausdiskutieren bis zu einer vollkommenen Einigung geführt wird. Das dauert natürlich länger als eine Mehrheitsentscheidung (die heutzutage schon als demokratisch gilt).

Wir dürfen uns den Konsensbildungsprozeß nicht als ellenlanges Debattieren wie im Bundestag vorstellen. Die matriarchalischen Sippenverbände hatten ja keine fürs Debattieren bezahlten Politiker. Politik war die Sache aller, selbst der Kinder. Diskutiert wurde beim Sammeln, beim Essenzubereiten, beim Werkzeugmachen, in allen Hütten und Zelten, überall und zu jeder Zeit. Das Leben war schließlich noch nicht in Arbeitszeit und Freizeit eingeteilt. Der liebe lange Tag war Lebenszeit. Und politische Entscheidungen sind Entscheidungen ums Leben. Und worüber mußte denn überhaupt diskutiert und entschieden werden? Eigentlich lief ja alles täglich seinen geregelten Gang durch die matriarchalischen Verhältnisse. Es gab nicht viel zu entscheiden, was gefährdend für das Leben der Sippe gewesen wäre. Wenn man irgend etwas im Überfluß besaß, dann war es Zeit. Weil das so war, erfanden die damaligen Menschen gemeinsame Spiele, Festlichkeiten, gemeinschaftliche Höhepunkte und ab und zu auch neue Produktionsmittel oder Jagdwaffen. Die existentiellen politischen Entscheidungen waren äußerst gering und etwa solche, wie mit durchstreifenden fremden Sippen zu verfahren sei, wieviele und welche Mitglieder die Sippe verlassen müssen, weil die Sippe zu stark gewachsen ist, ob der Winterrastplatz vielleicht an einen günstigeren Platz verlegt werden sollte und ähnliche Dinge mehr.

Bei wissenschaftlichen Untersuchungen heutiger noch nahe dem Matriarchat lebender Gentilverbände wurden folgende Besonderheiten festgestellt: „*In der kleinsten Einheit, dem Sippenhaus, bilden Frauen und*

Männer einen Rat, von dem kein Mitglied ausgeschlossen ist. Jede Entscheidung wird nach eingehender Diskussion per Konsens getroffen. Nun treffen sich Delegierte aus jedem Sippenhaus für den Dorfrat, um die Entscheidungen aus den Sippenhäusern auf Dorfebene zu diskutieren, wobei wiederum Konsens gefunden wird. So geht es weiter bis zur Stammesebene. Warum sich die Sippenmitglieder bewußt gegen den Weg des geringsten Widerstandes, also dem Mehrheitsbeschluß, entscheiden, und dafür den beschwerlichen Weg der Konsenssuche gehen, erklärt sich dadurch, daß der Minderheit das Recht auf Repräsentation in der fraglichen Entscheidung genommen wird. Repräsentiert zu sein gilt in Matriarchaten als menschliches Grundrecht¹³“. Denn wiederholtes Nicht-repräsentiert-Sein führt zu Unzufriedenheit, was irgendwann die Gemeinschaft zerstören würde [vergleiche heutiges Phänomen PEGIDA].

Das Matriarchat erfüllt vor allem eine erzieherische Funktion, und zwar die Erziehung der Menschen zu vollwertigen Mitgliedern einer menschlichen Gemeinschaft. Vollwertig heißt, daß sich jeder Mensch auf der einen Seite voll entfalten kann, also seine Talente, Fertigkeiten und Fähigkeiten voll entwickeln darf, er auf der anderen Seite diese entwickelten Talente, Fertigkeiten und Fähigkeiten auch voll in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen hat. Denn zur Entwicklung der Fähigkeiten eines Einzelnen bedarf es der Gemeinschaft, die ihn ernährt, kleidet, behaust und umsorgt. Damit diese Gemeinschaft erhalten werden kann, muß der vollentwickelte Mensch seine Kraft dann für die nächste Generation einsetzen, um aus ihr genau solche entwickelten Menschen hervorgehen zu lassen. Der Kreislaufprozeß des Lebens verlangt danach. Im Patriarchat dagegen wurde dieser Kreislauf erstmals außer Kraft gesetzt. Die durch die Gesellschaft ermöglichte Entwicklung der Talente, Fähigkeiten und Fertigkeiten des Vaters wurde zur Privatsache erklärt, die dieser seinen Kindern „vererben“ konnte, ohne daß diese sie selbst erworben hätten.

Wie diese Erziehung funktioniert, zeigt auch wieder ein Blick auf die wenigen noch heute existierenden Matriarchate. Besonders bemerkenswert ist die sexuelle Erziehung, erstens, weil die Fortpflanzung im Matriarchat das zentrale Thema ist (viele der in der Urgesellschaft erfundenen Spiele und Zeremonien drehten sich um Sexualität, Partnersuche und Fortpflanzung), und zweitens, weil sie am deutlichsten den Unterschied zwischen einem natürlich heranwachsenden Menschen der Urgesellschaft zeigt und dem sexuell verklemmten Menschen der Gegenwart. Thomas

¹³ Aus Hannelore Vonier: „Über den genuinen Lebensstil von Ureinwohnern im Gegensatz zum Leben im Patriarchat“

Wagner schreibt in seiner Dissertation über die Irokesen: *„Die sozialen Einrichtungen dieser Kulturen erleichtern und schützen die sexuellen Gefühle und Wünsche der Jugendlichen. Die Kinder solcher Gesellschaften begannen spontan im Alter von fünf oder sechs Jahren ihre Interessen weg von der kindlichen Mutterbindung auf Kontakte mit anderen Kindern auszuweiten. Ab diesem Alter schlossen sie sich Gruppen Gleichaltriger oder Kinderdemokratien an und verbrachten einen großen Teil der Tage und Nächte in gemischten Gruppen von Kindern und Jugendlichen beiderlei Geschlechts. Das Besondere an diesen Kindergruppen war das Fehlen jeglicher Kontrolle oder Beaufsichtigung durch Erwachsene und die auf Übereinstimmung beruhende (sich selbst regulierende) Art, in der die Kinder ihre täglichen Aktivitäten einteilten und bestimmten. [Eine solche spielerische Tageseinteilung lehrt die Kinder ein selbstbestimmtes aktives Leben, woraus später Erwachsene werden, die keine „Vorgesetzten“ brauchen, weil sie alleine wissen, was zu tun ist, und sie das dafür Notwendige untereinander in aller Bestimmtheit zu regeln wissen. H.L.] Bei den Kindern dieser Kulturen wurden auch sehr starke sexuelle Interessen beobachtet, und schon in sehr frühem Alter spielten sie sexuelle Spiele. Im Umgang mit anderen Kindern eigneten sie sich spielerisch Wissen über sexuelle Dinge an, einschließlich des Geschlechtsverkehrs innerhalb eines sexual- und lebensbejahenden Rahmens. Während der späteren Kindheit und Jugend schliefen sie in speziellen für junge Leute bestimmten Unterküften. Sie schliefen ziemlich regelmäßig miteinander, meist jede Nacht, wobei die Jüngeren zunächst möglichst viele Erfahrungen mit wechselnden Partnern sammelten. Diese Periode der sexuellen Experimente dauerte jedoch nicht an. Die älteren Jugendlichen schlossen schließlich ernsthaftere und stabilere Partnerschaften und ließen sich nicht mehr auf wechselnde Liebeleien ein. [Dies dürfte dem Umstand geschuldet sein, daß die individuelle Geschlechtsliebe plötzlich erwacht war, die einen ganz bestimmten Partner ins Auge faßte. H.L.] Obwohl es in diesen Kulturen eine Reihe bemerkenswerter soziologischer Phänomene gibt wie das generelle Fehlen von Homosexualität [Also doch nicht angeboren? H.L.], Impotenz, Vergewaltigung, Diebstahl, Gewalt und S sadismus, ist vor allem das generelle Fehlen von Schwangerschaften bei den sexuell aktiven Mädchen von Interesse.“*

Wie urgesellschaftliche Erziehung weiter funktionierte, zeigt das Beispiel der „Gestreuten Gehöftsiedlung“, wie sie vor vielleicht 30.000 Jahren aufkam und auf die Kindeserziehung zwanglos und völlig unbemerkt Einfluß nahm. *„Häufig wird von Forschern nicht beachtet, welche Aus-*

wirkungen die Bauweise matriarchalischer Ethnien auf die Selbstbestimmung der Kinder hat. In den geschützten Innenhöfen arbeiten Männer und Frauen: Da wird gewebt, geflochten, gekocht, Werkzeuge hergestellt und repariert. Was für eine Schule! Dem eigenen Rhythmus entsprechend und je nach Interessen können Jungen und Mädchen von klein auf zuschauen, lernen, mitarbeiten. Erwachsene müssen die Kinder nicht beaufsichtigen, weil diese ja ständig Hilfe bekommen können, falls sie welche brauchen. Kinder lauschen den Gesprächen oder spielen miteinander, kuscheln oder halten ein Schläfchen. Sie sind niemals und von nichts ausgeschlossen.“

Das Matriarchat war schon eine großartige Sache. Es war eine Errungenschaft der noch jungen Menschheit, als sie noch nicht verdorben war von privatem Eigentum. Die Frauen der Urgesellschaft haben sich das Matriarchat ausgedacht, erkämpft, erprobt und über 20.000 Jahre oder sogar 70.000 Jahre lang bewahrt. Das Matriarchat war noch nicht das Paradies, aber die Vorstufe zu ihm. Das Paradies begann erst vor 10.000 Jahren und währte an seinem Entstehungsort nur zwei- bis dreitausend Jahre, woanders noch sehr viel kürzer. Dann begann auch schon das Elend von Zivilisation und Ausbeutung, in dem wir heute noch gefangen sind.

Im Matriarchat kannte man keine Unterdrückung und deshalb auch keine Gewalt. Jeder Mensch wurde von jedem anderen als Gleicher unter Gleichen betrachtet. Jeder gab sein Bestes, daraus erwuchs seine Persönlichkeit. Jeder kannte die Stärken und Schwächen des anderen. In der Gemeinschaft glich sich das alles wieder aus. Es gab weder Verbrechen noch Mord. Wozu auch? Das Zusammenleben war vollkommen. Das einzige, was noch unentwickelt war, das waren die Produktivkräfte dieser Gesellschaften. Um diese zu entwickeln, bedurfte es der Ungleichheit, des Privateigentums, des Neides und der Mißgunst, kurz, einer Gesellschaft gegensätzlicher Klassen von Menschen.

5.1.3. Die gegensätzlichen Triebkräfte von Gemeinschaft und Gesellschaft

In den Gemeinschaften des Matriarchats bzw. der kommunistischen Urgesellschaft generell stand die Entwicklung der Produktivkräfte unter der Kontrolle aller Mitglieder der Sippe. Man unterhielt sich abends am Feuer, wie das Leben der Sippe verbessert werden könnte und dachte gemeinschaftlich darüber nach, wie das geschehen könnte bzw. was dazu nötig

wäre. Die Ideen zur Verbesserung des Sippenlebens konnten auch damals nur (wie heute auch) in nur einem Kopf entstehen. Durch den kollektiven Austausch aber schwirrten täglich dutzende Ideen durch die nachdenkende Runde. Manchmal kam eine neue Idee bei einer ungewöhnlichen Tätigkeit oder des Nachts, mitten im Schlaf. Doch einmal ausgesprochene Ideen waren nach dem Aussprechen die Ideen aller. Alle diskutierten jetzt, ob die Idee durchführbar ist, oder ob was geändert werden müßte, damit sie durchführbar wird. Einen Patentschutz auf Ideen gab es nicht. Es gab nur die aufrichtige Anerkennung aller. Weil das so war, waren diese Gesellschaften bedächtig in ihrer Entwicklung. Risikoabwägung bis in die dritte oder vierte Generation der möglichen Folgen stand an oberster Stelle. Das Leben und Wohlergehen aller war in der Urgesellschaft heilig. Deshalb verlief die Höherentwicklung dieser Gemeinschaften ziemlich langsam, solange das Leben seinen gewohnten Gang ging und keine Bedrohungen von außen oder innen zu erkennen waren. Anders war das hingegen, wenn irgendwelche Veränderungen in der Umgebung eintraten, wie z.B. Felsstürze, Überschwemmungen u.ä. Dann war eine solche Sippe in ihren Handlungen sehr schnell, einheitlich und bedacht. Dann wurde auch schnell mal was Neues erfunden und erprobt. Danach zog dann wieder die Ruhe ein, die für Zielstrebigkeit notwendig ist. Kurz, die Haupttriebkraft in der Urgesellschaft bildete das Bedürfnis nach dem Wohlergehen aller. Wenn das Wohlergehen gesichert war, schlief die Haupttriebkraft ein. Dann rumorten nur noch die Nebentriebe, die sich als Einzelinteressen, Vorlieben, Neigungen manifestierten. Hier konnte sich jeder ausprobieren, und oft kam wieder etwas für alle heraus – ein neuer Tanz, ein neuer kulinarischer Genuß, eine neue Jagdtechnik, ein neuer Feiertag, neue Riten, neue Bräuche. Zeit war in der Urgesellschaft reichlich vorhanden, wenn man nicht zu weit nördlich am Eis lebte. Denn da mußte für den Winter vorgesorgt werden.

Als die menschliche Gemeinschaft vor 10.000 Jahren erst in Dörfern und später in Stadtstaaten, also Gesellschaften, zerfiel, begann ein kolossaler Aufschwung der Produktivkräfte dieser neuen in Klassen geteilten Gesellschaften. Der Mensch hatte sich zu dieser Zeit biologisch voll herausgebildet, gesellschaftlich dagegen stand er ganz am Anfang seiner Entwicklung. Dieser neue gesellschaftliche Mensch hatte sich geteilt, und zwar in einen Ausbeuter und einen Ausgebeuteten. Durch diese Entgegensetzung der Interessenlagen und die neu geschaffene staatliche Gewalt konnte jetzt der eine Mensch durch einen anderen Menschen zur Arbeit (auch über das menschliche Maß hinaus) gezwungen werden, wo-

durch der Reichtum der Wenigen rasch anstieg, während für den Rest nur die Armut blieb. Die Triebkräfte dieser neuen Klassengesellschaften wuchsen mit den grenzenlos wachsenden Bedürfnissen der Reichen. Der Reichtum der Reichen wiederum wuchs mit der Zahl der zur Arbeit gezwungenen Armen.

5.2. Ackerbau und Viehzucht zerstören das Matriarchat

Gab es eigentlich den vielbesungenen Garten Eden der Bibel wirklich? Wenn ja, wo ist er zu suchen, und wie lange und bis wann existierte er? Es muß ihn gegeben haben, genauso wie die „Sündflut“. Beides Ereignisse, die sich massiv ins kollektive Gedächtnis der Menschheit eingepreßt haben. Und beide Ereignisse liegen – wie neueste Forschungen ergeben haben – näher beieinander, als die Bibel es vermuten läßt.

Der Beginn von Ackerbau und Viehzucht lag ganz offenbar nicht in den Gebieten des sogenannten fruchtbaren Halbmondes, wie das bisher angenommen wurde. Warum sollte der frühe Ackerbau gerade hier zwischen der heutigen Türkei, Jordanien, Syrien, Irak und Iran seinen Anfang genommen haben? Das Land hier war zwar fruchtbar und warm, aber eben auch ein Hochland zwischen noch höheren Gebirgen. Viel wahrscheinlicher ist da das weiter nördlich gelegene Gebiet um das Schwarze Meer. Vor 15.000 Jahren war das Schwarze Meer nicht wie heute ein Salzwasser-See, sondern ein riesiger Süßwasser-See, der sich wie die ganze Gegend auch nach dem Abschmelzen der großen Inlandeismassen gebildet hatte. Hier gab es sauberstes Wasser im Überfluß. Der Kaukasus lieferte nährstoffreiches Schmelzwasser, die großen Flüsse Donau, Dnepr und Don sorgten für einen gleichmäßigen Wasserstand, die weiten Ebenen im Norden waren fruchtbar und noch wenig bewaldet, da der Eispanzer ja noch im Abtauen begriffen war. Hier zogen große Herden Wild durchs Land. Kurz, hier herrschten die idealen Bedingungen, um mit Viehzucht und Ackerbau beginnen zu können.

Der damalige Süßwasser-See war etwa halb so groß wie das heutige Schwarze Meer. Er war aber schon genauso tief, nämlich über 2.000 Meter. Im Meer wimmelte es von Leben. An seinen Ufern hatten sich verwandte Sippen niedergelassen, waren seßhaft geworden und hatten größere Dörfer errichtet. Sie lebten vom Fischfang und von der Jagd. Außerdem hatten sie außerhalb der Dörfer begonnen, wild wachsende Grä-

ser zu pflegen und fremde Pflanzen auszureißen, damit die Gräser besser gedeihen konnten. Von den durchstreifenden Herden hatten sie Jungtiere eingefangen. Sie pflockten sie am Dorfrand an, wo die Tiere weiden konnten. So hatten sie stets frisches Fleisch zur Verfügung. Das mühsame Jagen gehörte von nun ab der Vergangenheit an.

Diese Sippen von vor 12.000 Jahren standen noch tief im Matriarchat. Das gemeinschaftliche Leben war bestens durch das Matriarchat geregelt und wurde durch die reichlichen Gratisgaben der Natur und den nun möglich gewordenen Übergang zur ständigen Selbsthaftigkeit wesentlich erleichtert. Es war wie im Paradies. Es wurde langsam immer wärmer. Das Trinkwasser floß immer reichlicher. Die Natur begann zu erblühen. Dunkle Wälder gab es noch nicht, nur vereinzelte Baumgruppen und Buschwerk. Es gab Fleisch und Fisch im Überfluß. Angelegte Gärten versorgten die Dorfbewohner mit Gemüse. Die großen Grasflächen ernährten das Vieh. Schließlich lernte man auch noch, das Vieh zu melken. Nun stand für die Kinder reichlich Milch zur Verfügung. Das Leben war wunderbar einfach geworden, einfach paradiesisch.

Dieses paradiesische Leben währte aber nur zwei bis drei Jahrtausende. In diesen 3.000 Jahren hatten die Menschen gelernt, Tiere nicht nur zu zähmen, sondern auch zu züchten. Die ersten gezüchteten Tierherden bestanden aus genügsamen Ziegen und Schafen. Sie gaben Milch, Fleisch, Häute, Wolle und nicht zuletzt Knochen, aus denen Werkzeuge, Pfeilspitzen und Nähnadeln hergestellt werden konnten, und das alles, ohne jagen gehen zu müssen. All das stand jederzeit und jedermann zur Verfügung. Doch dieser Überfluß mußte über kurz oder lang das auf Genügsamkeit ausgerichtete Matriarchat auflösen. Dieser Auflösungsprozeß verlief schleichend und völlig friedlich, wie alles im Matriarchat. Der neue Reichtum an Viehherden pflanzte auf der im Matriarchat ausgebildeten natürlichen Arbeitsteilung auf: Alles zum Haus Gehörende stand in der Verwaltung der Frauen, alles mit der Jagd Zusammenhängende verwalteten die Männer. Alles zusammen gehörte noch der Gens. Doch die zielgerichtete Züchtung der Tiere verlangte nach einem Lenker, der die Auswahl der Tiere zur Besamung im Gedächtnis behielt, der die Tiere entsprechend voneinander trennte und wieder zusammenführte. Die Zucht wurde zu einem Spezialwissen, das nur Spezialisten richtig betreiben konnten. Unter der Hand verwandelte sich die Betreuung der Herden durch die besondere Arbeit des Züchtens in das Eigentum des Züchters. Hand in Hand damit ging die Erhöhung des Mannes über die Frau einher. Die Männer wiederum verstanden es, ihre jetzt höhere Stellung auszunutzen. Ihr Eigentum

an Viehherden erzeugte bei ihnen die Vorstellung, daß nun auch die von ihnen gezeugten Kinder ihr Eigentum wären. Und diese Kinder sollten bei ihrem Tod das Eigentum an Vieh erben dürfen. Nach dem bestehenden Brauch des Matriarchats erbten die Kinder des Mannes gar nichts, sondern dessen Sippe, zu der seine Kinder aber nicht gehörten. In diesem frühen Stadium des Privateigentums war es noch wie beim Diebstahl aller von allen. Wenn alle klauen, kommt nichts weg. So auch hier. Im noch bestehenden Matriarchat genügte ein Beschluß, daß fortan die Kinder des Mannes erbten, dagegen die Sippe des Mannes nicht. Da das Matriarchat ja immer mindestens zwei spiegelbildliche Sippen umfaßte, blieben die Herden dort, wo sie waren. Das war beiden Sippen recht. Doch der Mann war von nun an Patron einer eng gefaßten Erbengemeinschaft, bei der die Frauen zu bloßen Anhängseln ihrer Kinder verkümmerten.

Der gesamte Umschwung vom Matriarchat zum Patriarchat verlief vollkommen friedlich und zur anfänglichen Zufriedenheit aller. Denn die Mütter büßten ihre geachtete Stellung nicht zu ihren Lebzeiten ein. Alle Beteiligten waren ja noch immer dieselben Menschen. Doch die nachgeborenen Generationen mit ihrem angeerbten Reichtum achteten immer weniger die alten Zeiten und mit ihnen die Frauen und Schwestern. Die Degradierung der Frauen zu Gebärmaschinen für des Vaters Kinder und zu Sklavinnen seines Haushaltes nahm von hier aus ihren Anfang.

So wie der Reichtum einzelner Familien von jetzt durch Vererbung und gezielte Verheiratung mit reichen Kindern anderer Familien answoll, so erstanden wie aus dem Nichts alle sieben Todsünden auf ein Mal. Habgier, Übermut, Neid, Rachsucht, Maßlosigkeit, Trägheit und Völlerei, später auch noch Totschlag waren plötzlich in der Welt. Keiner wußte, wo sie herkamen. Doch sie blieben und breiteten sich immer weiter aus. Dieser Zustand der Ohnmacht der Armen und Frauen gegenüber den plötzlich zur Macht gekommenen reichen Männern erzeugte die ersten Klassenkämpfe mit Mord und Totschlag auf beiden Seiten. Jede Seite glaubte sich im Recht. Die Frauen verwiesen auf den Reichtum einzelner, der das Wohlergehen des Clans untergrabe. Die Männer antworteten, daß die Vererbung auf die leiblichen Kinder beschlossene Sache sei, und daß die Herden nicht vom Clan gezüchtet werden könnten. Der Gegensatz beider Seiten war nicht lösbar. Man konnte schließlich nicht zurück zum Matriarchat gehen. Der Streit darüber hielt bis in die Zeit vor 7.500 Jahren mit wechselnden Erfolgen beider Seiten an.

Das Abschmelzen der gigantischen Eismassen auf der Erde, das vor 21.000 Jahren begonnen hatte, hob den Meeresspiegel um 120 Meter an.

Die Wassermassen des Atlantiks drängten in das Becken des Mittelmeeres. Dieses scholl an und drückte vor 7.500 Jahren am Bosphorus mit aller Macht gegen eine nur wenige hundert Meter breite Landzunge, die das Mittelmeer von der riesigen, etwa 200 Meter tiefer liegenden Ebene zwischen Donau und Kaukasus trennte. Die steigenden Wasser fanden ihren Weg über die Landzunge. Schnell entstand ein Fluß aus Salzwasser. Dieser fräste sich durch die Energie der nachdrängenden Wassermassen in rasanter Geschwindigkeit in die Landzunge. Die Landzunge brach, und die salzigen Wasser des Mittelmeeres ergossen sich mit einem ohrenbetäubenden Getöse in das klare Wasser des Süßwasser-Sees. Die Kaskaden des gigantischen Wasserfalls erzeugten eine so gewaltige Gischt, daß sich der Himmel verfinsterte und aus ihm Blitze schossen. Monatlang hielt dieses Getöse an. Das Wasser des Schwarzen Meeres stieg jede Woche um mehrere Meter an. Für die Gehöfte an seinen Ufern bedeutete das innerhalb weniger Tage Land unter. Die Menschen liefen verzweifelt hin und her. Schließlich sahen sie ein, daß sie hier fort mußten. Das Salzwasser vergiftete den See und die Saat. Die Tiere fanden nichts mehr zu fressen. Die verschiedenen Sippen an den Ufern flohen in verschiedene Richtungen. Die einen die Donau hinauf, die anderen den Dnepr und den Don. Die östlich am Schwarzen Meer lebenden Sippen nahmen den Weg über den Kaukasus nach Mesopotamien, die im Westen lebenden in die anatolische Hochebene. Manche, die ein Boot besaßen, erkundeten verschiedene Richtungen. Sie begriffen schließlich das ganze Ausmaß dieser Naturkatastrophe und erzählten es später als ein von allen Seiten anschwellendes und alles Lebendige auslöschendes Wasser, vor dem man sich nur in einem Boot retten konnte.

Der Bruch des Bosphorus beendete die frühen Klassenkämpfe an den Ufern des Schwarzen Meeres. Diese Ufer liegen heute 100 Meter unter dem Meeresspiegel. Den geflohenen Menschen brannte sich dieses Naturereignis ins Gedächtnis. Überall, wo sie hinkamen, erzählten sie davon. In ihren Erzählungen verbanden sie die Überschwemmung mit den zuvor geführten Klassenkämpfen. Sie faßten den Dambruch als Strafe für die in die Welt gekommene Sünde auf, einer Sünde, von der die anderen Menschen, die noch im urgesellschaftlichen Kommunismus lebten, noch keine blasse Ahnung hatten. Doch wo die Überlebenden auch hinkamen, überall schufen sie wieder genau jene Verhältnisse, wie sie sie aus ihrer untergegangenen Heimat mitgebracht hatten. Denn die einmal erweckten Produktivkräfte, die Viehzucht, der mit ihr verbundene Ackerbau und die Töpferei zur sicheren Aufbewahrung der Vorräte vor Feuchtigkeit,

Schmutz und Mäusefraß, ließen kein Zurück zu den gemütlichen matriarchalischen Verhältnissen der Urgesellschaft mehr zu.

Die vom Schwarzen Meer geflohenen Sippen breiteten sich in alle Richtungen aus und brachten ihre frühzeitige Zivilisation in nähere und weiter entfernte Gebiete, je nachdem, wie diese Gebiete von anderen Stämmen besetzt waren. Sie besiedelten das Zweistromland an Euphrat und Tigris, sie besiedelten Anatolien, sie wanderten als Linienband-Keramiker bis nach Westeuropa ein. Mit ihnen verbreitete sich die Legende von der „Sündflut“¹⁴, die über die Menschheit gekommen war, weil sie in Sünde gelebt hatte.

Die Geschichte von der Sintflut ist eine jedem Kind unter die Haut gehende Erzählung. Da die damaligen Menschen noch wie Kinder waren, blieb diese Erzählung für alle Zeiten im kollektiven Gedächtnis der Menschheit haften. Selbst wenn vor 5.000 Jahren die Schrift nicht erfunden worden wäre, würde man sich heute noch die Geschichte von der Sintflut erzählen. Doch was erzählt die Sintflut-Geschichte wirklich?

Die Bibel hat es ja wie kein anderes Buch verstanden, wahre Ereignisse in für Kinder verständliche Geschichten zu transformieren, die einen ungewöhnlich tiefen Sinn haben. Denn die Bestrafung der menschlichen Sünden, die nicht mehr anders auszurotten waren als durch Vernichtung aller Menschen, besagt ja stillschweigend, daß es einmal Zeiten gegeben haben muß, wo es keine Sünden gab, daß also vor dem Sündenfall eine anders geartete Welt existiert haben muß. Diese Welt war rein, diese Welt war gut, diese Welt war das natürliche Paradies. Was war es, was diese Welt zerstört hat? So lautet das darin aufgehobene Rätsel. Die Geschichte der Sintflut stellt also ein zu lösendes Rätsel dar, das die Menschheit lösen muß, will sie erneut ins Paradies einziehen. Dies ist die versteckte Botschaft desjenigen, der diese Geschichte das erste Mal erzählt hat. Er selbst konnte das Rätsel damals nicht lösen. Also hat er es den nachfolgenden Generationen zur Lösung aufgegeben. Und das in einer wunderschön erzählten Form, so daß es einfach weitererzählt werden mußte, auch von denen, die nicht das geringste Interesse an des Rätsels Lösung hatten, nämlich von den Usurpatoren des menschlichen Wissens, der Geistlichkeit und der Obrigkeit. Das Rätsel lautet: Wie konnte die Menschheit ihr geniales Paradies – das Matriarchat – herschenken, und aus welchem Grunde?

¹⁴ Die wahre Geschichte der Sintflut deckten die beiden amerikanischen Wissenschaftler Walter Pitman und William Ryan in ihrem Buch „Die Sintflut“ aus dem Jahre 1999 auf. Am Grund des Schwarzen Meeres wurden inzwischen auch Reste von menschlicher Siedlungstätigkeit gefunden.

Die Antwort darauf hat Friedrich Engels vor 130 Jahren mit seiner Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ gegeben. Die Antwort lautet: Die gezüchteten Viehherden waren ein Reichtum, der im Matriarchat keinen angemessenen Platz fand. Das Matriarchat mußte sich zum Patriarchat wandeln, um diesen wachsenden Reichtum aufnehmen zu können, damit die Menschheit quantitativ wie qualitativ weiter wachsen konnte. Das war im Interesse aller, sowohl der Frauen wie der Männer wie der Kinder. Wie das geschah, und welche Folgen das hatte, soll nun untersucht werden.

5.3. Die Entstehung des Privateigentums, der Familie und des Staates

Mit der Züchtung von Tieren und dem Übergang von der Weidewirtschaft zum Ackerbau konnte erstmals in der Sippe ein ständiges Mehrprodukt erzeugt werden. Da die Zucht Aufgabe der Männer war, gehörten¹⁵ den Männern auch die gezüchteten Tiere. Den Frauen gehörte die Hauswirtschaft. Weil die Herden den Reichtum einer Sippe darstellten, hatten alle ein Interesse daran, daß dieser Reichtum in der Sippe verblieb. Da die Tiere aber dem Manne gehörten, würde beim Tod des Mannes die Herde an die Sippe des Mannes übergehen. Die Muttergens dagegen, zu der die Herde bis dahin gehörte, würde leer ausgehen. Um das zu verhindern, wurde das Mutterrecht in das Vaterrecht umgewandelt. So konnten die Herden in der Sippe verbleiben. Doch mit dem neuen Vaterrecht verkehrten sich die lebensfrohen Regeln des Matriarchats unter der Hand in lebensfeindliche Regeln, die die Sippen letztlich aussterben ließen.

Der von allen Sippenmitgliedern freiwillig akzeptierte Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat vor rund 12.000 Jahren veränderte das Zusammenleben der Sippen nach wenigen Generationen vollkommen. Die Herrschaft des Vaters zerstörte die Gruppennehe in den Sippen. Die geborenen Kinder waren nun nicht mehr die Kinder aller Erwachsenen. Die Gruppennehe starb aus, die vom Manne erzwungene monogame Einzelehe trat an ihre Stelle. Die Kinder wurden vereinzelt, indem sie dem leiblichen Vater übereignet wurden. Die Frauen durften zwar den Haushalt weiterführen, waren aber nicht mehr der Vorstand des Haushalts. Das war nun

¹⁵ „Gehören“ im Sinne von Verwalten und Kümmern. Eine Aneignung im Sinne von Eigentumsbildung fand auf dieser gesellschaftlichen Stufe noch nicht statt.

der Mann. Das gesellige Sippenleben schlug um in ein borniertes Familienleben. Die Sippe, die einige tausend Köpfe zählen konnte, zerbröselte in lauter kleine Einzelfamilien, die zwar sippenmäßig noch zusammenhielten, aber immer mehr Einzelinteressen verfolgten. Ein Gesamtinteresse gab es bald nicht mehr – weswegen die Religionen erfunden werden mußten, um wenigstens den geistigen Zusammenhalt zu sichern.

Vor der Sintflut lebten die Menschen am Schwarzen Meer in vielen kleinen Dörfern um den See herum und an dessen Zuflüssen. Das Patriarchat war voll ausgebildet. Der Vater war nicht nur der Besitzer der Herden, sondern nun auch Besitzer des Hauses, Besitzer seiner leiblichen Kinder, Besitzer seiner Frau. Der Vater war zum Patriarchen und zum Privateigentümer all dessen geworden. Das Privateigentum gab ihm die Verfügungsgewalt darüber. Frauen und Kinder wurden zum persönlichen Eigentum des Mannes. Damit war die latente Sklaverei erfunden, die sich schon bald mit den Bedürfnissen des Ackerbaus und dem Aufkommen von Kriegen in echte Sklaverei verwandeln sollte. In der patriarchalischen Familie ist also bereits der Keim zur Sklaverei angelegt.

Die Söhne und Töchter erbten beim Tode des Vaters sein Vieh und die Wertgegenstände. Die Mütter erbten nichts. Sie waren aber trotzdem noch Nutznießer der Herden, denn die Ernährungslage aller war in dieser Zeit fast so gut wie heute (natürlich vor der Zeit der großen Nahrungsmittel-Konzerne). Keiner litt mehr Hunger. Es gab nicht nur genug Fleisch und Milch, auch Wolle, Häute, Korn und Mehl, dazu Fisch, Gemüse und Kräuter. Doch mit diesem Reichtum verbreiteten sich die sieben Todsünden von Dorf zu Dorf. Denn das Weitervererben von Reichtum erzeugte Mißgunst und Neid. Einige Familien wurden immer reicher, andere wieder ärmer. Dieser Zustand hielt bis zur Sintflut vor 7.500 Jahren an.

Über die Generationen hinweg konnten sich beträchtliche Reichtümer in den Händen einzelner Familien ansammeln, andere Familien dagegen verarmten. Der Grund dafür lag darin, daß durch die Erfindung von Ackerbau und Viehzucht plötzlich zusätzliche Arbeitskräfte auf den Feldern und bei den Herden von Nutzen waren. Je mehr Arbeitskräfte eine Familie jedoch einsetzen konnte, desto größer wurde für die Familie der Ertrag am Ende des Tages. Noch im Matriarchat wäre es der Ertrag der gesamten Sippe gewesen. Jetzt war es der Ertrag einer einzelnen Familie innerhalb der Sippe. Durch diesen sich ewig wiederholenden Prozeß wurden einzelne Familien immer reicher, sie konnten weiteres Land urbar machen, noch mehr Vieh halten, und noch reicher werden. Hier baute sich also langsam ein Gegensatz auf, der mit den politischen Mitteln der

Sippe immer weniger im Zaum gehalten werden konnte. Allerdings war der hier erzeugte Reichtum (im Gegensatz zum Reichtum heutiger Kapitalisten) noch ganz selbst erzeugt, durch eigene Arbeit und die Erzeugung vieler arbeitender Kinder und deren angeheirateter Partner. Die damit verbundene Ausdehnung des bebauten Landes und die Hereinnahme fremder Arbeitskräfte für den Ackerbau erzeugten jedoch Konflikte mit den Nachbar-Familien, die schließlich gewaltsame Formen annahmen und bis zur Ausrottung ganzer Familien führen konnten. Denn die Blutrache der Sippen war nun zur Blutrache der Familien geworden.

Am Ende dieser Entwicklung standen ganze Familienverbände, die von ihren ursprünglichen Ländereien durch die schnell wachsenden reichen Familien verdrängt wurden (Ähnliches vollzog sich bei der Besiedelung Amerikas durch europäische Siedler im 19. Jahrhundert). Die um sich greifende Verschuldung der armen Familien, die gezwungen waren, erst ihre Kinder als Arbeitskräfte an die reichen Familien zu verkaufen und dann auch noch ihr Land zu verpfänden, um es am Ende ganz zu verlieren, führte zu den ersten Klassenkämpfen, die die Ernten bedrohten und damit das Leben aller. Dieser Klassenkonflikt mußte gelöst werden. Er wurde nicht gelöst, ihm aber eine neue Bewegungsform verschafft, und zwar durch das Einsetzen einer dritten Kraft, die die Konflikte friedlich lösen sollte, nämlich durch Rechtsprechung und ihrer Durchsetzung mittels einer bewaffneten Truppe. Der Staat war geboren.

Mit dem Staat hatte die alte Gentilverfassung endgültig ausgelebt. Sie war gesprengt worden durch die Teilung der Arbeit, die zur Bildung gegensätzlicher Klassen – Ausbeuter und Ausgebeutete – geführt hatte. Die Teilung der Arbeit und die Entstehung von Großfamilien mit ihren Einzelinteressen hatte die Menschen darüber hinaus über verschiedene Gebiete verteilt, die mit den alten Stammesgrenzen nicht mehr identisch waren.

Den Staat zeichnete gegenüber der Gentilgesellschaft aus, daß er erstens die Einteilung der Staatsangehörigen nach dem Gebiet und nicht mehr nach der Blutsverwandtschaft vornahm; zweitens, daß es jetzt Einrichtungen der öffentlichen Gewalt gab, da die Bewaffnung aller durch die Klassenspaltung unmöglich geworden war; und drittens, daß die Erhebung von Steuern erste Bedingung für die Existenz des Staates war.

5.4. Klassen, Klassenstaat und Klassenherrschaft – die Klassengesellschaften

Der Lebensprozeß des herrschaftsfreien Matriarchats organisierte und regulierte sich von selbst. Mit Beginn der Klassengesellschaften dagegen spaltete sich der Lebensprozeß in den Prozeß der Kinderproduktion und in den Prozeß der Lebensmittelproduktion auf. Die Kindesproduktion wurde allein den Frauen übereignet, mit allem, was dazu gehörte, was bis heute so geblieben ist. Die Lebensmittelproduktion dagegen usurpierten die Männer, worauf sie zu Anfang ihre patriarchalische Herrschaft begründeten.

Die patriarchalische Herrschaft erzeugte das Privateigentum an bestimmten Produktionsmitteln und damit eine gesellschaftliche Arbeitsteilung, woraus sich eine Teilung der Menschen in Klassen ergab, z.B. in Ackerbauern und Viehzüchter oder Ackerbauern und Handwerker. Jede Klasse verfügte über ihre eigenen spezifischen Produktionsmittel, die ihnen nach außen hin eine bestimmte Stellung in der Gesellschaft gab. Diejenigen Menschen, die über gar keine Produktionsmittel verfügten, wie Frauen, Kinder oder Sklaven, fanden sich ganz unten in der gesellschaftlichen Pyramide wieder. Diejenigen, die über die meisten Produktionsmittel verfügten, standen ganz oben in der Hierarchie.

Dort, wo Reichtum herrscht, muß es auch Armut geben. Und dort, wo die Reichen herrschen, werden die Armen stets unterdrückt. Die produzierenden Armen sind es, die den Reichtum der Reichen produzieren. Aber warum produzieren sie ihn nicht für sich selbst? Das liegt, wie oben angesprochen, an den Eigentumsverhältnissen. Denn der, dem die Produktionsmittel gehören, dem gehören auch die Erzeugnisse dieser Produktion. Wer keine Produktionsmittel besitzt, kann sich immer nur Lebensmittel erarbeiten, nie aber Produktionsmittel, weshalb die Klassenteilung immer wieder in der gleichen Weise reproduziert wird, solange keine Revolution dazwischen kommt.

Reichtum und Armut sind relative Begriffe. Hinter Reichtum und Armut verstecken sich immer bestimmte Klassen, die durch die herrschenden Produktionsverhältnisse voneinander geschieden sind. Die Produktionsverhältnisse wiederum ergeben sich aus dem Stand der Produktivkräfte und der damit verbundenen möglichen Tiefe der Arbeitsteilung.

War die herrschende Arbeitsteilung im Matriarchat hauptsächlich die natürliche zwischen Mann und Frau, die sich im gemeinsamen Lebensprozeß wieder ausglich, so begann die Klassengesellschaft mit der ersten

gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen Ackerbauern und Viehzüchtern, die sich nur über den Austausch ihrer Produkte ausgleichen konnte, die Produzenten selbst aber zu Gefangenen ihres Arbeitsprozesses machte. Sie bildeten fortan Klassen von Menschen, die einander entgegengesetzt waren. Auf der Grundlage des Privateigentums und mit der weiteren Vertiefung der Arbeitsteilung entstand dann die Klasse der Handwerker, diese teilten sich wieder in die verschiedensten Gewerke wie Töpferei, Spinnerei, Weberei, Ziegelei, Kunsthandwerk etc. pp. auf.

In der Zeit der patriarchalischen Erzeugerfamilie gab es also die Klasse der Viehzüchter, die Klasse der Ackerbauern und die Klasse der Handwerker. In den Erzeugerfamilien selbst kamen alle drei Abteilungen der Arbeiten nebeneinander vor, jedoch meist eine davon als die hauptsächliche, die dann soviel Überschuß abwerfen mußte, daß davon andere Produkte bei anderen Familien eingetauscht werden konnten. In dieser frühen Phase der Menschheitsgeschichte gab es nur wenig Reichtum und wenig Armut, und also nur marginale Klassenkämpfe. Vorstellbar ist, daß sich einige Familien aus geographischen Nachteilen gegen eine andere Familie verbündeten, vielleicht wegen des Zugangs zum Wasser. Erst mit dem Übergang zur patriarchalischen Despotie und der damit stärker einhergehenden Versklavung fremder Stämme wurde mit den Sklaven eine Klasse erzeugt, die immer wieder versuchte, gegen dieses Produktionsverhältnis aufzubegehren.

Mit dem Übergang zum Bewässerungsbau und dessen Organisierung durch die patriarchalische Despotie entstand ein Verwaltungsapparat, der zur dritten großen gesellschaftlichen Arbeitsteilung führte, der Teilung in körperliche und geistige Arbeit. Dies hatte für die Viehzüchter, Bauern und Handwerker zur Folge, daß sie nicht weiter an den Errungenschaften von Wissen, Wissenschaft und Kultur teilnahmen, also geistig immer mehr hinter den Geistesarbeitern zurückblieben. Durch die patriarchalischen Herrschaftsverhältnisse wurde darüber hinaus die geistige Arbeit allein von den Beamten des Despoten besorgt, wodurch sich sehr bald ein Herrschaftswissen beim Despoten und seinen Gehilfen ansammelte, das die Herrschenden gegen die übrigen Klassen zu ihrem alleinigen Vorteil wendeten. Die patriarchalische Despotie wurde damit zum ersten Klassenstaat überhaupt.

Der Staat konnte allerdings auf zweierlei Wegen entstehen: Einmal als „ausgleichende Kraft“ zwischen reichen und verarmten Bauern, zum andern als lenkende und leitende Kraft innerhalb einer patriarchalisch organisierten Sippe beim Feldbau und dem Bewässerungsbau. Ersteres

sehen wir in der vorsolonischen Zeit in Griechenland, letzteres in den altorientalischen Despotien. In beiden Fällen aber bildete der Staat einen künstlichen Überbau, der über die Klassen bzw. Großfamilien gestülpt wurde und von diesen ernährt werden mußte.

Der Übergang zur Klassengesellschaft vollzog sich in den verschiedenen Teilen der Erde durchaus unterschiedlich, immer aber widerspruchsvoll und vom überall existierenden Matriarchat ausgehend. Immer war die Erzeugung eines ständigen Mehrproduktes in den Sippen der Ausgangspunkt für die Entstehung von Privateigentum, und zwar von Privateigentum an Produktionsmitteln. Die Herden waren Produktionsmittel zur Erzeugung von Fleisch, Milch, Häuten, Haaren und feinen Werkzeugen. Der Privatbesitz des Patriarchen an Hausrat, Frauen und Kindern wiederum bildete jene Produktionsmittel, um Landwirtschaft, Gartenbau und Handwerk überhaupt betreiben zu können.

Das die Sippen auflösende Mehrprodukt war durch den Übergang von der Viehzähmung zur Viehzucht entstanden, denn die Vererbung des gezüchteten Viehs führte zur patriarchalischen Familie. Diejenigen Familien, die ausschließlich Viehwirtschaft betrieben, verlieren sich irgendwann in den weiten Steppen Asiens und Afrikas, ohne weiteren Einfluß auf die Geschichte der Menschheit zu nehmen. Einige dieser Großfamilien ziehen noch heute fernab aller Zivilisation mit ihren halb wilden Herden durch Skandinavien, durch die Steppen der Mongolei oder die Weiten Afrikas.

Diejenigen Familien jedoch, die in Sippenverbänden nahe beieinander blieben, konnten zur ersten gesellschaftlichen Arbeitsteilung und zu immer weiteren Arbeitsteilungen übergehen. Als diese Spezialisierungen der in Familien produzierenden Einheiten vollzogen waren, war zugleich die Grundlage für den Austausch zwischen ihnen gelegt. Der Austausch schließlich machte die erzeugten Produkte zu Waren. Die allgemeine Warenproduktion erzeugte die allgemeine Ware, die sich später Geld nannte.

Mit der fortschreitenden Arbeitsteilung und dem bald nur noch zum Austausch der Waren zusammenkommenden Familienverbänden machte sich immer mehr das Bedürfnis nach irgendeinem Zusammenhalt breit. Da die Familien untereinander eigentlich nur noch Kontakt über den Austausch ihrer Waren pflegten, die Waren selbst aber nur den geringsten Teil der produzierten Güter ausmachten, die Familien sich also größtenteils selbst mit allem Lebensnotwendigen versorgten und auf ihren Höfen sehr autark lebten, erstarkte das Bedürfnis nach irgendeiner höheren Einheit, die wieder eine menschliche Verbindung zwischen ihnen ermöglichte.

5.4.1. Die Herrschenden erfinden die Religion

Herrschte im Matriarchat ein gewisser Mutterkult, der sich in einer Verehrung jeglichen Lebens äußerte, der also absolut lebensbejahend war, verkehrte sich dies beim Übergang ins Patriarchat in sein Gegenteil. Der nun herrschende „Vaterkult“ verehrte nicht mehr das Leben, sondern die toten Ahnen, und auch nur diejenigen Ahnen, die der jeweiligen Vaterlinie angehörten. Deutlich wird dies am langsamen Aufkommen von Steinbauten, die für die Ewigkeit gemacht waren. Die Völker der frühpatriarchalischen Ackerbauern und Viehzüchter bauten für sich selbst nur Häuser aus Holz, einem lebendigen Rohstoff. Für ihre Toten dagegen bauten sie Behausungen aus Stein, anfangs eine mit Steinen ausgekleidete Erdgrube mit Abschlußstein obendrauf, später dann überirdische Steinbauten, die schließlich im Patriarchat zur Grundlage der Tempelbauten wurden.

Den Menschen der matriarchalischen Urgesellschaft war Religion etwas völlig Fremdes. Mit Religion hätten sie gar nichts anzufangen gewußt, denn ihre Weltanschauung war eine lebendige. Alles, was existierte, war lebendig. Diese Menschen konnten, wenn sie wollten, sich mit allem Existierenden verständigen und unterhalten. Sie konnten mit Tieren genauso reden wie mit Pflanzen, Flüssen oder Gebirgen. Alles war lebendig. Man mußte nur deren Sprache sprechen. Dafür versetzten sie sich in Trance, durch Konzentration, durch Tänze, durch Drogen. Alles das ist keine Religion, sondern ein Unterhalten mit lebendigen Wesen, eine Verständigung unter Gleichen. All das ging beim Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat verloren. Der Totenkult um nur ganz bestimmte Tote ersetzte von nun an die Vorstellung vom lebendigen Alles.

Die Arbeitsteilung zwischen Ackerbau und Viehzucht und später die zwischen Ackerbau und Handwerk schuf vereinzelt Familienverbände ohne ein einigendes Gesamtinteresse. Schlimmer noch, die einzelnen Familien strebten nach privatem Reichtum, der nur auf Kosten anderer oder im Kampf gegen andere Familien zu erringen war. Die Ackerbauern kämpften gegen die Viehzüchter, die Viehzüchter gegen die Geschirrer und Wagenmacher, diese gegen den Schmied und so weiter und so fort. All das waren noch keine blutigen Kämpfe, sondern nur Kämpfe ums liebe Geld. Jeder sah seine Arbeit als die schwierigste an, oder gab sie zumindest dafür aus. Alle Beteiligten spürten, daß sie sich entzweiten. Den Grund dafür, das Privateigentum, die Arbeitsteilung und die damit verbundene Spaltung der einst blutsverwandten Familien in verschiedene Klassen von Produzenten, erkannten sie nicht.

Der Übergang vom Mutterrecht zur Vaterherrschaft stellte das Oberhaupt der Familie, den Patriarchen, nicht nur an die Spitze der Familie an sich, sondern auch an die Spitze der produzierenden Einheit Familie. Alles, was produziert wurde, gehörte dem Patriarchen. Niemals zuvor hatte ein einzelner Mensch eine derartige Machtfülle besessen. Die patriarchalische Großfamilie wurde im Laufe der Zeit zum Vorbild für die ganze Gesellschaft. So wie die patriarchalische Großfamilie gegliedert war, in Patriarch, dessen leibliche Kinder, die Kindesmutter sowie die angeheirateten Schwiegertöchter und Schwiegersöhne, manchmal auch noch verpfändete Kinder anderer armer Familien, genauso gliederte sich auch bald die ganze patriarchalische Gesellschaft: Vorneweg der Patriarch der reichsten Familie, dahinter im Troß die weniger reichen Patriarchen, gefolgt von den armen Patriarchen und den fremden Zugezogenen. Sicherlich gab es immer auch Familien mit weniger machtversessenen Patriarchen. Aber genau diese Familien waren es dann auch, bei denen sich immer mehr Arbeit ansammelte und dafür immer weniger Reichtum.

Der Familienvater als Patriarch konnte an und für sich ein zu nichts zu gebrauchender Mensch sein, für die anderen aber, insbesondere seine Familienmitglieder, stellte er nichtsdestotrotz die absolute Respektsperson dar, weil ihm alles in der Familie gehörte und er nach außen hin mit seinem Siegel alle Kontrakte absegnete. Starb der Patriarch, wurde er als Gründer der Familie erhöht und verehrt. Sein Name wurde zum Inbegriff der Familie. Namen aber sind nichts anderes als Symbole, etwas im Geiste Vorgestelltes, das in der Praxis nicht immer etwas darstellen muß. Im Patriarchen und seinem Familiennamen steckt also bereits der Keim zur Religion. Der Patriarch steht für die Macht des Glaubens an ihn und sein Name als Symbol dieser Macht.

Die Herrschenden im Patriarchat waren zunächst alle Patriarchen, so wie das Patriarchat unmittelbar aus dem herrschaftsfreien Matriarchat hervorgegangen war. Da die Verteilung des gemeinsam erzeugten Reichtums nun aber familienweise vererbt wurde, statt sippenweise, bildeten sich sehr schnell reichere Familien heraus. Diese Familien waren nicht nur reicher, sondern auch größer als die anderen Familien. Aus beidem, aus Reichtum und Größe, leiteten diese ihren Vormachtsanspruch gegen die anderen Familien her. Diese Vormachtstellung war eine praktisch erworbene. Doch getreu dem Motto „Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln“ war die geistig-ideologische Vormachtstellung der reichen Familien noch lange nicht abgesichert. Und solange das nicht der Fall war, blieb das Patriarchat in seiner Weiterentwicklung gehemmt.

Das änderte sich jedoch zuerst in Mesopotamien und danach auch in Ägypten, als die einzeln wirtschaftenden patriarchalischen Familien durch den Bewässerungsbau gezwungen wurden, sich zu gemeinschaftlichen Arbeiten zusammenzuschließen. Der Bau von Bewässerungsanlagen überforderte das Arbeitsvermögen einer einzelnen Familie ziemlich schnell. Hinzu kam die Unberechenbarkeit der Flut. Nur ein koordiniertes Vorgehen aller Familien versprach einen reichen Ernteertrag für alle. Da der Bau von Bewässerungsanlagen für alle Beteiligten ein großes Risiko darstellte, es praktisch um Leben oder Tod ging, denn ein Mißerfolg konnte die ganze Ernte vernichten, wurde wie seit alters her ein Kriegshäuptling mit der Planung und Leitung der Bauten betraut. Kriegshäuptlinge jedoch können nach der Überlieferung nicht wieder abgesetzt werden, solange der Krieg andauert. Entweder, man gewinnt mit ihm oder man verliert mit ihm. Die despotischen Befugnisse des Kriegshäuptlings verlangten wie im Kriege eine bedingungslose Unterordnung aller unter die Befehle des Despoten.

Die Despotie wurde sowohl in Mesopotamien als auch in Ägypten und am Indus die grundlegende Herrschaftsform der patriarchalischen Ackerbaufamilien, die sich zum Bau von Bewässerungswirtschaften durchgerungen hatten. Die gemeinsamen Bewässerungsbauten wurden zum Gemeinde-Eigentum der patriarchalischen Familien, der Despot zum gemeinsamen Patriarchen der vielen Patriarchen bzw. Gemeinwesen. Dieses neu geschaffene gemeinsame Grundeigentum erschien den vielen patriarchalischen Privateigentümern als eine höhere Einheit ihrer selbst. Über dieses gemeinsame Grundeigentum waren sie wieder miteinander verbunden, zwar nicht so vollkommen wie im Matriarchat, aber wenigstens in der praktischen Arbeit auf dem Felde. Diese höhere Einheit, die über das bis dahin herrschende Privateigentum hinausging, mußte über kurz oder lang zu einem Mythos werden, denn die vom Despoten gelenkten patriarchalischen Großfamilien degenerierten in der gemeinsamen Arbeit immer mehr zu unselbständigen Bauern, zu Abhängigen des Despoten, schließlich zu seinen unterwürfigen Dienern. Das Ganze ging einher mit der gezielten Erhöhung einzelner Patriarchen zu Gehilfen des Despoten, die als Beamte aus den gemeinsamen Vorratsspeichern der Gemeinde mit ernährt werden mußten. Die Bauern verlernten das eigenständige Denken und Handeln, sie überhöhten die Bedeutung des Despoten, und mit jeder erfolgreichen Ernte wuchs diese Erhöhung des Despoten, bis sie umschlug in den Mythos vom Unfehlbaren, dem Übernatürlichen, dem Allmächtigen. Und der Despot tat sein Bestes, um diesen Mythos

zu befördern. Er ließ zwischen den Ernten Stelen und allgemeine Bauten errichten, die von seiner und der Größe des Gemeinwesens kündeten.

Man sieht also, daß im Despoten bereits das Königtum, das Beamtentum und auch das Priestertum angelegt sind, alles dreies vereint in der Dreifaltigkeit dieser Person. Der Despot erscheint so als oberster Grundbesitzer (Verwalter des Gemeineigentums an den Bewässerungsbauten, die auf nicht privatem Grund und Boden, hingegen auf Gemeinbesitz, errichtet sind) – und damit als König; er erscheint genauso als oberster Beamter (denn er wurde von allen für die gemeinsame Verwaltungsaufgabe auserkoren); und er erscheint zugleich als oberster Priester, denn nur er weiß, wann die Flut kommt, wann sie wieder geht, und wie sie geleitet werden muß, damit sie hohe Erträge bringt. Durch die anschließende Arbeitsteilung der Verwaltungsaufgaben des Despoten auf vielerlei Gehilfen entstehen schließlich die wirklichen Beamten, die wirklichen Priester und der wirkliche größte Grundbesitzer – der König.

Mit dem Despotismus erschien in der Welt ein kolossaler Reichtum, der den Bauern zwischen den Ernten als zusätzliche Arbeit für das „Gemeinwohl“ abgepreßt wurde. Sie bauten nicht nur Kanäle, Schöpfwerke, Getreidespeicher und die dafür nötigen Arbeitsmittel, sondern bald auch Tempel und Paläste, Königsgräber und Waffen für ein stehendes Heer, das nicht nur der Verteidigung, sondern der eigenen Unterdrückung diene. Doch bevor sich ein Herrscher der offenen Unterdrückung seiner Untertanen schuldig machte, war es klüger für ihn, sie durch etwas im Zaume zu halten, das viel diffiziler und nachhaltiger wirkte, nämlich geistige Fesseln. Im dreifaltigen Despotismus war dies am einfachsten geregelt. Da der Despot für alle dachte, brauchten alle anderen nicht mehr zu denken. Sie mußten nur noch gehorchen. Und das klappte perfekt. Das klappte so perfekt, daß dort, wo der Despot zum Beispiel im Krieg mit Fremden getötet wurde, die Bauern unfähig blieben, die Bewässerung in Eigenregie zu übernehmen. Einst blühende Landschaften versanken ohne Despoten sofort wieder im Sand. Von ihnen blieb nichts als verwehte Ruinen.

Die Vereinzelung durch die gesellschaftliche Arbeitsteilung hatte den Boden für das Bedürfnis nach einem höheren Zusammenhalt jenseits der Blutsverwandtschaft bereitet. Aber erst die mehr oder weniger erzwungene Aufgabe des eigenen Denkens der Bauern durch den Despoten schuf den Platz für die Religionen der Herrschenden. Das Patriarchat wiederum zeigte die Form, in der sich die höhere (geistige) Einheit entfalten konnte – in einem gemeinsamen Gebieter (Vater), in dessen Nachkommen (Sohn) und für dessen Verehrung (heiliger Geist) alle gemeinsam arbeiteten.

Dieser Gebieter konnte aber nicht etwa der irdische Despot selbst sein, denn das hätten die Bauern sofort durchschaut (Außerdem konnte man den ja leicht morden, Königsmord war bekanntlich keine Straftat im Patriarchat). Die höhere Einheit erschuf sich zunächst ganz praktisch aus den gemeinsamen Bauten zur Bewässerung der Äcker und später zur Befestigung der Dörfer gegen Raubüberfälle. Diese Bauten zeugten wie von selbst von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Sie wurden zum Symbol dieser Richtigkeit. Die Richtigkeit wiederum war Ausdruck der Klugheit des Despoten. Das einzige, was dem entgegenstand, waren die Zufälligkeiten der Natur. Diese konnte auch der klügste Despot nicht zwingen. Damit der Despot aber nicht selbst für die zufällig schlechten Ernten von den Bauern verantwortlich gemacht und gemeuchelt wurde, war die Erschaffung einer über dem Despoten stehenden Macht seine erste Lebensversicherung. Jeder Despot mußte irgendwann an diesen Punkt kommen. Außerdem machte die absolute Macht eines Despoten diesen selbst in seinen Entscheidungen wankelmütig. Jeder absolute Herrscher hat am liebsten etwas Geistliches über sich, um sich nicht so allein und verlassen zu fühlen. Das Geistliche darf nur nicht seine wirkliche Macht und seinen Reichtum beschränken (wie im Mittelalter einige Päpste dies versuchten). Die Erfindung der Religion durch die wirklich Herrschenden verschaffte den Despoten eine neue Bewegungsform, in der der Gegensatz von Reich und Arm in einer neu geschaffenen Gemeinsamkeit, nämlich gemeinsamen Göttern, aufgehoben wurde. Diese höhere Einheit, in der Reiche wie Arme gleichermaßen aufgingen, schaffte einen äußeren Zusammenhalt, der in der Wirklichkeit im Inneren der entwickelten Despotie nicht vorhanden war. Reichtum und Armut wurden so zum ersten Male zu einer gottgewollten Bedingung verklärt, die angeblich notwendig sei, um das Gemeinwesen am Leben zu erhalten. Jeder solle sich in seine Aufgabe, die ihm durch die Teilung der Arbeit zugewiesen wurde, hineinschicken. Es war aber nicht die Arbeitsteilung schlechthin, die Reiche und Arme erschaffen hatte, sondern es waren die Eigentumsverhältnisse, die die Verteilungsverhältnisse bestimmten: Das heißt, wo schon viel war, kam immer noch mehr hin.

Die Despoten und ihre Gehilfen erschufen also überall in ihren Herrschaftsbereichen Religionen. Jede Despotie hatte ihre eigene Religion. Jede Religion ihre eigenen Götter. All diese Götter waren in allen Despotien manchmal liebend, manchmal zürnend, immer aber auf reichliche Opfergaben aus. Die neu erfundenen Geschichten um die Götter wurden von den Herrschenden mit den alten Überlieferungen aus der Heldenzeit

der frühen Patriarchate kunstvoll verknüpft, und heraus kam die Sage der Abstammung des jeweiligen Despoten von seinem speziellen Gott. Es gab also mindestens so viele Götter wie es Despoten gab. Die vom Despoten geschaffene Kaste der Priester hatte wiederum die Aufgabe, eine göttliche Geschichte zu schaffen, die glaubhaft, die heldisch und die sinnstiftend für die Gemeinde war. Die Rolle des Despoten darin sollte dabei die eines Vermittlers zwischen Volk und Göttern sein. Er wollte als Verkünder des göttlichen Willens vor dem Volke dastehen.

Nichts erniedrigt den Menschen mehr, als das Ersetzen des eigenen Denkens durch den Glauben an die Macht eines höheren Wesens, das weise, gerecht und unfehlbar sei. Mit dem Glauben an einen Gott nimmt man sich selbst aus der Verantwortung für sein Denken und Handeln, man gibt sein Menschsein auf, um als Knecht weiter zu existieren. Die Reichen und Mächtigen glauben niemals wirklich an Gott. Wenn sie es täten, wären sie nämlich weder reich noch mächtig.

5.4.2. Die patriarchalische Despotie

Die patriarchalische Despotie bzw. altorientalische Despotie (Marx) bildete die Zwischenstufe zwischen den noch im Sippenverband zusammenlebenden patriarchalischen Großfamilien und der ersten echten Ausbeutergesellschaft, der Sklaverei. Die patriarchalische Despotie war noch keine reine Ausbeutergesellschaft, wo die eine Klasse die andere für sich arbeiten läßt. In der Despotie wurde gemeinschaftlich gearbeitet, allerdings schon der herrschenden Arbeitsteilung entsprechend. Alle Arbeiten wurden vom Despoten auf das gemeinsame Ziel der erfolgreichen Ernte hin ausgerichtet. Alle Arbeiter unterwarfen sich diesem Ziel freiwillig. Alle Mitglieder des Zusammenschlusses waren auch alle Ausführende von Arbeit, jeder auf seinem Gebiet. Zumindest am Beginn einer Despotie gab es noch keine Faulenzer.

Die patriarchalische Despotie war eine Frucht des Ackerbaus mittels Bewässerungsbauten in den Überschwemmungsgebieten von Euphrat und Tigris in Mesopotamien, am Nil in Ägypten und am Indus in Indien. Diese komplizierten Bauten mußten zentral geplant, organisiert, geleitet und kontrolliert werden. Dafür brauchte es einen zentral Verantwortlichen, nach dessen Kommando alle arbeiteten. Wie trat nun die patriarchalische Despotie in die wirkliche Welt des Steinzeitmenschen?

Es waren die vom Schwarzen Meer nach der Sintflut geflüchteten Stämme, die vom Fuße des Kaukasus in die Hochebenen am Ararat aufstiegen, um anschließend in das Zweistromland von Euphrat und Tigris einzuwandern. An den beiden Flüssen gründeten die Großfamilien wieder kleine Dörfer, unbefestigt wie zuvor am Schwarzen Meer. Die alljährlichen Überschwemmungen führten zu der Idee, die Wassermassen zielgerichtet über die angelegten Felder zu leiten, ihren Abfluß aber so zu kanalisieren, daß der Mutterboden und der angeschwemmte nährstoffreiche Schlamm nicht wieder fortgespült wurden. Anfangs machte dies jede patriarchalische Großfamilie für sich. Doch mit der Ausweitung der Ackerflächen stieß man bald an die Nachbar-Äcker. Die verwandten Großfamilien schlossen sich deshalb zu Großprojekten der Feldbewässerung zusammen, weil man allein die Kanäle und Schöpfwerke kaum bauen und unterhalten und vor allem den Wasserfluß nicht in seiner ganzen Stärke ausnutzen konnte.

An den Ufern von Euphrat und Tigris entstanden auf diese Weise große künstliche Überschwemmungsgebiete, in denen sehr gute Ernten möglich wurden. Die Zusammenarbeit über Großfamilien hinweg mußte allerdings von einem klugen Kopf koordiniert werden. Dieser kluge Kopf bekam von den Großfamilien alle Macht zuerkannt, die notwendig war, um die großen Bewässerungsarbeiten durchführen zu können. Die Arbeiten waren militärisch organisiert. Der kluge Kopf herrschte wie ein militärischer Feldherr über die Arbeiten, d.h. er besaß die Befugnisse eines Kriegshäuptlings, der bedingungslosen Gehorsam einfordern konnte und seine Anweisungen als Befehle erteilte. Auf der anderen Seite haftete er mit seinem Kopf dafür, daß die Bauten auch erfolgreich funktionierten, denn ansonsten würden bei Mißernten alle verhungern. Der kluge Kopf wurde zum Despoten, alle Ackerbauerfamilien unterwarfen sich seinem Befehl.

Der Despot verfügte über alle Macht, die damals ein einzelner Mensch haben konnte. Weil seine Macht unbeschnitten war, mußte ein Ventil in dieses Konstrukt Despot eingebaut werden, um bei dauernden Verstößen gegen die Interessen der Allgemeinheit einen neuen Despoten bestimmen zu können. Dieses Ventil hieß Mord des Despoten aus Notwehr, was auch manchmal zur Anwendung kam und nicht bestraft wurde.

Mit der Macht des Despoten scharte dieser Leute um sich, die ihm bei der Organisation und Planung der Bauvorhaben zur Hand gingen. Der Ackerbau hatte aber gegenüber der Viehzucht oder dem Leben im Matriarchat eine Besonderheit, die den Lebensrhythmus der Menschen

veränderte. Es war der Zyklus von Aussaat und Ernte, der dazwischen viel Zeit zur Muße ließ. Diese freie Zeit mußte jetzt dem Despoten für die öffentliche Arbeit an den Bewässerungsbauten geopfert werden. Und der Despot nutzte dies maximal aus.

Bald ging es in diesen zusammengeschlossenen Ackerbau-Gemeinden überall sehr despotisch zu. Die Handlanger des Despoten waren das ausführende Organ desselben und hatten ebenfalls Macht. Da, wo Mächtige ständig beieinander hocken und strategische Entscheidungen fällen, treffen sie anfangs nebenbei, später immer ungenierter, auch Entscheidungen zu ihrem privaten Nutzen. Die Umverteilung des gemeinschaftlichen Reichtums wird so unter der Hand von unten nach oben vorbereitet. Außerdem hält der Hofstaat des Despoten die Königsmörder auf Abstand, wodurch sich der Despot sicherer fühlen kann. Angst muß der Despot jetzt nur noch vor seinen Getreuen haben. Über kurz oder lang muß der Despotismus in eine Klassenherrschaft umschlagen, weil der Despot und sein Hofstaat sich dem Volk entgegensetzen und sie es sind, die den gesellschaftlichen Reichtum allein verwalten und verteilen.

In den damaligen Despotien an Euphrat und Tigris wurde bald so viel Reichtum produziert, daß die fremden Nomadenstämme neidisch auf die aufblühenden Großdörfer blickten. Denn im Gegensatz zur alten Heimat am Schwarzen Meer, wo nur verwandte Sippen wohnten, hatten die Ackerbauern hier im Zweistromland nomadische Nachbarn. Die fremden Stämme steckten entweder noch tief in der Urgesellschaft oder erst am Beginn des Patriarchats. Für diese urgesellschaftlichen Nomaden war das Land frei. Sie zogen hindurch, ernteten und jagten, was sie unmittelbar zum Leben brauchten, um in der nächsten Saison wieder hier zu jagen und zu ernten. Die am Schwarzen Meer zur Seßhaftigkeit übergegangenen Flüchtlinge dagegen lebten von Ackerbau und Viehzucht. Die von den Ackerbauern besetzten Gebiete konnten die Nomaden nicht mehr als Jagdgebiete nutzen. Die Ackerbauern begingen also Diebstahl an den Jagdgebieten der Jäger und Sammler. Das schränkte ihre angestammten Jagdgebiete ein, wodurch sie große Teile ihres Nahrungsangebotes verloren. Dieser äußere Konflikt zwischen fortgeschrittenen Sippen mit gezähmtem Vieh und Landbau auf der einen Seite und nomadisierenden Sippen mit Anspruch auf freie Abweidung der Natur auf der anderen Seite, ließ kein friedliches Nebeneinander zu. Die Ackerbauern nahmen schließlich den Nomaden ihr freies Land weg. Also mußte es zum Kampf kommen. Da Raub unter freien Jägern ehrenhafter war, als Arbeiten hinterm Pflug, mußten sich die Despoten und ihre Dorfgemeinschaften bald

der Angriffe der „Barbaren“ erwehren. Krieg wurde nun zum ständigen Begleiter.

Dem begegneten die despotisch geführten Ackerbauern, indem sie ihre Dörfer mit Mauern umgaben. Der Despot lenkte auch diese Arbeiten. Die Bedeutung des Despoten nahm weiter zu, und die Bauern wurden ihm gegenüber immer gefügiger. Bald widersprach niemand mehr seinen Befehlen. Die freie Zeit der Bauern zwischen Aussaat und Ernte wurde immer weniger. Am Ende dieser Entwicklung standen die großen Stadtstaaten Ur, Uruk, Lagasch, Ninive und Babylon an Euphrat und Tigris, und vor allem das pharaonische Ägypten am Nil, das durch seine besondere Lage inmitten von umgebenden Wüsten kaum Raubzüge zu befürchten hatte. Die Prachtbauten Ägyptens zeugen von der despotischen Herrschaft der Pharaonen, die sich immer größere Grabmale bauen ließen, während die Bauern durch den Aderlaß ihrer Söhne an den Prachtbauten immer weiter verarmten.

Waren am Anfang der Despotie die Eigentumsverhältnisse so geregelt, daß die bäuerlichen Großfamilien von ihren kleinen Parzellen lebten und die zusätzlich durch Bewässerung erschlossenen Flächen unter den erschließenden Familien aufgeteilt wurden, wobei der Despot davon seinen Anteil erhielt, wuchsen durch die Macht des Despoten und seiner Lakaien nach und nach deren Anteile, während die tätigen Bauern immer weniger davon hatten, bis irgendwann der Despot zum König und seine Helfer zum Hofstaat wurden. Um unter solchen Bedingungen die Herrschaft über die Bauern aufrecht erhalten zu können, mußte über sie ein gemeinsamer Glaube kommen, der den sich auftuenden Abgrund zwischen beiden Klassen überbrücken konnte, um eine geglaubte Einheit zu errichten. Dafür brauchte der Herrscher Glaubensspezialisten, sogenannte Priester. Die Priester wurden zu den großen Verdummern des Volkes, aber auch zu den ersten Wissenschaftlern, die das Herrschaftswissen für die herrschende Klasse mehrten (wie heutige bürgerliche Wissenschaftler).

Die Herrschaftsform der patriarchalischen Despotie war über mehrere Jahrtausende überaus erfolgreich. Die ersten Despotien entstanden vor 7.000 Jahren in Mesopotamien. Hier wurden die ersten Stadtstaaten gegründet, Ur und Uruk. Die Produktivkräfte nahmen unter dieser Herrschaftsform einen gewaltigen Aufschwung. Der Bewässerungsbau, die Schöpfwerke, die Fruchtbarmachung riesiger Landstriche und die damit zusammenhängende Verwaltung der dazu nötigen Arbeiter, Werkzeuge, Baumaterialien, die Errichtung von Speichern und Wehrmauern, die Produktion von Ackerbaugeräten, Transportwagen, die Entdeckung der Me-

tallerzeugung, der Legierung von Metallen und schließlich die Erzeugung von Bronze begründeten und festigten die Stadtstaaten der patriarchalischen Despotie. Durch diesen Aufschwung der unmittelbaren Produktivkräfte, besonders aber durch die beständig notwendigen Verwaltungsakte des Staates, diese Produktivkräfte zu lenken und zu leiten, wurde eine dritte gesellschaftliche Arbeitsteilung, die in geistige und körperliche Arbeit, zur unbedingten Notwendigkeit.

Die Spezialisierung des menschlichen Denkens auf verschiedenen Gebieten wie Gerätekonstruktion für den Ackerbau oder den Bewässerungsbau, auf die Organisation der staatlichen Verwaltung, auf die Rohstoffverarbeitung usw. hatte eine Konzentration des Denkprozesses auf ein ganz spezielles Problem zu Folge, wodurch das Problem viel tiefergründiger und eben auch schneller durchdacht werden konnte. Da es inzwischen auch Papier und eine Schrift gab, wo Gedanken festgehalten und ausgetauscht werden konnten, entstanden schließlich auch die Wissenschaften wie Geometrie, Mathematik, Architektur und Mechanik.

Der erzeugte Reichtum, dessen Überschüsse zuerst dem despotischen Staate zugute kamen, wurde nicht zuletzt auch zur Verherrlichung der Despotie durch monumentale Tempelbauten und große Standbilder der Herrschenden benutzt. Eine solche Verwendung und Verschwendung des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens spiegelte die Klasseninteressen der herrschenden Schichten wider: Die Erhöhung der Herrschenden gegenüber dem Volk durch kolossalen Prunk, durch machtvolle Mauern und Wehrgänge, durch in den Himmel ragende Bauwerke, also durch mehr scheinen als seien. Die Ideen der Herrschenden bildeten sich zu einer Ideologie aus, die sie zu Göttern stempelte, ihnen alle Genüsse des Lebens zuerkannte und die herrschenden Verhältnisse zu ewigen Verhältnissen erklärte. Indem sie das tat, erniedrigte sie diejenigen, die den Prunk mit ihrer Hände Arbeit erschaffen hatten. Diese geistige Hypnose durch die Herrschenden sollte das Volk in die Demutshaltung zwingen. Als Ventil gegen etwaiges Aufbegehren der Unterdrückten diente die religiöse Erbauung. Sie nahm der Wut die Spitze und vertröstet auf das Leben nach dem Tode.

Bei all dem darf man nicht vergessen, daß die Klassenteilung in Ausbeuter und Ausgebeutete genau jene Triebkräfte freisetzte, die eine wesentlich schnellere Höherentwicklung der Produktivkräfte zur Folge hatte als die Triebkräfte der Urgesellschaft. Die neuen Triebkräfte hießen Neid, Falschheit, Verrat, Mißgunst, Habsucht, Betrug und Versklavung. Der anwachsende Gegensatz zwischen Arm und Reich schürte diese negativen

menschlichen Triebkräfte bis zur Weißglut. Keine Niedertracht war nunmehr groß genug, um eine nicht noch größere zu begehen. Das Streben nach Besitz und dem feinen, faulen Leben eines Reichen wurde ab jetzt zu einem allgemeinen Rennen um die besten Plätze an der Sonne. Und wer diesen Platz einmal erreicht hatte, der gab ihn freiwillig nicht wieder her, weshalb andere Streber wiederum nur mit Falschheit, Mißgunst und Verrat zum Ziele kommen konnten. Ein Wettrennen, das bis heute anhält.

Die Klassengegensätze setzten aber nicht nur neue ekelerregende Triebkräfte frei, sie ermöglichten auch eine Höherentwicklung der menschlichen Kultur. Dies allerdings nur auf der Seite der Reichen und auf Kosten der Armen. Die Reichen versuchten, sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Sie wollten steinerne Häuser mit prächtiger Architektur, Verzierungen, Schmuck, warmem Wasser, Toiletten, Terrassen, Parks, Gärten und für die Abende Unterhaltung, Kurzweil, Ablenkung und erotische Ausschweifungen. All das ließen sie sich bauen oder herbeischaffen. Je prächtiger ein Anwesen, desto neidvoller blickten die Nachbarn. Jeder Luxuswunsch wurde so zu einem Antrieb seiner Erfüllung.

5.4.3. Die Sklavenhalter-Demokratie

Wie gezeigt, existierte bereits in der patriarchalischen Familie der Keim zur Sklaverei im Verhältnis des Patriarchen zu seiner Frau, zu seinen Kindern und deren Angeheirateten. Und mit der Ausweitung von Ackerbau und Handwerk wuchs auch das Bedürfnis der patriarchalischen Familien nach zusätzlichen Arbeitskräften in der Familie. Doch woher kamen diese? Zum einen aus Kriegen gegen fremde Stämme, zum andern aus der Schuldknechtschaft von anderen Familien, die dann ihre Familienangehörigen zur Arbeit verleihen mußten, um die Schulden abzarbeiten.

Besonders geschäftstüchtig zeigten sich hierbei die alten Griechen, die ihre blutsverwandten Nachbarn in die Schuldknechtschaft trieben, sie anschließend versklavten und sich deren Grund und Boden aneigneten. Alles ganz legal nach Recht und Gesetz. Wie konnte es dazu kommen?

Die ersten griechischen Stämme wanderten vor 4.000 Jahren aus dem Norden kommend über den Orient in die Gebiete des Mittelmeeres ein. Sie waren bewaffnete Ackerbauern und hatten in den altorientalischen Despotien des Mittelmeerraumes den modernen Ackerbau mit Bewässe-

rungsbau, eisernen Pflügen und Vorratshaltung kennengelernt. Doch ihre gentile Verfassung mit allgemeiner Bewaffnung verhinderte, daß sie zu Knechten der Despoten gemacht werden konnten. „Während die orientalischen Despotien die neue Produktivkraft Eisen in die despotischen Fesseln ihres Herrschaftswissens legten, konnte in den griechischen Dörfern ohne staatliche Bevormundung der wichtigste Handwerker für die Ackerbauern – der Dorfschmied – sich in der Kunst der Eisenbearbeitung voll entfalten.“¹⁶ Die griechischen Dorfschmiede wurden zu mächtigen Triebkräften der Produktivkraftentwicklung. Sie schmiedeten Pflugschare, Messer, Sicheln, Nägel, Wagenreifen und Beschläge – und immer auch Waffen. Mit diesen Produktivkräften und der militärischen Schulung gentiler Stammesverbände im Blute rangen sie allen Widerstand nieder, der sich ihnen an den Küsten des Mittelmeeres entgegenstreckte und siedelten sich dort für immer an.

Die neuen Produktivkräfte, die sich um die Entdeckung des Eisens herausbildeten, versetzten die griechischen Patriarchen in die Lage, innerhalb einer familiären Einzelwirtschaft die gleichen Ernteerträge einzufahren wie die orientalischen Despotien mit ihrer kollektiven Produktion. Das Privateigentum der griechischen Familie in Verbindung mit der neuen Produktivkraft Eisen stellte einen produktiven Fortschritt gegenüber der orientalischen Produktionsweise dar, die das Staatseigentum zur Voraussetzung einer kollektiven Produktion unter der zentralen Regie eines Despoten hatte. Allerdings mußten die griechischen Familien auf ihren Territorien auch keinen großflächigen Bewässerungsackerbau betreiben. Dafür konnten sie das kleinteilige Handwerk und ihre zentrale Figur, den Dorfschmied, maximal entwickeln.

Mit der Ausdehnung des Handwerks und der permanenten Entstehung neuer Gewerke konnte und mußte der Austausch der produzierten Waren vorangetrieben werden. Eine neue Klasse von Menschen entstand – die Händler und Kaufleute. Die Kaufleute boten sich an, auf eigene Rechnung und eigenes Risiko die Waren der Produzenten über weite Entfernungen zu transportieren, per Schiff, per Wagen, mit Hilfe einer Karawane. Dieses Angebot erlaubte den Produzenten, ohne langwierige Kundensuche ihre Ware sofort an den Kaufmann loszuschlagen, um gleich wieder an die Arbeit gehen zu können, wodurch noch mehr Ware hergestellt werden konnte.

¹⁶ Joachim Herrmann: „Spuren des Prometheus“, Der Aufstieg der Menschheit zwischen Naturgeschichte und Weltgeschichte, Urania-Verlag Leipzig Jena Berlin, 1975

Das Auftauchen von Kaufleuten schürte allseits das Bedürfnis nach Geld, einer allgemeinen Ware, die sich gegen alles austauschte, die selbst einen Wert besaß und leicht transportabel war. Die früher allseits anerkannte Währung Vieh eignete sich dafür nur noch bedingt. Die Griechen erfanden deshalb das Münzsystem. Die ersten Münzen tauchten vor 2.800 Jahren in Kleinasien auf. Die griechischen Städte Aigina, Korinth und Athen begannen vor 2.600 Jahren Münzen zu prägen.

Mit dem Aufkommen des Münzgeldes begann der Handel zu florieren. So wie der Handel florierte, wuchs der Reichtum der Kaufleute ins Gigantische. Mit einer Schiffsladung voll Ware ließ sich mehr Geld verdienen, als in zwei Jahren auf großen Ländereien mit Ackerbau. Vom Handel profitierten zu einem erklecklichen Grade auch die produzierenden Handwerker, während die Ackerbauern so gut wie nichts davon hatten. So kam es, daß in den Sippenverbänden einige Familien immer reicher wurden, während andere verarmten.

Die reichen Familien hatten nun Geld, um ihre Produktion zu erweitern. Was ihnen fehlte, waren Arbeitskräfte. Was lag näher, als dem armen Nachbarn diese Arbeitskräfte abspenstig zu machen. Dazu mußte man ihn nur unter Druck setzen. Seit es Geld gab, war das kein Problem mehr. Der Reiche borgte seinem Nachbarn gütigerweise etwas Geld, mit einem kleinen Zinsaufschlag versteht sich, und etwas später kam er dann weit weniger gütig mit dem Schuldschein in der Hand, um gnadenlos die Schuld einzutreiben. Mit der allseits gültigen Ware Geld ließ sich auch der Kaufmann kaufen, der dem Armen vielleicht noch rettend dessen Waren in Zahlung nehmen wollte. Kurz, die Niedertracht bestimmter Menschen nahm mit der Erfindung des Geldes ungeahnte Höhenflüge.

„Mit der Warenwirtschaft und dem Geld begann nicht nur das Individuum als Produzent und Eigentümer auf den Plan zu treten, sondern auch die Möglichkeit zur Verarmung des Einzelproduzenten, die schließlich zur Knechtung und Versklavung durch einen größeren Einzeleigentümer führen mußte. In der patriarchalischen Despotie bot die Gemeinde als kollektiver Besitzer und kollektives Ausbeutungsobjekt dem Individuum Geborgenheit und ein bescheidenes Maß an Sicherheit am Rande des Menschseins. Die neue Produktionsweise hingegen schleuderte den verarmten Einzelproduzenten auf den Markt der Sachgüter und Waren – in die Sklaverei. Das Menschsein endete nicht erst im Tode, sondern mit dem Verkauf in die Sklaverei. Diese harte Konsequenz bekamen die verarmten griechischen Bauern schon vor 2.700 Jahren zu spüren, vor allem durch den Druck der Stammesaristokratie. Die Heroen und Biedermänner des

Adels aus dem homerischen Heldenepos und deren Enkel erwiesen sich in der Praxis als brutale Herren und Ausbeuter, und Homer, der ihr Leben verherrlichte, war in jener Zeit bei den Volksmassen nicht immer beliebt. Er war ein Adelssänger.“¹⁷

Die alten Griechen führten die Sklaverei in alle Produktionszweige ein. Die Produktionszweige selbst konnten durch die Massen an Sklaven ausgeweitet werden und sich in neue Produktionszweige zergliedern. Bald gab es nicht nur Sklaven auf den Feldern und in Bergwerken, auch in den Zweigen des Handwerks wurden sie unentbehrlich. Selbst das Kunsthandwerk war immer auf der Suche nach Sklaven mit Talent. Die ganz Reichen hielten sich Haussklaven. Der Renner waren gelehrte Sklaven: Philosophen, Dichter, Sänger. Sie unterrichteten die Kinder der Reichen und unterhielten die familiäre Runde am Abend.

Die allgemeine Sklaverei trieb in Griechenland ihre erste Blüte. Jeder und alles konnte versklavt werden. Die Versklavung einst freier Bauern und ihrer Familien wegen Schuldknechtschaft war tagtägliche Praxis. Bald gab es kaum noch freie Bauern. Die Großgrundbesitzer hatten sich alles Land angeeignet und alle Arbeitsfähigen zu Sklaven gemacht. Manche arme Eltern sahen ihre Kinder nach ihrem Verkauf nie wieder. Sie wurden von Sklavenhändlern auf Schiffe verfrachtet und übers Meer in griechische Kolonien oder sonstwohin verkauft. Bald lebten in den griechischen Städten mehr Sklaven als freie Bürger. Für Athen mit 40.000 freien Bürgern wurde die Zahl der Sklaven mit 300.000 angegeben. In anderen griechischen Städten soll das Verhältnis Freie zu Sklaven bei 1:18 gelegen haben. Bei solchen Verhältnissen konnten die Machthaber die Freiheit der Freien natürlich nicht mehr garantieren.

Das militärische Sparta begegnete diesem Problem mit der ständigen Bewaffnung aller Freien und militärischem Drill, der bis zum öffentlichen Abschlachten der stärksten Sklaven durch die in den Militärdienst eintretenden jugendlichen Freien ging. Das war eine Demütigung der Sklaven, die mit dem heutigen „Eliminieren von Terroristen“ durch ferngesteuerte Drohnen vergleichbar ist.

Einen anderen Weg ging Athen unter der Herrschaft des Adligen Solon im Jahre 594 v.u.Z. Solon ließ alle Schulden annullieren, er hob die Schuldknechtschaft auf, er verbot die Versklavung athenischer Bürger und befahl den Rückkauf versklavter einstiger Bürger, außerdem beschränkte er die Größe des Grundeigentums. Das Wichtigste jedoch war

¹⁷ Joachim Herrmann: „Spuren des Prometheus“

die Formulierung des Rechts auf die Freiheit des Testaments. Mit diesem Gesetz machte Solon das Hab und Gut zum wirklichen Eigentum seiner Besitzer. Die Solonischen Reformen erkannten also das Privateigentum als die Grundlage bildend für die athenische Gesellschaftsverfassung an und zugleich sorgten sie für die Freiheit seiner Bürger gegen Versklavung.

Um nun Athen nach der Versklavung fast all seiner Bürger einen Neuanfang zu ermöglichen, ließ Solon eine Verfassung ausarbeiten, die als die erste demokratische Verfassung in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Allerdings schrieben diese Geschichtsbücher wieder die Herrschenden selbst. Die nachfolgenden Herrschenden übernahmen diese Geschichte, ohne daran zu zweifeln, denn eine Krähe hackt der anderen bekanntlich kein Auge aus. Und so kommt es, daß das heute herrschende Bürgertum das Wort Demokratie von früh bis abends im Munde führt und sich selbst als die höchsten Demokraten versteht, ohne dem Volke zu erklären, daß sie nicht von der Demokratie an sich und für andere reden, sondern von der Demokratie für sich selbst, sprich der bürgerlichen Demokratie – einer Demokratie, die das Volk zwar Abgeordnete frei wählen läßt, aber die demokratische Mitbestimmung über Politik und Wirtschaft ihm kategorisch verweigert.

Solons Verfassung teilte die freien Bürger Athens in vier Vermögensklassen ein. Je nach Vermögen fiel das staatliche Amt aus, das die Gewählten begleiten durften. Nur die Reichsten konnten in die höchsten Ämter aufsteigen. Die mittleren Ämter blieben den beiden mittleren Klassen vorbehalten. Die Besitzlosen als vierte Klasse durften in den Volksversammlungen nur ihre Stimme abgeben, aber kein Staatsamt begleiten. Die Besitzenden kauften sich so in den Staat ein, um ihre Interessen als Klasse leichter durchsetzen zu können. Athens Besitzbürger bewiesen damit, daß sie endlich begriffen hatten, wie man herrschen konnte, ohne ständig Gewalt ausüben zu müssen.

Die Demokratie der athenischen Sklavenhalter war eine Sklavenhalter-Demokratie, die die Sklaven als die Masse der in Athen Lebenden von der Demokratie ausschloß, weil sie weder Freie noch Griechen noch überhaupt irgendwelche Menschen waren, sondern einfach nur sprechende Werkzeuge. Die Sklavenhalter-Demokratie hofierte die Großgrundbesitzer und Massen-Sklavenhalter, sie ließ die freien Bauern und Handwerker mitreden, mitdenken und ein bißchen mitregieren, sie schloß hingegen die armen Freien, Tagelöhner und Bettler ganz vom Mitregieren aus und bestand ihnen nur die Abstimmung über Dinge zu, die für den kleinen Kreis der Herrschenden sowieso ohne Belang war.

5.4.3.1. Der sehr spezielle Humanismus der Sklavenhalter

Die Privateigentümerstruktur der griechischen Polis brachte viele gleichberechtigte Individuen hervor, die einander mehr oder weniger feindlich gegenübergestellt waren. Auf den Warenmärkten bildeten sie entweder harte Konkurrenten oder wechselseitige Kunden. Aber selbst als wechselseitige Kunden versuchten sie, einander übers Ohr zu hauen. Der Stärkere bzw. Schlauere setzte sich gegen den Schwächeren durch. Jeder mußte immer mit der Vergewaltigung durch den anderen rechnen. Unter den Sklavenhaltern herrschte latente Angst vor dem anderen Sklavenhalter. Auf der Grundlage des Privateigentums ließ sich dagegen nichts tun.

Doch die Sklavenhalter hatten noch ein weiteres Problem. Die Freiheit auch des reichsten Sklavenhalters endete gewöhnlich an den Grenzen seiner Polis. Über diese Grenzen hinaus lief er genauso Gefahr, versklavt zu werden, wie alle anderen Freien auch. Selbst sein Reichtum konnte ihn dann kaum noch schützen. Durch den wachsenden Austausch der griechischen Städte untereinander und den Austausch mit fremden Ländern wuchs sich dieser Umstand immer mehr zu einem Politikum aus, das gelöst werden mußte.

Das Gesamtinteresse der reichen Sklavenhalter war, sich überall in Griechenland und darüber hinaus frei bewegen zu können und keine Angst haben zu müssen, außerhalb der eigenen Polis eingefangen und in die Sklaverei gezwungen zu werden. Jeder von ihnen hatte also ein Interesse daran, egal woher er kam, egal wohin er wollte, als Mensch anerkannt und als Grieche überall gleich behandelt zu werden. Aus diesem Bedürfnis heraus entstand bei den Sklavenhaltern die Idee des Humanismus. Dichter und Philosophen widmeten sich diesem Thema. Bald sangen sie das hohe Lied vom Menschen, als dem Maß aller Dinge. Sie entdeckten die Stärke der Menschen, ihre Zuversicht, ihren Willen, ihr Können. In der Dichtung forderten Menschen sogar Götter heraus. Zugleich besangen sie auch die Schwächen und die Einsamkeit. Die Philosophen und Dichter dachten intensiv über das Menschsein nach und gelangten zu dem Ergebnis, daß die Menschen nach bestimmten Regeln leben mußten. Diese Regeln sollten menschliche Beziehungen zwischen den Privateigentümern ermöglichen, damit sie wieder friedfertig zusammenleben könnten.

Die Sklavenhalter mit ihren Dichtern und Denkern stellten erstmals moralische Regeln auf, nach denen gleichberechtigte Menschen miteinander umgehen sollten. Indem sie das Besondere des individuellen Menschen, also sich selbst, betonten und seine Selbstverwirklichung in den

Mittelpunkt ihres Strebens rückten, stellten sie die Gemeinschaft auf eine höhere Stufe, denn die Gemeinschaft mußte jetzt das individuelle Besondere auch aushalten. So konnte die Reibung zwischen Individuum und Gemeinschaft zur Triebkraft der gesellschaftlichen Entwicklung werden.

Der antike Humanismus entdeckte von nun an die menschliche Schönheit im Individuum. Dieses neu entdeckte Feld von Schönheit, Kampf und Leidenschaft des individuellen Menschen führte die antike Kunst auf eine solch hohe Stufe, daß sie viele Jahrhunderte später noch die Epoche der Renaissance hervorzubringen vermochte. Die antike Kunst nimmt auch heute noch gefangen, da wo sie die Leidenschaften des Menschen in der Auseinandersetzung mit der Natur oder im Kampf gegen andere Menschen individuell gestaltet hat.

So sehr aber die griechischen Sklavenhalter ihre eigenen zwischenmenschlichen Probleme thematisierten, so wenig kümmerten sie sich um das Leben der Sklaven und Armen. Für sie waren Sklaven keine Menschen, sondern Arbeitsmittel, mit denen sie ihren Reichtum produzierten. Und mit Arbeit befaßte sich ein Sklavenhalter nicht. Sowohl der Humanismus der Sklavenhalter als auch die Demokratie der griechischen Polis waren nichts weiter, als die zur Klassenherrschaft gebündelten Interessen der Besitzbürger. Von einem wirklichen Humanismus war die griechische Polis noch meilenweit entfernt. Aber mehr Humanismus ließ die damalige Produktionsweise auch noch nicht zu. Schließlich lebten alle damaligen Klassen mehr oder weniger von der Sklaverei. Um als Freier leben zu können, mußte man einen anderen Menschen seiner Freiheit berauben, sonst hätte es keine Produktion und also auch keine Freiheit gegeben. Eben das ist der Grundwiderspruch aller Klassengesellschaften: Ein kleiner Teil der Menschheit kann nur auf Kosten eines größeren Teils in angenehmen Verhältnissen leben, ansonsten würden alle gleich materiell beschränkt leben. Dieser Gegensatz von Arm und Reich ist die Haupttriebkraft aller Klassengesellschaften. Somit ist der sehr spezielle Humanismus der Sklavenhalter nur richtig zu begreifen, wenn man die Klassenspaltung dieser Gesellschaft zum Ausgangspunkt aller Betrachtungen nimmt.

5.4.3.2. Rom und das panhellenistische Erbe

Um den Klassengegensatz zwischen Sklavenhaltern und Sklaven auf kleiner Flamme zu kochen, hatten die griechischen Sklavenhalter im Zuge ihres humanistischen Nachdenkens das neue Herrschaftsmittel „Zuckerbrot und Peitsche“ ersonnen. Einigen Sklaven wurden bei besonderem Wohlverhalten bestimmte Vergütungen gewährt, weniger entgegenkommenden Sklaven dagegen die Peitsche oder Schlimmeres gezeigt. Man versuchte die Sklaven zu entzweien und einen Teil an sich zu binden. Trotz allem flammten immer wieder heftige Klassenkämpfe auf.

Ein weiteres Problem des spätantiken Griechenlands war der Niedergang der freien Arbeit. Handwerker und Bauern veramteten, weil die Großgrundbesitzer mit ihren Erzeugnissen die Preise ruinierten und ihre Sklaven auch als Handwerker arbeiten ließen. Es war in all den Jahren auch nicht gelungen, die griechischen Städte zu einer staatlichen Einheit zu führen. Alle drei Probleme waren innerhalb der griechischen Polisverfassung auch nicht lösbar. Die Polis selbst war zur Fessel einer gesellschaftlichen Höherentwicklung geworden. Die Poligrenze behinderte die Reichtumskonzentration der Großgrundbesitzer und der großen Händler. Die einzelnen Stadtstaaten behinderten sich gegenseitig in ihrer Machtentfaltung. Die Kleinstaaterei wiederum lud fremde Herrscher zu Raubzügen förmlich ein.

Erst Alexander der Große vermochte Griechenland 334 v.u.Z. im Panhellenismus zu einen. Allerdings nur gegen den Willen der Stadtstaaten, also mit Krieg statt demokratischen Mitteln. Aber selbst die Einigung Griechenlands war noch nicht die Lösung. Nur die Expansion Griechenlands über seine Grenzen hinaus konnte den inneren Problemen eine Bewegungsform geben, worin sie verblaßten. Alexander zog in den Krieg gegen das große despotische Perserreich. Durch diesen Kriegszug, der im Interesse vieler griechischer Städte lag, einte er in dynamischer vorwärtsschreitender Art die griechischen Stadtstaaten in einem Waffengang, aus dem sich für die einzelnen Heerführer eine Hierarchie ergab, die den obersten Heerführer Alexander zu einem Göttergleichen erklärte, die ihm die Kaiserkrone verlieh, etwas, was es bis dahin noch nicht gegeben hatte. Doch der frühe Tod Alexanders im Jahre 323 v.u.Z. verhinderte vorerst das Kaisertum.

Die Nachfolger Alexanders begannen, sich zu bekämpfen und verspielten somit letztlich das Großreich. Doch nur 280 Jahre später erinnerte sich in Rom Julius Caesar dieser Epoche. Der Stadtstaat Rom hat-

te genau wie die griechischen Städte eine republikanische Entwicklung durchgemacht, die an ihrem Ende durch mächtige Sklavenaufstände erschüttert wurde. Mit der Regierungsform der Republik konnten weder die Sklavenaufstände noch der damit zusammenhängende Niedergang der Sklaverei als Produktionsbasis verhindert werden. Die Sklaverei war im großen Rom um das Jahr 50 v.u.Z. an den Punkt gekommen, wo sie kaum noch Überschüsse über den Unterhalt der Sklaven erwirtschaftete. Ohne eine sichere Produktionsbasis aber hatte Rom über kurz oder lang als Großmacht ausgespielt. Der Grund für den Niedergang war simpel: Die ewigen Kriege Roms gegen die Barbaren wurden ja vor allem darum geführt, einen nie abreißenden Strom an Sklaven zu erbeuten, um sie mit Gewalt für Rom oder in Rom arbeiten zu lassen. Ganz nebenbei vergrößerten die Römer damit auch noch ihr Einflußgebiet. Die brutale Massensklaverei der Römer führte aber dazu, daß die Sklaven keinerlei Interesse an ihrer Arbeit zeigten, daß sie trotz Gewalt immer schlechter arbeiteten, und daß es ihnen letztlich sogar recht war, wenn sie endlich totgeschlagen wurden. Damit war ihre Marter vorbei.

Mehrere Jahrhunderte Sklaverei hatte bei den Sklaven, besonders bei denen, die schon als Sklaven geboren wurden, eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Freiheit und Selbstbestimmung angefacht. Manche versuchten zu fliehen, doch das Brandzeichen wie bei Vieh mußte sie immer wieder verraten. Andere Sklaven vereinigten sich zum Kampf. Doch die Übermacht der Soldaten metzelte sie immer wieder nieder. Langsam aber verbündeten sich immer größere Sklavenmassen, um ihre Freiheit zu erkämpfen oder im Kampf zu sterben. Sklaven hatten schließlich nichts zu verlieren. Die Sklavenaufstände wurden immer mächtiger und hielten monatelang und jahrelang an. Riesige Aufstände gab es in den Jahren 136 bis 132, 104 bis 101 und schließlich 73 bis 71 v.u.Z., der von Spartacus angeführt wurde. Innerhalb weniger Tage schlossen sich zehntausende Sklaven der kleinen Gruppe des Spartacus an. Zwei Jahre hielt Spartacus Rom in Atem. In mehreren Schlachten wurden Dutzende römische Legionen vernichtet. Die Sklavenhalter-Demokratie fand keine Mittel, die Sklavenaufstände zu verhindern und damit ihre innere Produktionsbasis abzusichern.

Julius Caesar als Aristokrat und großer Feldherr glaubte die Antwort auf die Probleme der späten römischen Republik gefunden zu haben. Wie beim Militär, wo es nur einen Feldherrn gab, sollte die römische Republik mit ihrem alles zerredenden Senat in eine straff geführte Monarchie umgewandelt werden. Die Ermordung Julius Caesars durch die Senatoren im

Jahre 44 v.u.Z. kam dem zuvor. Doch der Gedanke war nun in der Welt und der Verfall Roms schritt munter fort. Nur 13 Jahre später bestieg mit Augustus der erste Kaiser den Thron Roms. Mit ihm veränderten sich die Machtverhältnisse und die Staatsstruktur im Römischen Reich.

Augustus führte eine abgestufte Herrschaft über die Sklaven ein. Eine humanere Behandlung sollte dazu führen, daß der Sklave seinen Herren nicht mehr als Feind ansah. Sklaven durften jetzt auch selbst in geringem Maße Besitz haben. Noch wichtiger aber war, daß eine Heeresreform durchgesetzt wurde, wo der Staat große Manufakturen aufbaute, in denen die Sklaven in Gewerken geteilt, Waffen und Rüstungen, Bekleidung, Wagen und Zaumzeug für die römischen Legionen anfertigten. In diesen riesigen Manufakturen herrschten bessere Arbeitsbedingungen, die Teilung der Arbeit war verbreitert, die Arbeitszeiten geregelt, was zu einem breiten Anstieg der Produktivität führte. Das Römische Reich schöpfte wieder Atem. Doch die Lebenskraft des Reiches hing mehr und mehr von der Person des Zäsaren ab. Regierte dieser mit Weitblick, konnten vielerlei Probleme beherrscht werden. Regierte der Zäsar dagegen irrational, kamen zu den bestehenden Problemen schnell noch viele neue dazu. Die Entwicklung Roms verlief nun nicht mehr so stetig wie zu Zeiten der Republik, sondern in einem Auf und Ab von gutem Herrscher und schlechtem Herrscher.

Letztlich konnte aber auch das vom Panhellenismus abgeschautete Zäsaientum die Sklaverei als Produktionsweise nicht mehr retten. Rom zerfiel an der speziellen Form der allgemeinen Arbeit: Für den Sklaven war seine Arbeit eine ihm fremde aufgezwungene Arbeit, eine Tortur, ein Gefängnis, das er nur durch den Tod wieder verlassen konnte. Die Sklavenarbeit selbst hatte aber auch das Leben der freien Bauern und Handwerker Roms unmöglich gemacht. Die Sklavenarbeit war stets billiger als die eigene private Arbeit. Kein Handwerker konnte mit den Produkten aus der Manufaktur eines Sklavenhalters konkurrieren. Bauern und Handwerker wurden zu Paupern, auf Bettelei und Zuwendungen des Staates Angewiesene. Die nun beständig erfolgenden Einfälle und Raubzüge der Barbaren schließlich brachten das Römerreich an sein Ende.

5.4.4. Der Feudalismus

Die Basis des Feudalismus bildet die Vorstellung und die durchgesetzte Praxis des Privateigentums an der Erde. Diese Vorstellung, die eigentlich absurd ist (Wer ist dann der Eigentümer des Mondes, des Sonnensystems oder der Galaxis?), entstand natürlich nicht im luftleeren Raum oder aus einer Laune eines Einfältigen heraus, sondern aus der Tatsache, daß die Natur, die Wiesen und Wälder, die erste Produktionsbedingung für den menschlichen Produktionsprozeß darstellt. Nur indem der Mensch in seiner Arbeit mit der Natur einen Stoffwechsel vollzieht, kann sich der Wechsel des natürlichen Stoffs z.B. Holz in das menschliche Produkt z.B. Tisch vollziehen.

Die auf dem Privateigentum an der Erde basierende feudalistische Produktionsweise selbst konnte sowohl aus der patriarchalischen Großfamilie am Ende der Urgesellschaft als auch aus der patriarchalischen Despotie oder aus der Sklavenhalter-Gesellschaft hervorgehen. Der erste Weg wurde im fernen China beschritten, der zweite Weg in Arabien (speziell Ägypten), der dritte Weg fand in Europa statt.

Am Ende der Urgesellschaft hatte sich die patriarchalische Großfamilie herausgebildet. Der Patriarch stand an der Spitze der Familie. Er war Herr und Eigentümer der Familienmitglieder und des Hauses. Was er noch nicht besaß, das war der Boden. Der war noch ganz Eigentum der Sippe. Doch mit der Ausdehnung von Ackerbau und Viehzucht und der damit zusammenhängenden Bewirtschaftung durch die Großfamilie ging das bewirtschaftete Land langsam in das Eigentum der Familie über. Dies war notwendig, einmal um bei großen Ländereien unnütze Wege zu vermeiden, zum andern, weil jeder Boden spezielle Eigenheiten besitzt, die nur der Bewirtschafter kennt. Aus beiden Gründen ergibt sich schließlich, daß jede Großfamilie ihre Behausung etwa in der Mitte der Wirtschaftsfläche errichtete. Das hatte zur Folge, daß sich die einzelnen Familien nur noch selten begegneten, jede sich weitgehend selbst versorgte und sich langsam aber sicher mit dem Eigentümer des Hauses die Wirtschaftsfläche verband zum Gesamteigentum an Haus und Hof. (Bei den alten Griechen war das anders. Sie bauten alle ihre Häuser in unmittelbarer Nähe zueinander, woraus die Polis entstand, während die Ackerflächen sich rings um die Polis ausdehnten. Hieraus ging auch nicht der Feudalismus hervor, sondern die Sklaverei.)

Wie aus der Urgesellschaft konnte der Feudalismus aber auch aus der patriarchalischen Despotie erwachsen. Hier war der Weg sogar noch

kürzer. In der entwickelten Despotie war der Despot der Verwalter allen Landes. Wenn er seinen Gehilfen davon Land zu deren privaten Besitz vermachte, was am Ende der Despotie problemlos möglich war, weil die Bauern da bereits völlig entmündigt waren, war dies bereits der Beginn einer Lehensherrschaft, wo der König Ländereien vergibt und wieder nimmt, so wie es seinen Machtinteressen entspricht.

Die Feudalismus-Entstehung in Europa war dagegen ein komplizierterer Prozeß. Das Besondere daran war, daß der Feudalismus gegenüber der zuvor herrschenden Sklaverei einen gesellschaftlichen Rückschritt darstellte mit einem Niedergang der gesellschaftlichen Produktivkräfte, der Wissenschaften und der Künste. Dieser absolute Rückschritt war das Resultat aus dem Niedergang der freien Arbeit. Im spätrömischen Reich gab es praktisch keine freien Bauern und keine freien Handwerker mehr. Sie waren alle entweder Kolonen (an die Scholle gekettete Bauern) oder aber zu Landstreichern und Paupern verkommen, weil Arbeit in der Sklavenhaltergesellschaft als nichtswürdig galt. Nur Sklaven arbeiteten. Richtige Menschen hingegen lebten, allerdings von der Arbeit der Sklaven, oder wie die Pauper von den Almosen des Staates. Als der römische Staat von den einfallenden Barbaren zerschlagen wurde (um 400 bis 500 n.Chr.), war die private Arbeit gleichbedeutend mit sklavischer Ausbeutung. Die Landstreicher wurden lieber Landsknechte irgendeines Raubritters, als sich irgendwo auf einer Scholle niederzulassen und Feldarbeit zu betreiben.

Da die private Arbeit¹⁸ während der römischen Sklaverei auf den Hund gekommen war, bedurfte es der urgesellschaftlichen Moralvorstellungen der einfallenden Barbarenstämme und einiger Jahrhunderte, um die menschliche Arbeit wieder als etwas Ehrenhaftes und Erstrebenswertes anzusehen. Dieser Prozeß dauerte etwa 200 bis 300 Jahre. Im 8. Jahrhundert entstand dann mit dem Frankenreich das erste starke feudale Königreich, das wieder stabile Machtverhältnisse in Europa schuf. Für das 10. Jahrhundert läßt sich feststellen, daß überall auf der Welt der Feudalismus die vorherrschende Gesellschaftsordnung geworden war. Nur für Amerika traf das nicht zu. Hier befanden sich die Indianer entweder noch in der Urgesellschaft, besonders in Nordamerika, oder aber in der patriarchalischen Despotie, wie dies bei den Azteken oder den Maya in Süd- und Mittelamerika der Fall war.

¹⁸ Private Arbeit bezeichnet jene Arbeit, die ein freier Produzent mit eigenen Produktionsinstrumenten ausführt.

Der Feudalismus als Produktionsweise und Gesellschaftsformation hatte das Privateigentum an Grund und Boden zur Voraussetzung. Der Boden als bebaute Ackerfläche, als Weideland, als Wasserreservoir oder als Waldfläche bildete dabei ein frei verfügbares Eigentum des Privatbesitzers, der diese Ländereien ablassen, belehnen oder verschenken durfte. Der Begriff Feudalismus ist von dem altlateinischen Wort „feudum“ abgeleitet, das sinngemäß „Besitz auf Zeit“ bedeutet. Das Lehenswesen war die dabei vorherrschende Form des Erwerbs oder Verlusts an Grund und Boden. Der größte Feudalherr, der Fürst oder König, verlieh seinen adligen Untertanen auf Zeit ein Stück Land. Mit diesem Stück Land wurden auch gleichzeitig alle darauf ansässigen Bauern mitverliehen. Das heißt, das Land und die Bauern zusammen bildeten eine Produktionseinheit, die einen bestimmten Wert besaß, entsprechend dem der König seine Wertschätzung gegen den bedachten Adligen zum Ausdruck brachte. Im Gegenzug verlangte der König vom belehnten Adligen unbedingten Gehorsam, militärische Gefolgschaft und oft auch noch einen Tribut von der Ernte. Der belehnte Adlige wiederum lebte von dem Mehrprodukt, das die Bauern erwirtschafteten. Meist war dies ein Sechstel der Ernte. Hinzu kamen noch unentgeltliche Arbeiten zum Ausbau des Adelsitzes und weitere Naturalabgaben.

Da die Bauern an den Boden und ihren Herrn gefesselt waren, nannte man sie Leibeigene. Den Bauern war es meist egal, welcher Adlige gerade ihr Herr war, solange ihre Abgaben gleich hoch blieben. In den Dörfern selbst verlief das Leben seinen stetigen Gang. Hier veränderte sich nicht viel. Ein gewisses Maß an Freiheit hatten sich die Bauern mit dem Gemeineigentum an Wäldern, Teichen und Weiden erhalten. Das hatten sie den germanischen, gallischen und keltischen Barbarenstämmen zu verdanken, die einst das Römische Reich niedergerungen und auf dessen Ruinen ihr eigenes Staatswesen errichtet hatten. Diese Staatswesen waren eine Mischung aus den angestammten urgesellschaftlichen Rechten und dem neuen Römischen Recht. Auf dieser Mischung aus Privatrecht und gemeinschaftlichem Recht bauten die europäischen Dorfgemeinschaften auf, wobei die Bauern ihr dörfliches Gemeineigentum bis zum Anbruch des kapitalistischen Zeitalters gegen alle Angriffe der Herrschenden verteidigen konnten.

Der europäische Feudalismus war in seiner hohen Zeit in viele mehr oder weniger kleine Fürstentümer wirtschaftlich wie politisch zergliedert. Der Landadel zeigte an den Produktionsbedingungen seiner Bauern nicht das geringste Interesse. Dies hatte zur Folge, daß sich die Produktivkräfte

so wenig entwickelten, daß der Feudalismus in das finstere Mittelalter abglitt. Das Wissen verwalteten die Kirchendiener, indem sie es vor dem Volke versteckten. Die Wissenschaften wurden zum Ketzertum erklärt. Der technische Fortschritt beschränkte sich auf individuelle Eingebungen der Bauern oder der Dorfhandwerker. Der Einsatz von Windmühlen oder Wasserrädern war schon der Gipfel des Fortschritts. Jede Bauernfamilie arbeitete für sich allein. Den einzigen Lichtpunkt in dieser dunklen Zeit bildeten die Städte. Doch diese mußten sich mit wehrhaften Mauern umgeben, um sich vor dem Landadel und dem Raubrittertum zu schützen. Als die Feudallasten im Laufe der Zeit die Bauern immer schwerer niederdrückten, versuchten immer mehr Bauern in die Städte ohne Frondienste zu entfliehen. Fron nannten sich die Abgaben der Bauern auf ihren Hof an den sie besitzenden Adligen. Aus dieser Zeit stammt der Satz „Stadtluft macht frei“.

Die Masse der produzierten Güter wurde von den produzierenden Bauernfamilien selbst verbraucht. Der größte Teil des erwirtschafteten Mehrproduktes ging an den adligen Fronherrn. Nur ein kleiner Teil der Güter verwandelte sich in Ware, die auf den Bauernmärkten verkauft oder in weit entfernte Gebiete geliefert wurde. Erst die wachsenden Städte mit ihrem Bedarf an Nahrungsmitteln und tierischen oder agrarischen Rohstoffen förderten Austausch und Handel. Doch bis zum Ende des Feudalismus beherrschte das Land die Stadt, bzw. der Landadel das Bürgertum.

Die Klasse der Bauern hatte alle anderen Klassen gegen sich: Fürsten, Beamte, Adel, Pfaffen, Patrizier und Bürger. Lebten am Anfang des Feudalismus Bauern und Fronherr noch relativ friedlich innerhalb ihres Klassengegensatzes, änderte sich dies mit dem Wachsen der Adelsmacht und seiner Verschwendungssucht. Am Ende der feudalen Blüte beginnen die Bauernkriege zu einer fortwährenden Bedrohung für den Landadel zu werden. Die Ausbeutung der Bauern durch die im Prunk wetteifernden Adligen hatte ein solches Ausmaß angenommen, daß den Bauern nur das offene Aufbegehren und der bewaffnete Kampf oder aber das langsame Verhungern blieben. Die Heere der Bauern stürmten die Adelsitze und verwüsteten sie. Der mittlere Adel wurde entweder ausgerottet, oder aber er stieg ab zu einfachen Beamten der wenigen Fürsten. Einige Adlige schafften auch den Aufstieg zum Fürsten. Einen dauerhaften Sieg über den Adel und die Kirche konnten die Bauern aber nicht erringen, erstens, weil sie zweimal im Jahr säen und ernten mußten, zweitens, weil ihre Kräfte territorial sehr zersplittert waren und sie schon zufrieden waren, wenn sie ihren eigenen Fronherrn zum Teufel gejagt hatten, und drittens,

weil sie sich mit den Plebejern in den Städten nicht einigen konnten, da es kein gemeinsames Klasseninteresse gab.

Überall in Europa waren zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert kleinere und größere Städte ausgehend von den Handelswegen an den Knotenpunkten dieses Handels entstanden. In den Städten übernahmen trotz Gegenwehr der Handwerkerschaft die reichen Kaufleute und Patrizier die Regierungsgeschäfte. Was die reichen Städtebürger mit den Handwerkern und Plebejern verband, war das Streben nach städtischer Unabhängigkeit von Adel, Kirche und Feudallasten. Viele Städte kämpften gegen die Adels Herrschaft. Sie verjagten ebenso die Bischöfe aus den Stadtgebieten und gaben sich eigene Glaubensgemeinschaften ohne Kirchenzehnten und Ablaßhandel. Da weder die eine Seite noch die andere Seite einen endgültigen Sieg erringen konnte, arrangierten sich die Städte mit der Adelsmacht nach dem Motto: In der Stadt regieren die Bürger, außerhalb der Stadt Adel und Geistlichkeit. Das Bildungsprivileg der Kirche zerbrach langsam an den Schulen des Bürgertums und an den Kontoren und Rechnungsbüchern der Kaufleute.

Im 15. Jahrhundert begann das Geld in der Feudalordnung eine immer größere Rolle zu spielen. Alle Klassen und Schichten wurden davon betroffen. Der Kaiser verlor seine feudale Autorität endgültig. Er galt den anderen Fürsten so viel, wie er für seine Wahl an Geld und Gold zu bieten hatte. Die Forderungen der Fürsten stiegen beständig. Daraufhin griffen die reichen Kaufleute in das politische Geschäft ein. Die reiche Kaufmannsfamilie Fugger aus Augsburg kaufte 1519 für Karl V. für 851.918 Goldgulden die Kaiserkrone, wofür sie vom Kaiser die Zugriffsrechte auf die königlichen Bergwerke von Spanien bis Ungarn erhielt.

Große Kaufmannsfamilien brachen in Süddeutschland die Tuchmacher aus den bäuerlich-patriarchalischen Verhältnissen heraus durch die Monopolisierung von Rohstoffhandel, Marktpreisen und Fernhandel. Manufakturen traten an die Stelle bäuerlicher Kleinproduktion. Der Handelsprofit der Fugger & Co. stieg auf die astronomische Höhe von 75 Prozent, während ihre ausgepreßten Opfer familienweise dahinsiechten.

Das revolutionäre Bürgertum formulierte 1525 im Heilbronner Programm die Forderung nach Beseitigung der kirchlichen Ausbeutung, Sicherheit für Kaufmann und kaufmännischen Handel, einheitliches göttliches und natürliches Recht, Abschaffung aller Zölle, Geleite, Ungelder, Auflagen und Steuern der feudalen Herren, sowie einheitliche Münze, Maße und Gewichte im ganzen Reich, Auflösung der Wuchergesellschaften der Fugger, Welser, Hofstetter und anderer.

Jede der mittelalterlichen Klassen hatte ihre eigenen Forderungen. In einer jedoch stimmten alle überein, nämlich der nach der Abschaffung der drückenden Kirchenherrschaft und ihrer Geldsaugerei. Hierin stimmten nicht nur Bauern und Bürgertum überein, sondern auch der niedere Adel wie auch Teile von Hochadel und Fürsten. Die Fürsten hatten dabei die reichen Kirchenländereien im Auge, die ihnen dann zufallen würden, und die großen Geldkisten, die jetzt jährlich nach Rom gingen.

Langsam setzte ein Zentralisierungsprozeß der Macht ein, der (außer in Deutschland) große zentral geleitete Königreiche hervorbrachte, was zumindest zum Teil die Feudallast der Bauern abmilderte und auch ein gewisses einheitliches Recht schuf. Dieser Zentralisierungsprozeß war zum einen durch das Verschwinden des mittleren Adels bedingt, zum anderen durch den wachsenden inneren Handel und den damit verbundenen Aufstieg des städtischen Bürgertums.

Das städtische Bürgertum konstituierte sich mit seinem Drang nach Wissen und technischem Fortschritt mehr und mehr zur Klasse. Die Fürsten erkannten das Bürgertum schließlich als den dritten Stand an, nach Adel und Geistlichkeit. Mit der aber weiter anhaltenden Verschwendungssucht der Fürsten bekamen die fürstlichen Kassen und die Staatskasse immer mehr die Schwindsucht. Die Fürsten suchten nach Geldgebern. Aus den Bauern war nichts mehr herauszuholen, wenn man nicht wieder neue Bauernaufstände provozieren wollte. Blieben nur die Städte mit ihren Patriziern und Handwerkern. Die Fürsten griffen ab Ende des 14. Jahrhunderts immer offener in die gewachsene Selbstverwaltung der Städte ein. Sie erhoben Zölle beim Handel, sie verlangten Abgaben in Geldform, kurz, die Herrschenden dachten sich allerlei Spitzfindigkeiten aus, um an den Reichtum der Städte zu gelangen. Der technische Fortschritt und der damit zusammenhängende Reichtum, der von den Städten ausging, erregten natürlich die Aufmerksamkeit und den Neid des Adels und der Kirche. Dessen wollten sie habhaft werden, zumal diese Reichtumsquelle ganz offensichtlich keine Wachstumsbeschränkung zu kennen schien im Gegensatz zur Fron auf die Bauern. In diesem Prozeß der städtischen Reichtumsproduktion, der Reichtumsumverteilung und der Reichtumsaneignung wuchs das finstere Mittelalter langsam in die Aufklärung und die Renaissance der Antike hinein. Auch einige der Fürsten entdeckten mit der städtischen Reichtumsproduktion ihren Sinn für die Aufklärung und den technischen Fortschritt.

In der Vereinigung der drei Prozesse – Verschwinden des mittleren Adels, Machtentfaltung der Fürsten sowie der beginnende Aufstieg des

Bürgertums zum Träger der städtischen Reichtumsproduktion und des technischen Fortschritts – kam es im 16. Jahrhundert zur Bildung des feudalen Absolutismus. Der Absolutismus wiederum brachte die frühen Nationalstaaten wie England und Frankreich hervor, geeint unter einem absolutistischen König mit vererbbarer Monarchie. Diese großen staatlichen Einheiten waren ihrerseits die Voraussetzung zur Erleichterung des Handels und der städtischen Arbeitsteilung, die dem Bürgertum zu Reichtum, Ansehen und Einfluß auf Fürsten und Kirche verhalfen.

In der Verbindung zwischen städtischer Fernhandelstätigkeit und adliger Vorherrschaft über das Bauernland wuchs ab dem 15. Jahrhundert der absolutistische Feudalstaat bzw. der feudale Nationalstaat hervor, wie er besonders unter Ludwig XIV. in Frankreich zur vollen Entfaltung gelangte. Die Besonderheit des absolutistischen Feudalstaates war, daß durch die Zentralisation der Macht und des Reichtums sich im Zentrum des Reiches immer mehr Prunk entfaltete, während die Provinzen immer weiter ausgesaugt wurden und verfielen. Das vereinfachte den Kampf des revolutionären Bürgertums gegen Königtum und Adel, da sich der politische Kampf auf die Hauptstadt konzentrierte. Die feudalen Nationalstaaten wurden schließlich zur politischen Grundlage der nationalen Erhebung des Bürgertums. Die bürgerliche Revolution begann ihr Haupt zu erheben.

5.4.4.1. Die frühromantische Liebe der fahrenden Ritter

Bei aller geistigen Dumpfheit des feudalen Lebens hinter Schloßmauern und Burgwehrrhöfen entstand gerade in dieser Zeit eine Art der Liebe, die bis heute bewundert und als die einzig wahre verehrt wird. Die Rede ist von der ritterlichen Liebe, die dann im 18. Jahrhundert nochmals als romantische Liebe wiederentdeckt und verklärt wurde. Wie läßt sich diese plötzliche Weichheit der geharnischten Brüder von der fahrenden Zunft erklären?

Vor allem läßt sich die Weichheit damit erklären, daß es hierbei um sie selbst und ihre Gefühle ging. Die Ritter gehörten zum Adel. Adlige durften aber nur Adlige ehelichen. In den meisten Fällen beschlossen schon die Eltern bei der Geburt eines Kindes, wen es einmal heiraten würde. Die Eltern wählten aus rein dynastischen Überlegungen den Ehepartner für das Kind aus. Es ging dabei immer nur um Machterhalt und Macht-

ausdehnung. Bei einer derartigen Verheiratungspraxis blieb den Kindern anfangs nur die Zuschauerrolle und nach Vollzug der Ehe der heimliche Ehebruch.

Die Jugend war schon immer – über alle Klassen und Zeitepochen hinweg – aufmüßig, so auch hier. Der junge Ritter mußte sich zwar – wenn er reich und adlig bleiben wollte – in sein Schicksal fügen, aber sein Protest dagegen war um so leidenschaftlicher. Insgeheim suchte er sich selbst eine Maid, die er verehren und anhimmeln konnte. Die frisch erweckte jugendliche Liebe war stärker als die Machtinteressen seiner Eltern. Je jünger der Ritter war, desto seltener wußte die Angebetete von seinen Sehnsüchten. Die schon etwas gereifteren Ritter dagegen wußten sich nicht nur mit stillen Gedichten zu trösten, sondern sangen frei weg ihre Begeisterung für alle adligen Schönen heraus, die ihren Weg kreuzten. Um Einlaß in ihre Kemenaten zu erhalten, fanden sie sich des Abends unterm Turmfenster ihrer Angebeten ein, um im süßen Mondenschein zum Klang einer Laute munter zu bänkeln. Ach, wie herzerreißend doch die Sprößlinge des Adelsgeschlechts trällern konnten, um dem Triebstau zu frönen.

Bei aller Romantik einer lauen Sommernacht wird bei all dem meist vergessen, daß die ritterliche Liebe unserer Minnesänger meist nur ein Freizeitsport war, um in der ritterlichen Runde zu prahlen oder überhaupt etwas Interessantes erzählen zu können. Denn, wo es heimliche Amouren gibt, da ist die Spannung ihrer Entdeckung meist nicht weit. Für die drängenden körperlichen Bedürfnisse jedoch standen unseren adligen Rittern schließlich die Weiber und Töchter seiner leibeigenen Bauern zur Verfügung. Und auf der Fahrt quer durchs Land nahm der gestählte Ritter sowieso alle Weiber, die am Wegesrand auftauchten, notfalls auch mit Gewalt.

Da unser junger Ritter seinen Geschlechtstrieb also jederzeit an den Niederen der Feudalpyramide stillen konnte, blieb für seine geliebte Maid meist nur die angestaubte platonische Liebe übrig. Besonders, wenn sie schon verheiratet war, und von ihrem Gatten wie ein Schmuckkästchen mit dem Keuschheitsgürtel verschlossen ward. Und spätestens hier hört doch alle Romantik auf.

5.4.5. Der Kapitalismus

Wenn man wissen will, was Kapitalismus ist, muß man zuvor untersuchen, was Kapital ist. Im allgemeinen wird der Begriff Kapital für etwas besonders Großes verwendet, z.B. ein kapitaler Hirsch, ein kapitaless Verbrechen etc. Speziell wird Kapital als eine große Geldsumme aufgefaßt. Hat man sie, ist man Kapitalist. Doch wie groß muß die Geldsumme sein, um Kapital darzustellen? Reichen 1.000 Dollar oder müssen es wenigstens 15 Millionen Dollar sein oder sogar 100 Mio. Dollar? Die Antwort darauf liegt in dem, was man für das Geld kaufen will. Und da wird es kompliziert. Jetzt müßten hunderte oder tausende Beispiele folgen, was man wann und wo für wieviel Geld erwerben müßte, um in den illustren Kreis der Kapitalisten aufgenommen zu werden. Ein Batzen Geld allein reicht offenbar nicht. Hier kann man die einfältige Fragestellung abbrechen, denn sie dreht sich im Kreise, wenn man die Verwandlung von Geld in Kapital rein praktisch erklären will.

Folgen wir hier lieber der unnachahmlichen Art von Karl Marx, wie er den Begriff Kapital in der Neuen Rheinischen Zeitung 1849 erklärte: *„Ein Neger ist ein Neger. In bestimmten Verhältnissen erst wird er zum Sklaven. Eine Baumwollspinnmaschine ist eine Maschine zum Baumwollspinnen. Nur in bestimmten Verhältnissen wird sie zum Kapital. Aus diesen Verhältnissen herausgerissen, ist sie so wenig Kapital, wie Gold an und für sich Geld oder der Zucker der Zuckerpreis ist. Das Kapital ist ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis. Es ist ein historisches Produktionsverhältnis.“*

Also, das Kapital ist ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis, das nur in einer ganz bestimmten historischen Epoche der Menschheitsgeschichte existiert. Wenn Kapital aber ein Produktionsverhältnis ist, welches ist dann seine Gegenseite? Was steht hier zueinander im Verhältnis?

In einem Land, in dem es keine Lohnarbeiter gibt, können sich Berge von Geld türmen, ohne daß es zu Kapital werden könnte. Genau dieses Problem hatten die ersten potentiellen Kapitalisten in Nordamerika. Sie hatten für ihr Geld Maschinen und Rohstoffe gekauft, aber in dem Land gab es nicht genügend Lohnarbeiter, nur Bauern, selbständige Handwerker und Familienunternehmen. Ohne Lohnarbeiter aber können sich weder die Maschine noch die Rohstoffe in Kapital verwandeln. Auch das viele Geld bleibt nur vieles Geld. Dasselbe Problem hatten und haben alle Kapitalisten, wenn sie auf Verhältnisse stoßen, wo alle einer eigenen privaten Arbeit nachgehen und keine Zeit haben, sich für einen Kapitalis-

ten zu verdingen. Damit sich dies umfassend zugunsten der Kapitalisten ändert, gibt es die sogenannte ursprüngliche Akkumulation des Kapitals. In dieser ursprünglichen Akkumulation muß erst der Bauer von seiner Scholle vertrieben, der Handwerker ruiniert oder seiner Arbeitsmittel beraubt, der Familienbetrieb mit seinen mitarbeitenden Familienangehörigen niederkonkurriert oder anderweitig vernichtet werden. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals trieft vor Blut, Schmutz, Niedertracht und staatlicher Willkür. In Europa war sie so schlimm, daß von 1830 bis 1914 über 30 Millionen Europäer nach Amerika und Australien in die Freiheit geflohen sind, um sich dort eine neue selbstbestimmte Existenz aufzubauen. Heute sehen wir die ursprüngliche Akkumulation in China wüten, wo Millionen von Bauern in die Städte getrieben werden, dort zwar Arbeit aber keine Unterkunft mit Bürgerrecht finden. Sie werden zu billigen Wanderarbeitern ohne Rechte, ohne Altersversorgung, ohne Möglichkeit zur Familiengründung.

Lohnarbeit und Kapital gehören also untrennbar zusammen. Sie sind die beiden Seiten, die den kapitalistischen Produktionsprozeß am Laufen halten. Damit ein Mensch zu einem Lohnarbeiter werden kann, muß er erstens frei von eigenen Produktionsmitteln sein, um gezwungen zu werden, mit fremden Produktionsmitteln arbeiten zu müssen; und zweitens muß er juristisch frei sein, er darf also weder an ein Stück Land gebunden sein wie ein Leibeigener oder eines anderen Eigentum sein wie ein Sklave noch anderweitigen fremden Abhängigkeiten und Verpflichtungen unterliegen. Mit der juristischen Freiheit des Lohnarbeiters, den sogenannten allgemeinen Menschenrechten, prahlen die Ideologen des Kapitals, wo immer sie können. Von dem Nichtbesitz an Produktionsmitteln hört man dagegen reinweg gar nichts. Diese spezielle Befreiung von aller Produktionslast haben sich die Kapitalisten aufgebürdet, denn wer die Produktionsmittel besitzt, besitzt auch die Verfügungsgewalt über die Ergebnisse der Produktion.

Aus dem Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital folgt, daß der Lohnarbeiter mit seiner Arbeit das Kapital produziert, das der Kapitalist besitzt. Je mehr er arbeitet, je besser er arbeite, je intensiver er arbeitet, umso mehr Kapital produziert er. Der Lohnarbeiter produziert sein Gegenteil, er produziert seine eigenen Ketten und seine eigene Gefangenschaft. Die Kapitalseite wird also im Fortgang der kapitalistischen Höherentwicklung ökonomisch immer stärker. Aber dieser Prozeß ist ein wechselseitiger. Der Kapitalist läßt im Produktionsprozeß des Kapitals auch immer mehr Lohnarbeiter produzieren, in seiner eigenen Fabrik wie in der allgemeinen

Kindererzeugung aller Lohnarbeiter. Die Klasse der Lohnarbeiter wächst also mit dem Kapital. Und noch mehr: Die Höherentwicklung des kapitalistischen Produktionsprozesses erzeugt zwangsläufig immer modernere Produktivkräfte bis hin zu wissenschaftlichen Forschungen. Die Lohnarbeiter aber müssen dafür ausgebildet werden, die neuen Produktivkräfte und Prozesse zu beherrschen. Das Kapital erzeugt also mit Notwendigkeit eine Lohnarbeiterklasse, die den Produktionsprozeß irgendwann selber in die Hand nimmt, die ihn steuert und lenkt ganz ohne Kapitalisten.

Daß die Klasse der Lohnarbeiter die Produktion selber in die Hände nehmen wird, also das Kapital des Kapitalisten in öffentliches Eigentum verwandeln muß, ist dennoch kein Diebstahl am Eigentum des Kapitalisten. Angenommen ein Kapitalist hat für 16 Millionen Dollar eine Fabrik eröffnet zur Produktion von Baumwollhemden. Von den 16 Mio. Dollar hat er 4 Mio. für das Fabrikgrundstück bezahlt, weitere 4 Mio. für den Bau der Fabrik und weitere 2 Mio. für den Maschinenpark. Um produzieren zu können, kauft er für 2 Mio. Dollar Baumwollstoffe, Knöpfe und Garne. Nun kauft er noch Lohnarbeit zu einem Betrag von 4 Mio. Dollar. Alles zusammen 16 Millionen Dollar für ein ganzes Produktionsjahr. Die Produktion beginnt, und Monat für Monat produziert er Hemden im Wert von 550.000 Dollar, der sich aus den anteiligen Löhnen und Rohstoffen sowie den Abschreibungen auf Fabrik und Maschinenpark zusammensetzt. Auf diese Summe schlägt er einen Mehrwert von 100.000 Dollar auf. Macht zusammen 650.000 Dollar im Monat. Für diese Summe verkauft er seine Hemden sukzessive an einen Großhändler. Am Jahresende hat unser Kapitalist also einen Gegenwert von 550.000 Dollar mal 12 gleich 6,6 Mio. Dollar plus einen Gewinn von 100.000 Dollar mal 12, also 1,2 Mio. Dollar, produziert. Nach dieser einfachen Rechnung hätte unser Kapitalist nach nur einem Jahr von seinen eingesetzten 16 Mio. Dollar bereits 7,8 Mio. wieder hereingeholt. Der Produktionszyklus würde von neuem beginnen, wobei der Kapitalist jetzt nur noch 6 Mio. Dollar investieren müßte, wieder 2 Mio. für die Rohstoffe und 4 Mio. für Löhne, weil Fabrik und Maschinenpark ja bereits vorhanden sind. Sein privates Kapital betrüge jetzt statt 16 Mio. bereits 17,8 Mio. Dollar (1,2 Mio. Profit plus 600.000 Dollar jährliche Abschreibungen). Nach neun Jahren Hemdenproduktion hätte unser Kapitalist bei einer nur einfachen Reproduktion sein eingesetztes Kapital bereits wieder hereingeholt. Von da ab würde er jedes Jahr einen Profit von 1,8 Mio. Dollar einstecken ohne eine Gegenleistung. Im Gegenzug würden seine Lohnarbeiter aber genauso arm bleiben wie eh und je. Aus diesem Grunde wäre es nur vernünftig, wenn

die Lohnarbeiter nach spätestens elf Jahren harter Arbeit sagen würden: Wir haben dir in dieser Zeit nicht nur dein eingesetztes Kapital zurückerstattet, sondern obendrein noch einen satten Profit von vier weiteren Millionen Dollar beschert. Damit ist dein Betrieb mehr als abbezahlt. Ab jetzt übernehmen wir die Klitsche.

Aber wieso kann ein Kapitalist einfach einen Gewinn auf seine Produktion aufschlagen? Er kann es deshalb, weil in der Praxis alle Kapitalisten einen Gewinn aufschlagen, und in der abstrakten Theorie sogar alle den gleichen Gewinn. Wie kommt das? Wenn dem nicht so wäre, würden alle Kapitalisten nur in den Branchen ihr Kapital anlegen, wo die größte Profitrate zu erwarten wäre. Das hieße aber, daß der Kapitalismus als Gesellschaftsordnung nicht funktionieren würde. Jeder Kapitalist sieht seine Arbeit daher als die gleiche an wie jeder andere Kapitalist auch. Also erwartet er auch dieselbe Profitrate wie alle auf sein eingesetztes Kapital. Am Anfang des Kapitalismus lag die Durchschnittsprofitrate bei über 20 Prozent, heute liegt sie vielleicht bei 5 Prozent. Genau das aber macht der Kapitalistenklasse die meiste Angst: Der tendenzielle Fall der Profitrate über die Jahrhunderte hinweg. Irgendwann muß sie gegen Null gehen. Das liegt daran, daß die Profitrate auf das eingesetzte Kapital berechnet wird. Wenn aber die eingesetzte Kapitalmasse durch den technischen Fortschritt immer größer werden muß, muß die Profitrate sinken. Das kann selbst bei steigenden Profiten der Fall sein. Weil dagegen nur zeitweise Wertrevolutionen helfen, wie z.B. in der Computertechnik alle paar Jahre erlebt, ist allein schon damit bewiesen, daß der Kapitalismus eine historisch vergängliche Erscheinung sein muß.

Bleibt die Frage, wie entsteht der Profit? Warum schlagen nicht alle Kapitalisten gleich 200 Prozent auf? Hier muß man sich mit dem Arbeitsprozeß auseinandersetzen, und vor allem erst einmal unterscheiden zwischen den Wesensverhältnissen und den Erscheinungsverhältnissen dieses Prozesses. Marx hat die Dialektische Logik meisterhaft auf diesen komplizierten Sachverhalt angewendet und gelangte zu folgenden Ergebnissen: Da im Kapitalismus alle produzierten Güter als Ware in Erscheinung treten, muß die einzelne Ware die Elementarform des kapitalistischen Reichtums darstellen. Er begann also die Ware im allgemeinen und die kapitalistisch produzierte Ware im besonderen zu analysieren. Heraus kam, daß die Ware in einen dialektischen Gegensatz zerfällt. Auf der einen Seite hat sie einen Gebrauchswert, auf der anderen Seite einen Tauschwert. Der Gebrauchswert hat für den Produktionsprozeß keinerlei Bedeutung. Er muß nur vorhanden sein, damit sich ein Käufer dafür

findet. Der Tauschwert dagegen hat für den Produktionsprozeß elementare Bedeutung. Da Warenproduktion nur dort existiert, wo es eine fortgeschrittene gesellschaftliche Arbeitsteilung gibt, ist der Austausch der Waren sozusagen die Rückkopplung des Teilungsprozesses der Arbeit. Der eine produziert Fleisch, der andere Hemden usw., aber nicht für sich selbst, sondern für andere. Im Austauschprozeß finden die Waren dann ihren Konsumenten. In der Konsumtion erhält sich dann jeder Marktteilnehmer als Lebewesen, allein müßte er verhungern oder erfrieren.

Um einen Tauschwert produzieren zu können, bedarf es eines Produzenten sowie der dafür erforderlichen Rohstoffe, die letztlich immer nur aus der Natur kommen können. Der Produzent muß konkrete Arbeit in den Rohstoff hineinstecken, um daraus etwas Neues entstehen zu lassen. Wenn dieses neue Produkt zur Ware werden soll, muß es auf den Markt kommen, um Käufer zu finden. Wenn aber ein Markt existiert, muß es jede Menge Warenhersteller und Warenkäufer geben. Dies ist die entscheidende Voraussetzung für den weiteren Fortgang der Geschichte. Denn, wenn es bereits die allgemeine Warenproduktion gibt, dann muß das Produkt einen Tauschwert bekommen, um verkauft und gekauft werden zu können.

Spätestens wenn das Produkt auf den Markt geworfen wird, verwandelt sich die in ihm enthaltene konkrete Arbeit in abstrakte Arbeit. Das Produkt bekommt einen Tauschwert und wird zur Ware. Die abstrakte Arbeit heißt deshalb abstrakt, weil sie die qualitative Seite der Arbeit in eine rein quantitative Seite der Arbeit, also etwas objektiv Meßbares, übersetzt. Die Höhe dieses Tauschwertes hängt von der Menge und der Qualität der hineingesteckten Arbeit ab sowie von der Höhe der Arbeitsproduktivität. Auf den Warenmärkten wird also so genau wie möglich von den Verkäufern und Käufern abgeschätzt, wieviel abstrakte Arbeit im Produktionsprozeß der Ware verausgabt wurde. Dieses Abschätzen nach der darin enthaltenen Arbeit ist für die Warenproduzenten schon deshalb von höchstem Interesse, weil sie ja alle selbst nur ihre verschiedenen Arbeiten in den Produkten verausgaben. Keiner will beim Austausch schließlich mehr Arbeit geben, als er in der anderen Ware bekommt. Der Tauschwert spiegelt also immer ein Verhältnis von Menschen in der Produktion wider.

Das Wesensverhältnis „abstrakte Arbeit produziert Tauschwert“ im kapitalistischen Verwertungsprozeß erscheint auf der Oberfläche der kapitalistischen Warenproduktion als „lebendige Arbeit verwandelt sich in vergegenständlichte Arbeit“ im Kapitalbildungsprozeß. Während also der Kapitalbildungsprozeß durchaus zu sehen ist, wenn man ihn denn sehen

will, ist der Verwertungsprozeß des Kapitals dagegen vollkommen unsichtbar. Dieser Wesensprozeß muß erst durch die Analyse der warenproduzierenden Arbeit offen gelegt werden, während der Erscheinungsprozeß der Kapitalbildung bereits offen zu Tage tritt.

Wenn der Kapitalist im Prozeß der Kapitalverwertung immer reicher wird, während der Lohnarbeiter auf der Stelle tritt, fragt es sich, durch welches Wunder sich sein Kapital vermehrt, und wie es zur Profitbildung kommt? Die Vermehrung des Kapitals geschieht durch den beständigen Mehrwert, der im Produktionsprozeß gebildet wird. Aber wie entsteht dieser? Die Kapitalisten wissen es. Sie wissen es ganz genau. Sie können es nur nicht mit den Mitteln ihrer Politischen Ökonomie erklären. Und die Mittel der Marxschen Dialektik scheuen sie wie der Teufel das Weihwasser. Daß sie wissen, wie das geht, belegen die Gespräche der frühen Fabrikbesitzer. Wenn diese sich zu einer feuchtfröhlichen Feier trafen, fragten sie sich gegenseitig ab, wie viele „Hände“ jeder von ihnen beschäftigt. Wer die meisten Arbeiter unter Arbeit setzte, war in aller Regel der Reichste in der Runde. Es sind also die Hände der Arbeiter bzw. die Arbeiter selbst mit ihrem Hirn, ihren Muskeln, Nerven und Sinnen, die den Wert und den Mehrwert produzieren, der in den Waren steckt.

Die wertschaffende Arbeit der Proletarier schafft im Produktionsprozeß nicht nur einen Wert, sondern auch einen Mehrwert und erhält zugleich den in das Produkt übergegangenen Wert der Maschinen, Anlagen und Rohstoffe. Die Lohnarbeiter schaffen täglich dieses Wunder durch eine ganz besondere Eigenschaft, die nur der Lohnarbeit innewohnt. Diese besondere Eigenschaft ergibt sich aus der Tatsache, daß die Lohnarbeit selbst eine Ware ist. Und wie jede andere Ware auch hat die Ware Lohnarbeit einen Wert und einen Gebrauchswert. Die Besonderheit der Lohnarbeit liegt in ihrem Gebrauchswert für den Kapitalisten. Der Lohnarbeiter kann mehr Wert schaffen, als er selbst wert ist. Denn sein Wert bestimmt sich allein aus dem Wert, den er an Lebensmitteln täglich konsumieren muß, um sich und seine Familie am Leben zu erhalten. Die Tatsache aber, daß er vielleicht nur drei Stunden für seine Lebensmittel arbeiten muß, hindert ihn jedoch nicht daran, sechs, acht oder zwölf Stunden täglich zu arbeiten. Wie groß die Differenz zwischen notwendiger und Mehrarbeit wird, hängt von der Arbeitsdauer, der Arbeitsproduktivität sowie vom Geschick des Arbeiters ab. Kurz, der Kapitalist hat mehr zu verkaufen, als er bezahlt hat, obwohl er seine Ware zu ihrem Wert verkauft.

Es gibt zwei Möglichkeiten, wie der Kapitalist die Produktion seines Profits erhöhen kann: einmal durch Verlängerung der Arbeitszeit des Ar-

beiters, oder aber zweitens durch die Intensivierung der Arbeit des Arbeiters oder durch die Intensivierung des ganzen Produktionsprozesses. Im Prinzip verfolgt der Fabrikant immer beide Wege zugleich.

Wir wissen jetzt, wie der Wert und der Mehrwert in die Waren kommt, nämlich durch die wertschaffende Arbeit der Lohnarbeiter. Wie aber verwandelt sich dieser Mehrwert in den Profit des Kapitalisten, wie also realisiert er ihn? Dazu muß man sich den Arbeitstag des Lohnarbeiters ansehen sowie den Kaufs- und Verkaufsprozeß durch den kapitalistischen Fabrikanten.

Der Arbeiter erhalte einen Lohn von 30 Euro pro Tag. Er arbeite acht Stunden. In dieser Zeit verarbeitet er 100 Euro an Rohstoffen und Abnutzung der Maschinen und Werkzeuge. Zugleich gibt der Arbeiter durch seine Arbeit dem Produkt einen zusätzlichen Wert von 10 Euro die Stunde. Nach acht Stunden hat er einen Wert geschaffen von 100 Euro für Rohstoffe und Maschinenabschreibungen plus einen Neuwert von 80 Euro (10 Euro x 8 h) zugesetzt. Gesamtwert der produzierten Ware: 180 Euro. Der Kapitalist zahlt dem Arbeiter davon 30 Euro, und 100 Euro hat er bereits gezahlt an den Rohstofflieferanten und als anteilige Investition in Maschinen und Anlagen. Bleibt ihm ein Überschuß von 50 Euro. Dieser Überschuß ist aber noch nicht der Profit. Noch ist es nur Mehrwert, eine Rechengröße. Um diesen Mehrwert zu realisieren, muß der Kapitalist seine Waren zu dem Gesamtwert von 180 Euro auf dem Markt losschlagen. Den tatsächlichen Marktpreis der Ware aber bestimmt der anonyme Markt. Erst hier zeigt sich, ob für die Ware ein Bedarf besteht, wie hoch dieser Bedarf ist und wie hoch der Verkäufer deshalb im Preis gehen kann. Ist reichlich Bedarf vorhanden, kann der Kapitalist seine Ware höher als zum Gesamtwert von 180 Euro verkaufen. Er macht also einen zusätzlichen Handelsprofit zu dem bereits in der Ware enthaltenen Mehrwert von 50 Euro. Ist der Bedarf gering, muß der Kapitalist mit dem Preis runtergehen. Wieviel, hängt vom konkreten Bedarf ab. Solange der realisierte Verkaufspreis über 130 Euro liegt, macht er Profit. Kann er die Waren nicht zum Preis von über 130 Euro losschlagen, macht er Verlust, dann hätte er mehr in die Produktion gesteckt als herausbekommen. Die Realisierung des Mehrwerts im Profit ist also das Wagnis, das der Kapitalist eingehen muß, wenn er Kapitalist sein will. Die Kapitalistenklasse faßt deshalb den Profit ganz subjektiv als ihren Unternehmerlohn auf. Den Akt des Warenverkaufs bemühten sich deshalb schon bald die Kapitalisten an spezielle Verkäufer abzugeben, die in der Tat den Verkauf als Lohnarbeit erledigen, die allerdings bestens bezahlt wird.

Wenn Lohnarbeit und Kapital eine Gesellschaft dominieren, spricht man vom System des Kapitalismus. Zum Kapitalismus gehört aber mehr als die kapitalistische Produktionsweise. Noch viel mehr ist es eine Reproduktionsweise. Kapitalismus ist ein sich ausdehnender Kreislaufsprozeß auf stets wachsender Stufenleiter. Die tägliche Produktion des Kapitals und der Lohnarbeit produziert für den nächsten Tag die Voraussetzung, daß dieser Prozeß aufs neue beginnen und fortfahren kann. Während aber die einfache Warenproduktion der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen nur die Austauschform Ware gegen Geld und Geld gegen Ware kannte, kurz $W - G - W$, ist im Kapitalismus diese Metamorphose aufgehoben in der Form Geld gegen Ware und Ware gegen mehr Geld, kurz $G - W - G'$. Im ersten Prozeß spielt das Geld die Rolle des Wechslers zwischen zwei verschiedenen Warenformen, z.B. Messer gegen Geld beim ersten Verkauf, und anschließend Geld gegen Hemd bei einem anderen Tausch. Im Kapitalismus dagegen ist die Ausgangsform immer das Geld und die Endform immer noch mehr Geld. Die Ware dazwischen wird nur gebraucht, um diesen Formwechsel vollziehen zu können, um das begehrte Mehr an Geld produzieren zu können. Welche Waren dafür benutzt werden, ist der Kapitalistenklasse völlig egal¹⁹. Wir sehen also hier, daß die Kapitalistenklasse vollkommen ungeeignet ist, die gesellschaftliche Produktion zu lenken und zu leiten, weil es ihr gleichgültig ist, was produziert wird oder gar, ob menschliche Bedürfnisse dabei befriedigt werden. Der Kapitalistenklasse muß also schnellstmöglich die Kontrolle über die Produktion und damit über die Reproduktion des immer wiederkehrenden Falschen entzogen werden.

Der kapitalistische Formenwechsel $G - W - G'$ beinhaltet darüber hinaus ein dem Kapitalismus innewohnendes Phänomen, daß in der Endphase des Kapitalismus mit aller Gewalt zu Tage tritt. Die Rede ist von der absoluten Maßlosigkeit des kapitalistischen Produktionsprozesses. Dieses Phänomen wurde 1969 selbst von der Kapitalistenklasse als Bedrohung erkannt. Damals stellte der Club of Rom erstmals in einem Bericht das Ende des Wachstums zur Diskussion, weil der Planet Erde endlich ist. Hätten die Herren des Club of Rom im „Kapital“ von Marx geblättert, wären sie nicht nur schon früher auf dieses Phänomen gestoßen, sie hätten auch eine wissenschaftliche Begründung dafür erhalten. So aber machen sie „den Menschen“ an sich dafür verantwortlich. Diese geistlose Begrün-

¹⁹ „Der Kapitalist weiß, daß alle Waren, wie lumpig sie immer aussehen oder wie schlecht sie immer riechen, im Glauben und in der Wahrheit Geld, innerlich beschnittene Juden sind und zudem wundertätige Mittel, um aus Geld mehr Geld zu machen.“ Karl Marx: Das Kapital, Bd. I, S. 169

dung hat sich nicht nur bis heute erhalten, sie wird tagtäglich über die öffentlichen Medien weiter verbreitet. Inzwischen ist sie zum Stereotyp verkommen. An allem ist „der Mensch“ schuld. Wenn man wenigstens hinzusetzen würde „der kapitalistisch wirtschaftende Mensch“, aber das würde das System Kapitalismus in Mißkredit bringen. Die neueste Masche der bürgerlichen Medien ist es, an die sogenannten Verbraucher zu appellieren, diese und jene miese Ware nicht mehr zu kaufen, um dem Markt zu signalisieren „Das wollen wir nicht haben“. Abgesehen davon, daß jeder Mensch in seinem Kopf einen kompletten Katalog sämtlicher Warenqualitäten abspeichern müßte, um so zu handeln, letztlich aber die Konsumenten immer nach der Größe ihres Geldbeutels entscheiden, wollen die bürgerlichen Ideologen in Wahrheit von den systemimmanenten Verbrechen des Kapitalismus ablenken und diese Verbrechen den Konsumenten in die Schuhe schieben. Man will die Menschen dazu bringen, sich schuldig zu fühlen. „Ich persönlich bin schuld, daß die Welt so schlecht ist“. Das ist nur die Fortsetzung von dem allgemeinen Singsang „ich bin selbst daran schuld, daß ich keine Arbeit finde“.

Die immer bessere Befriedigung menschlicher Bedürfnisse durch die Produktion ist im Kapitalismus durch die Form $G - W - G'$ außer Kraft gesetzt. Denn diese Formverwandlung hat nicht die Bedürfnisbefriedigung zum Ziel, sondern die Produktion von Geld. Geld ist Ausgangspunkt und Endpunkt der Metamorphosen der Ware. Ein Kapitalist kauft ja nicht, um sich ein Bedürfnis zu befriedigen, er kauft, um zu verkaufen. Er kauft Rohstoffe und Arbeiter, um irgend etwas zu produzieren, daß er dann für mehr Geld, als er eingesetzt hat, verkaufen kann. Seine Befriedigung findet der Kapitalist also nur, wenn er am Ende der Produktion noch mehr Geld hat, als er am Anfang der Produktion bereits hatte. Eine derartige Befriedigung ist eine Befriedigung, die im Prozeß selbst liegt. **Ein solcher Prozeß ist daher endlos** (Marx). Wenn dagegen die Befriedigung durch die konsumierte Ware erfolgt, statt durch das konsumierte Geld, liegt die Befriedigung außerhalb des Produktionsprozesses der Ware und des Geldes. Die Ware wird dem Produktionsprozeß entzogen und verkonsumiert. Damit ist sie aus dem Produktionskreislauf ausgeschieden und der Produktionsprozeß fürs erste beendet.

Da der kapitalistische Formenwechsel $Geld - Ware - Geldvermehrung$ endlos ist, wird die Zirkulation des Geldes als Kapital zum Selbstzweck. Der Prozeß muß also beständig fortgesetzt werden. Denn Kapital kann sich nur erhalten, wenn es beständig den Formenwechsel $G - W - G'$ vollführt. Gerät dieser Formenwechsel ins Stocken, liegt das Kapital für

diese Zeit brach. Es kann sich dann nicht nur nicht als Kapital erhalten, es erleidet sogar einen Wertverlust, da der moralische Verschleiß des Kapitals schließlich fortschreitet. Daher werden von der Kapitalistenseite alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Formenwechsel so schnell als möglich zu realisieren. Jeder Kapitalist strebt danach, den Produktionsprozeß der Waren auf ein Minimum zu verkürzen, damit sich sein Kapital mehrt. Das ganze Interesse der Kapitalisten ist also auf den Verwandlungsprozeß von Ware in Geld gerichtet. All ihre Interessen liegen nur in diesem Prozeß, weil sich in ihm die Verwertung ihrer Kapitalien vollzieht. Der Prozeß wird so zum Selbstzweck. **Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos** (Marx).

Die Maßlosigkeit der kapitalistischen Warenproduktion und deren Endlosigkeit treiben seit einigen Jahrzehnten über alle menschlichen Bedürfnisse hinaus. Die Werbung ist daher zum mächtigsten Hebel zum Verkauf der massenhaften Überproduktion geworden. Sie sorgt seit Beginn des Monopolkapitalismus dafür, daß immer genügend neue Bedürfnisse künstlich erzeugt werden, um damit das Hamsterrad der maßlosen Produktion am Rotieren halten zu können. Doch das Hamsterrad der Produktion um der Produktion willen kann von innen heraus nicht angehalten werden. Nur durch Maßnahmen von außen ist dies möglich. Von der Kapitalistenklasse kann man das natürlich nicht erwarten. Das können nur die Lohnarbeiter als echte internationalistische Klasse tun. Wie, wird sich noch zeigen.

Folgt man den Vorstellungen der bürgerlichen Ideologen, dann ist die Menschheit zum ewigen Wachstum verdammt. Nachdem die Menschheit den Planeten Erde durch die maßlose Produktion ausgesaugt und unbewohnbar gemacht hat, soll sie wie ein Heuschreckenschwarm ins Universum hinausfliegen und dieses wie einst die griechischen Sklavenhalter kolonisieren. Sie springt von Planet zu Planet, um alle auszusaugen. Und in der Tat, das ist die wirkliche Endkonsequenz der kapitalistischen Akkumulation. Wachstum als Fetisch. Aber nicht Wachstum von menschlichen Bedürfnissen und deren Befriedigung, sondern Wachstum von Geld und nochmals Geld. Denn noch mehr Geld ist das einzige Ziel kapitalistischer Produktion. Im Bankenwesen finden die Kapitalisten schließlich die reinste Form der Geldvermehrung vor. Dies ist die Branche, wo sich am billigsten viel Geld machen läßt. Hier ist es aber wie in der Sexindustrie. Nur besonders Privilegierte erhalten Zutritt zu dieser Gelddruckmaschinerie.

Die Maß- und Endlosigkeit des kapitalistischen Reproduktionsprozesses erzeugt neben immer mehr Kapital und Geld auf der anderen Seite

aber auch immer mehr Lohnarbeiter und mit der Höherentwicklung der Produktion auch immer mehr unbeschäftigte Lohnarbeiter. Die relative und inzwischen auch absolute Überzähligmachung von Bevölkerungsteilen, also von Menschen, die keine Chance haben, irgendwann vom Kapital als Lohnarbeiter ausgebeutet zu werden, erzeugt auf der Kapitalseite natürlich das Bedürfnis, diese Leute dauerhaft loszuwerden, um sie nicht weiter alimentieren zu müssen. Wie das auf die brutale Art geht, hat der deutsche Faschismus an den politischen Gegnern, an Kriegsgefangenen, Ausländern und Juden vorexerziert: Vernichtung durch unbezahlte Arbeit. Die sanftere Tour besteht darin, die Unterhaltskosten der Arbeitslosen vollständig auf die in Arbeit stehenden Lohnempfänger abzuwälzen. Das bedeutet, daß die Nettolöhne der Beschäftigten sinken, weil die Steuerlast durch den Staat beständig steigt. Doch dieser Weg löst das Problem für die Kapitalseite nicht vollständig, denn der Kapitalist ist der, der die Bruttolöhne zahlt. Das heißt, in dem Falle teilen sich nur die Lohnarbeiter und Kapitalisten in die Alimentierung der Arbeitslosen. Der Faschismus steht also allerorten in den Startlöchern zur Endlösung an den Überzähligen.

Die Höherentwicklung der kapitalistischen Produktionsweise erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes immer mehr Lohnarbeiter und noch mehr Arbeitslose. Genauso erzeugt sie immer mehr totes Kapital, neue Fabriken und Fabrikrüinen, neue Straßen, Städte und Häfen. In diesem Prozeß verzehrt das Kapital neben der lebendigen Arbeit der Proletarier, Unmengen an frischem Wasser und sauberer Luft, alle Bodenschätze und die jetzt schon seltenen Erden. Zurück läßt es die Abfälle der industriellen Großproduktion: Öle, Schwermetalle, Chemikalien, Dreck aller Art, ja sogar erbgutverändernde künstliche Hormone. Die apokalyptischen Reiter in der Bibel sind die reinsten Engel gegen die Kapitalisten und ihre Hinterlassenschaften.

Von sich aus können die Kapitalisten also nicht aufhören mit der alles vernichtenden kapitalistischen Produktion. Selbst wenn sie es täten, würden sich andere finden (wahrscheinlich jede Menge Arbeitslose), die freudig deren Stellen einnehmen. Die Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise kann nur durch die Aneignung der Entwicklungsgesetze der menschlichen Produktion gelingen. Dies ist die Aufgabe der unterdrückten Produzenten. Im Kapitalismus sind das die Lohnarbeiter. Aber auch das Wissen und Können der Bauern ist dabei gefragt. Sie sind die letzten selbständigen Produzenten, die letzte eigenständige Klasse mit eigenständigen Interessen, die neben den Kapitalisten und Lohnarbeitern im Kapitalismus noch existiert.

5.4.5.1. Der Kapitalismus ist die pubertäre Phase der Menschheit

Schaut man auf den Kapitalismus von oben herab, wie Gott es täte, wenn er im Himmel regierte, dann erschiene die kapitalistische Gesellschaftsordnung als die pubertäre Phase der Menschheit. Schon Marx meinte einmal mit Blick auf die griechische Antike, daß dies die Kindheit der Menschheit gewesen sei. Aus diesem Blickwinkel ist es wie beim Blick auf die Embryonalentwicklung des Menschen: Auch die gesellschaftliche Höherentwicklung der Menschheit muß alle Phasen der Entwicklung eines einzelnen Menschen nochmals durchlaufen, Geburt, Kindheit, Pubertät, Erwachsenenalter, Greisenalter, Tod.

Nur die Grausamkeit eines kindlichen Verstandes konnte so etwas wie die Sklaverei auf der einen Seite und die Demokratie der Sklavenhalter auf der anderen Seite hervorbringen. Kindern geht die Empfindung für das Leid anderer mehr oder weniger ab. Sie können sich in das Leid anderer nicht hineinversetzen, weil ihr Verstand dafür noch nicht entwickelt ist, ihnen fehlt also noch die Empathie. Der Egoismus eines kleinen Kindes ist notwendig, damit es sich gegen alle Widrigkeiten zum Trotz am Leben erhält. Denn es ist vollständig auf die Zuwendungen der Mutter angewiesen. Allein ist es nicht lebensfähig. Trotz ihrer Egoismen handelten die Sklavenhalter menschlich, entsprechend der Höhe ihrer geistigen und emotionalen Entwicklung. Zuvor, in der patriarchalischen Endphase der Urgesellschaft nämlich, wurden die Kriegsgefangenen getötet, oft sogar auf bestialische Weise, so wie dies eben Sieger tun, die von der Richtigkeit ihres Handelns überzeugt sind. Schließlich trachteten ihre erklärten Feinde ihnen nach dem Leben und den Lebensmitteln. Nun aber wurden die Besiegten am Leben gelassen, um sie als Sklaven ohne menschliche Rechte arbeiten zu lassen. Ackerbau und Handwerk verlangten nach Arbeitskräften, weil beide beim damaligen Stand der Produktivkräfte nur so ausgedehnt werden konnten. Der Tausch Leben gegen Arbeit war zunächst für beide Seiten, Sieger und Besiegte, besser als der Tod.

Schaut man sich die Kapitalistenklasse an, so erscheint sie wie eine Herde übermütiger Pubertierender. Keine Idee ist ausgefallen genug, um sie nicht doch mal auszuprobieren, keine Niedertracht zu groß, um den Konkurrenten aufs Kreuz zu legen, kein Spieleinsatz zu hoch im Wettrennen um das goldene Kalb, besonders wenn man mit dem Geld anderer Leute spekulieren kann. Die Kapitalistenklasse ist in jeder Beziehung pubertär. Beständig läßt sie die Muskeln spielen und überschätzt sich dabei genauso beständig selbst. Sie lügt, ohne rot zu werden. Sie betrügt, wenn

es zum eigenen Vorteil gereicht. Sie hält sich an keine Gesetze, wenn es um den Profit geht. Sie schlägt über alle Grenzen, wenn der zu erwartende Profit höher als der Durchschnittsprofit sein könnte. Schließlich begeht sie jedes Verbrechen, wenn sie sich dadurch der Strafverfolgung entziehen kann. Die Kapitalistenklasse kennt kein Verantwortungsbeußtsein, sie anerkennt keine Gesetze, die sie nicht selbst gemacht hat. Die Bourgeoisie ist der Ausbund der Hölle: geldgeil, machtgeil und zu jeder Schandtat bereit. Man könnte nun sagen, so schlimm ist die Jugend aber nicht. Stimmt. Nicht aber, wenn sie schlecht erzogen wurde, wenn sie nie Verantwortung übernehmen mußte, wenn ihr stets alle Verbrechen nachgesehen wurden. Dann ist die Jugend wie die Bourgeoisie: von allen Ketten los.

Der Verstand der Bourgeoisie ist sehr scharf, aber nicht so weit entwickelt, daß sie für die gesamte Menschheit denken könnte. Aber genau das maßt sie sich beständig an. Sie schreibt allen Menschen vor, wie sie zu leben haben, nämlich als Knechte des Kapitals. Die Bourgeoisie regiert in ihren Betrieben wie ein General, was sie sagt, ist Befehl für den Lohnarbeiter. Die Bourgeoisie gibt das Ziel für die gesellschaftliche Entwicklung vor, indem sie über die Produktion allein bestimmt. Ihr gelingt es mit großer Raffinesse immer wieder, ihre eigenen Ziele als die Ziele aller auszugeben. Da die Bourgeoisie mit der Höherentwicklung des Kapitalismus aber zwangsläufig immer dümmer wird, bestallt sie die klügsten Köpfe des Volkes, um sich weiter an der Macht halten zu können. Sie kauft Wissenschaftler, Künstler, Ärzte, Lehrer und Journalisten. Dafür zahlt sie Hungerlöhne an die Lohnarbeiter und in der Dritten Welt. Doch mit dem Verstand der Bourgeoisie ist es wie mit ihrer Schönheit: Beides muß sie sich kaufen, denn in Wirklichkeit ist sie dumm und häßlich. Bis vor 30 Jahren wußten zumindest die allermeisten Menschen, daß die Bourgeoisie, wenn sie schon nicht dumm, aber doch auf alle Fälle häßlich ist. Doch dann hatten die bestallten Klugen der Bourgeoisie eine Idee und erfanden den geflügelten Satz von den „Schönen und Reichen“. Das gelang durch den Trick, daß die eher dümmlichen Laufstegdamen, genannt Mannequins, ab 1985 mit Geld überhäuft wurden. Aus über Kreuz stakenden lebendigen Modeständern wurden über Nacht sogenannte Supermodels. Einige Wenige verdienten nun Millionen. Die frischen Millionärinnen hübschten von da ab die alten und fetten Säcke der Kapitalistenklasse mit ihrer Anwesenheit auf. Seitdem gibt es keine Zeitung und keine Fernsehshow mehr, in der sich nicht Jung und Hübsch mit Alt und Häßlich zu angeblich Schön und Reich verpaart. Ende der 1990-er Jahre

war die gestylte Schönheit dann endgültig mit dem neoliberalen Reichtum verschmolzen. All das konnte nur geschehen, weil die Bourgeoisie seit dieser Zeit von ihrer „Verantwortung für das Gemeinwohl“ durch die bestallten Politiker entbunden wurde. Seitdem weiß die Bourgeoisie mit ihrem Geld nicht mehr wohin. Warum dann nicht ein paar Schönheiten mit Geld überhäufen? Noch dazu, wenn man sich auf so einfache Weise ein schöneres Image verschaffen kann.

Der Verstand der Menschheit wächst. Doch er wächst sehr langsam. Jede neue Generation muß sich das bisherige Wissen der Menschheit erneut aneignen. Die Lehrpläne jedoch werden immer mehr von der Bourgeoisie bestimmt. Das gilt für die Schulen wie die Universitäten. Eigenständiges Denken wird nicht gelehrt. Ein Denken in nicht genehme Richtungen wird unterdrückt, teilweise verfolgt oder unterbunden. Das kapitalistische Denken wird von den Herrschenden in die Gesellschaft getragen, es wird nach Kräften gefördert und verstärkt. Die Völker werden in geistiger Unmündigkeit gehalten. Am Morgen auf Arbeit hört man bei Gesprächen dasselbe, was am Abend zuvor über die Nachrichtensender flimmerte. Eigenes Nachdenken über die Welt findet in der Arbeiterklasse kaum noch statt. Dazu bräuchte sie Zeit, die richtigen Informationsquellen und vor allem eine eigene Organisation, in der die politische Bildung keine Nebensache ist. Freie Zeit aber existiert im Neoliberalismus kaum noch. Die Bourgeoisie hält alle auf Trab, damit niemand zum Nachdenken kommt. Sie lenkt ab, mit Spiel, Sport und dümmlichem Spaß. Sie weiß, wie man ein Volk bei der Stange hält. Seit es kein sozialistisches Gegenstück mehr gibt, werden die Lügen der Bourgeoisie immer dreister. Das könnte ihr zum Verhängnis werden. Es steht zu hoffen.

Der Verstand eines einzelnen Menschen kann ungeahnte Höhen erreichen wie ebensolche Tiefen. Das nennt man in der Statistik Ausreißer. Diese werden in der statistischen Betrachtung eliminiert, weil sie für den Prozeß in der Regel ohne Bedeutung sind. Im Gesamtgedächtnis der Menschheit jedoch sind dies die Meilensteine, die die Menschheit nach vorne bringen. Was wäre die Menschheit ohne Archimedes, Leonardo da Vinci, Karl Marx oder Albert Einstein? Aber selbst, wenn ein einzelner Verstand sehr hoch entwickelt ist, kann der allgemeine Verstand nie höher entwickelt sein als der Stand der Produktivkräfte. Das ist die Crux, und das ist die Hoffnung. Denn die Bourgeoisie als der bewußtlose Träger der Produktivkraftentwicklung ist immer und überall gezwungen, die Produktivkräfte maximal zu entwickeln, um im Konkurrenzkampf zu überleben. Dadurch bringt sie der Menschheit immer mehr Verstand bei. Die

Bourgeoisie ist sich dessen durchaus bewußt, weshalb sie die Verdummungsmaschinerie aus Spiel, Sport und Spaß auf Hochtouren laufen läßt.

Der Verstand der Menschheit wächst durch ihre gesammelten praktischen Erfahrungen im Prozeß der Lebensmittelproduktion. Wenn die Produktionsweise an einen Punkt kommt, wo sie mehr Produktivkräfte vernichtet als neue hervorbringt, schlägt sie um in eine neue fortschrittlichere Produktionsweise. Doch dazu müssen die Produzenten ihre Produktionsweise verstehen und durchschauen. Wenn also die kapitalistische Produktionsweise maßlos und endlos ist, muß sie mit Einsicht in die Notwendigkeit, also mit Vernunft, beendet werden. Zur Vernunft jedoch ist der pubertierende Jugendliche namens Kapitalismus nicht fähig. Es wird also höchste Zeit, daß die Menschheit erwachsen wird und die Produzenten das Heft des Handelns in die eigenen Hände nehmen.

5.4.6. Gefährliche Illusionen der Unterdrückten über den Klassenstaat

Die Teilung der Menschheit in Klassen war das Produkt der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Die Weiterentwicklung in sich feindlich gegenüberstehende Klassen war dann das Ergebnis der patriarchalischen Erbschaftsfolge vom Vater auf die leiblichen Söhne und nicht mehr vom Verstorbenen auf die ganze Sippe. Dadurch kam es zur Reichtumsanhäufung bei einzelnen Großfamilien. Die Trennung in Arm und Reich und die Weitervererbung dieses Zustandes auf die nächste Generation erzeugte eine dauernde Feindschaft, die zu ständigen Kämpfen zwischen Reich und Arm führte. Der Interessengegensatz zwischen beiden Parteien war unüberbrückbar, da ein Ausgleich die gleichmäßige Verteilung des Reichtums unter allen vorausgesetzt hätte. Für die Reichen war aber das maximale Zugeständnis ein Kompromiß, der darin bestand, die Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten schlichten zu lassen von einer dritten Seite, die unabhängig von den Streitparteien sein sollte: Um diese dritte Kraft zu schaffen, mußte eine Institution erfunden werden, die von den streitenden Parteien anerkannt und respektiert wurde. Diese dritte Seite war nun der Staat, eine scheinbar über den Klassen stehende Institution. Da diese Institution materiell unterhalten werden mußte, um „unabhängig“ zu sein, ging dies nur über die Einführung von Zwangsabgaben auf alle Personen in dieser Gesellschaft. Die Steuern waren erfunden. Entscheidungsgewalt

und Steuern sowie das Gewaltmonopol kennzeichnen den Staat. Damit waren die Schwachen aber entwaffnet. Ohne Waffen können die Schwachen nur auf den Edelmut der Richter hoffen. Hoffnung wird so zu ihrem letzten Glauben.

Seit mehr als 5.000 Jahre gibt es nun den Staat. Er ist eine mächtige Institution, für die formal alle Staatsangehörigen gleich zu sein haben. Die Bourgeoisie hatte während der französischen Revolution 1789 auf ihre Fahnen geschrieben: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Sie protestierte mit dieser Losung gegen den feudalen Ständestaat, der das Bürgertum nur als 3. Stand anerkannte nach dem Adel und der Geistlichkeit. Doch der von der Bourgeoisie errichtete bürgerliche Staat setzte an die Stelle der adligen Privilegien nur die neuen Privilegien des Bürgertums. Eine Herrschaft löste die vorherige Herrschaft ab. Die Herrschaft des institutionalisierten Privateigentums blieb unangetastet.

Dem nunmehr ausgebeuteten Proletariat blieb nur der Rechtsstreit. Und selbst die nun nicht mehr leibeigenen Bauern erhielten keinen eigenen Grund und Boden, um als selbständige Produzenten existieren zu können. Die ungelöste Agrarfrage wurde zu einem mächtigen Hebel, um der Bourgeoisie die Massen an Landlosen zuzuführen, die sie als doppelt freie Lohnarbeiter (frei von Boden und Produktionsmitteln und frei von juristischen Abhängigkeiten) zum Ingangsetzen der großen Maschinerie des Kapitalismus dringend benötigte.

Die formale Gleichheit aller vor dem Gesetz ist das große Blendwerk, das der Bourgeoisie die Mittel in die Hand gibt, ihre Herrschaft gewaltlos aufrecht zu erhalten. Es ist eine ideologische Herrschaft, die so lange funktioniert, wie das Bewußtsein der Unterdrückten nicht hinreicht, dieses Blendwerk zu durchschauen.

Ihre wirkliche Herrschaft gründet die Bourgeoisie auf der großen Industrie, die die ökonomische Knechtung des Proletariats tagtäglich reproduziert, indem sie die Lohnarbeiter zwingt, ihre Arbeitskraft an das Kapital zu verkaufen, nur um überleben zu können.

Wenn die Proletarier dagegen aufbegehren, indem sie höhere Löhne, einen Achtstundearbeitstag, eine soziale Absicherung gegen Krankheit und Arbeitsunfälle fordern, dann greift die Bourgeoisie zum Mittel der juristisch-parlamentarischen Verschleppung auf den Sanktnimmerleinstag.

Wenn jedoch die Proletarier sich ermannen und politische Forderungen stellen, zum Beispiel nach einer Interessenvertretung im Betrieb, nach gleichen Löhnen für gleiche Arbeit, nach Lohnanhebungen in der Dritten Welt, nach staatlicher Lenkung der Produktion, nach Entmach-

tung der Banken, nach gleichen Lebensbedingungen in allen Regionen und Ländern, nach juristischer Verantwortung der Kapitalisten bei Entlassungen oder Umweltschäden, dann antwortet die Bourgeoisie mit brutaler Gewalt. Dann erst zeigt sie ihr wahres Gesicht.

Die bürgerliche Demokratie war zweifelsohne ein großer Fortschritt gegenüber dem feudalen Ständestaat, in dem nur die Aristokratie das Sagen hatte. Doch die bürgerliche Demokratie darf nicht mit dem Begriff Volksherrschaft verwechselt werden. Das wäre eine gefährliche, weil naive und lähmende Illusion. Demokratie heißt nicht Volksherrschaft und bedeutet auch nicht Volksherrschaft. Demokratie heißt Herrschaft der Bürger. Im antiken Athen herrschten die freien Bürger der Sklavenhalter über die Sklaven (heute herrschen die Besitzbürger). Sie herrschten auch über die anderen freien Athener, indem sie die Bürgerrechte nach den Steuern einteilten. Die Armen durften keine staatlichen Ämter begleiten. Sie durften nur mit weißen oder schwarzen Steinen über allgemeine Fragen abstimmen. So ist es bis heute. Die Reichen und Mächtigen stellen niemals grundlegende Fragen über die gesellschaftliche Verfaßtheit zur Wahlentscheidung. In Athen ließ man die Armen darüber abstimmen, ob ein neuer Tempel für die Göttin Athene gebaut werden solle oder nicht. Sie wurden nicht darüber befragt, wie hoch die Steuern der Reichen sein sollen und wofür die Steuern zu verwenden sind. Auch heute stimmt in der bürgerlichen Demokratie kein Wähler darüber ab, ob ein Freihandelsabkommen mit einem anderen Staat geschlossen werden soll und was darin zu regeln ist. Denn die äußerlich so adrett wirkende bürgerliche Demokratie ist im Innern in Wahrheit die Diktatur des Kapitals. Um dies zu verschleiern, reden die bürgerlichen Medien auch nicht von der bürgerlichen Demokratie, also der Demokratie einer bestimmten Klassenherrschaft, sondern von Demokratie schlechthin. Dies suggeriert, daß alle anderen Staatsformen keine Demokratien sind, die eigene aber die bestmögliche.

Schaut man auf den Wahlkampf in Amerika, bekommt man eine Ahnung, wie er auch bald in Europa geführt werden wird. Einige wenige superreiche Milliardäre finanzieren den Wahlkampf eines ihnen genehmen Präsidenten. Sie kaufen große Zeitungen, um den Kandidaten von allen Seiten und in allen Zusammenhängen der Tagespolitik im günstigen Licht erscheinen zu lassen. Manchmal nehmen sich die Herren Milliardäre auch gleich heraus, selbst in die Arena des Kampfes um den Präsidentenposten zu steigen, wie die Brüder Charles und David Koch es taten (was von ihnen nicht sehr klug war, denn besser regiert es sich als graue Eminenz

im Hintergrund). Die Rechtsprechung des Obersten Gerichtshofes der USA hat dagegen nichts einzuwenden, wenn einzelne Reiche sich hinter weiteren vorgeschobenen Geldgebern verstecken. Das Geflecht der Finanzflüsse und die legalen Mittel der Verschleierung sind inzwischen so vielfältig, daß da kaum noch Licht ins Dunkel zu bringen ist. Die Macht des Reichtums ist einfach grenzenlos. Je ärmer das amerikanische Volk wird, desto eher lassen sich Teile des Volkes für alles kaufen.

Der Wähler in der heutigen Demokratie hat nur noch die Wahl zwischen Berufspolitikern verschiedener Fraktionen. Indem der Wähler seine Stimme alle fünf Jahre abgibt, hat er seine Stimme in der Zeit dazwischen verloren. Er wird vertreten und zertreten von Lakaien der Bourgeoisie, die die Pfründe ihrer Klasse und ihre eigenen für die nächsten fünf Jahre absichern. Die Vertreter des Proletariats, sofern sie es ins Parlament schaffen, bleiben im Politikalltag Randfiguren, weil die wirklich politischen Fragen nicht im Parlament, sondern in den Hinterzimmern der Macht ausgehandelt werden. Und diese Zimmer liegen oft meilenweit vom Parlamentsgebäude entfernt.

Das einzige, was die bürgerliche Demokratie anzeigt, ist der Bewußtseinsstand des Volkes. Wenn das Proletariat irgendwann einen internationalen Wahlerfolg feiern wird, dann hat sowieso das letzte Stündlein der Bourgeoisie geschlagen.

Alles gesellschaftlich Fortschrittliche und Soziale wurde in harten Auseinandersetzungen der Arbeiterklasse gegen die Kapitalistenklasse erkämpft. Nichts, aber auch gar nichts, wurde der Arbeiterklasse von den Herrschenden geschenkt. Keine gewerkschaftlichen Vertretungen, keine gewerkschaftlichen Pausen, kein Achtstundentag, keine Urlaubstage, keine Lohnfortzahlung im Krankheitsfalle. Auch die Bismarckschen Wohltaten in der deutschen Sozialgesetzgebung waren nur Ausdruck der Angst der Herrschenden vor der Kraft des erstarkenden und sich seiner Kraft immer mehr bewußt werdenden Proletariats. Wenn das Proletariat erst beginnt, die Systemfrage zu stellen, ist es mit der Gemütlichkeit für die Bourgeoisie vorbei. Bismarck wollte schließlich keine zweite Pariser Kommune in Berlin erleben.

Mit dem Klassenstaat ist es wie mit der Ideologie: Die herrschende Ideologie ist immer die Ideologie der Herrschenden, und der herrschende Klassenstaat ist immer der Staat der herrschenden Klasse.

5.5. Der wachsende Gegensatz von Stadt und Land

Mit dem Klassengegensatz entwickelte sich ebenso der Gegensatz von Stadt und Land. Auch er beruht wie der Klassengegensatz auf der Teilung der Arbeit, auch er steht unmittelbar vor seiner Lösung. Die Aufhebung des dialektischen Widerspruchs Stadt – Land kann nur in einer völlig neuen Form der Arbeitsteilung bestehen. Diese Arbeitsteilung wird dann keine gesellschaftliche Arbeitsteilung mehr sein mit ihrer dem Klasseninteresse (Bereicherung einer Klasse durch Ausbeutung einer anderen Klasse) untergeordneten Entwicklungsrichtung, sondern einer Arbeitsteilung mittels individueller und regionaler Kombination der Arbeit. Die Städte werden so wieder mit dem Lande verschmelzen zu einer selbst produzierenden und selbst konsumierenden Einheit. Um die Dialektik dieses Prozesses und seine Negation der Negation in nicht allzu ferner Zukunft zu verstehen, muß man sich der historischen Entwicklung des Widerspruchs Stadt – Land zuwenden.

Die ersten Städte waren aus großen Dörfern der Ackerbauern hervorgegangen. Solche Städte waren Ur und Uruk im Zweistromland. Diese von Ackerland umgebenen Städte wuchsen zu Stadtstaaten empor. Der Grund dafür war, daß große zu bewässernde Ländereien um die Stadt herum lagen, die zentral bewirtschaftet und verwaltet werden mußten und deshalb eines lenkenden Staates bedurften. Diese Stadtstaaten versorgten sich weitgehend selbst mit allem, was zum Leben notwendig war. Sie unterhielten aber auch in kleinem Maße Handelsbeziehungen zu entfernteren Gegenden, wo es bestimmte Nahrungsmittel und Rohstoffe gab, über die man nicht selbst verfügte. Solche Stadtstaaten konnten über viele Jahrhunderte existieren, wachsen und erblühen, solange die erzeugten und getauschten Nahrungsmittel ausreichten zur Ernährung der Bevölkerung. In Peru wurde vor einigen Jahren die 4.600 Jahre alte Stadt Karal ausgegraben. Die Stadtstaatbewohner bauten Baumwolle in großen Mengen an, aus denen sie auch Fischernetze für den Export knüpften. Sie unterhielten Handelskontakte zu Fischerdörfern in mehr als eintausend Kilometer Entfernung. Sie lieferten ihre Netze an die Fischer und tauschten sie gegen Fische und Meeresfrüchte ein. Das Besondere am Stadtstaat Karal war, daß die Stadt über tausend Jahre ohne die Spur einer kriegerischen Auseinandersetzung existierte. Der Grund dafür war simpel: Städter und Fischer hatten ihre gegenseitige Abhängigkeit entdeckt, verstanden und verinnerlicht. Jeder lieferte dem anderen, was der brauchte, aber nicht hatte. So friedlich stellen die bürgerlichen Ideologen auch gern das Wesen des

Kapitalismus dar. Doch der Unterschied ist diametral. In Peru tauschten einfache Produzenten ihre Überschüsse als Ware aus, um das zu bekommen, was sie selbst nicht hatten. Im Kapitalismus dagegen wird gekauft und verkauft, um reicher zu werden. In Karal garantierte diese mehr als tausend Jahre währende Arbeitsteilung allen ein Leben frei von Kriegen und Sorgen. Was wollte der einfache Mensch damals mehr im Leben?

Eine andere Form von Städten erbauten die Griechen. Ihre Städte waren aus nah beieinander gebauten Häusern von bäuerlichen Großfamilien hervorgegangen, die ihre Felder dagegen außerhalb ihrer gemeinsamen Häuserformation angelegt hatten. Durch das Fehlen eines Despoten und seiner Beamten hatten sich die griechischen Bauern ihre Entscheidungsfreiheit bewahrt und damit auch den Sinn für gemeinsames wie selbstbestimmtes Handeln. Die freien Bauern wurden durch die Ausbeutung der Arbeit der Sklaven reich, womit der Reichtum in den Dörfern wuchs und damit der Wunsch nach großen gemeinschaftlichen Bauten, Tempeln, Kunst- und Lehrinrichtungen. Bei der Kolonisation fremder Landstriche bauten die Griechen ihre neuen Städte gleich nach einem einheitlichen Plan, wobei ein zentraler Platz, Tempel, Gymnasium, Sportplätze und Theater immer den Kern einer Stadtbildung ausmachten. Auch die griechischen Städte waren mit den umliegenden landwirtschaftlichen Flächen hauptsächlich Selbstversorger. Handel und Fernhandel spielten aber schon eine größere Rolle, zumal die griechischen Kaufleute bereits echte Chrematistiker waren, das heißt Leute, die die Erwerbskunst als Bereicherungskunst betrieben. Die politische und ökonomische Einheit einer griechischen Stadt bestand in der Gleichheit ihrer freien Bürger. Die herrschenden Gesetzmäßigkeiten bestimmten sie für ihre Stadt selbst.

Die Städte im Feudalismus waren ökonomisch alle vom Land mit seinen adligen Großgrundbesitzern abhängig. Politisch dagegen gab es zwei Formen von Städten: die vom Adel und ihrer Gesetzesmacht abhängigen Städte und die freien Städte, die sich ihre Freiheit gegen den Adel im Laufe der Zeit erkämpft hatten. Zur mittelalterlichen Stadt gehörte meist der Sitz eines adligen Grundherrn oder eines großen Kirchenherrn, zu dessen Füßen die Stadt errichtet war. Die freien Städte dagegen bestimmten selbst über die Person des Kirchenvertreters. Die mittelalterliche Stadt war das Zentrum des Handwerks. Mit den unterschiedlichsten Gewerken versorgten die Städter ihren adligen Herrn und die umliegenden Dörfer. In der Zunftordnung war ganz genau festgelegt, wie die einzelnen Handwerker ihrer Arbeit nachzugehen hatten. Wer sich nicht dran hielt, mußte die Stadt verlassen. Die Zunftordnung zementierte die Vorrechte der

ersten Handwerker der Stadt. Neuankömmlinge konnten dagegen nichts unternehmen. Mit der Zeit wurden die Zünfte zu einer Fessel für den wirtschaftlichen und auch gesellschaftlichen Fortschritt. Um sich gegen den Adel zu behaupten, verbündeten sich die Städte untereinander. Nur anerkannten Königen und Fürsten wurden die Stadttore geöffnet. Der Fernhandel zwischen den Städten machte die an den Handelsrouten liegenden Städte enorm reich. Hier konnte sich bald eine Pracht entfalten, die es durchaus mit der des Adels und manchmal auch der Kirche aufnehmen konnte. An diesen Knotenpunkten des Handels bildeten sich langsam die Bedingungen für den späteren Kapitalismus heraus. Am Ende des Mittelalters reichten einige Städte wieder an die Größe und Pracht der antiken Städte und der Städte der patriarchalischen Despotien heran.

Die großen Städte der zentralisierten absolutistischen Feudalherrschaft wurden zu Zentren der bürgerlichen Revolutionen. Die bewaffneten Bürger der Residenzstadt verjagten den König und seinen Hofstaat und die staatliche Macht war in ihren Händen. Das Problem dabei war nur, die Macht so zu gebrauchen, daß der König mit seinen Truppen nicht wiederkommen konnte. Letztlich war aber um 1800 überall in Europa die Zeit reif für eine neue höhere Form der gesellschaftlichen Produktion. Selbst Teile des Adels hatten das eingesehen und wechselten die Fronten.

Die bürgerliche industrielle Revolution schließlich machte den revolutionären Umschwung unumkehrbar. Die neue große Maschinerie trat an die Stelle der handwerklichen Zünfte und der bäuerlichen Selbstversorgung. Die schnell wachsenden kapitalistischen Städte machten sich das Land untertan. Die Städte wurden jetzt Dreh- und Angelpunkt der Produktion und des Handels und versorgten das ganze Land mit hochwertigen Waren. Der Austausch wuchs mit der noch schneller wachsenden Spezialisierung der Gewerke. Was früher in einer einzelnen Zunft oder Manufaktur hergestellt wurde, zergliederte sich jetzt in viele Zulieferer, die alle nur einen einzelnen Teil herstellten. Die Arbeitsteilung nahm einen rasanten Aufschwung und mit ihr der Austausch und der Transport. Die Städte wuchsen zu Industriestädten von unvorstellbarer Größe heran und breiteten sich ungezügelt in das Land hinein aus. Diese großen Städte bestimmen den Puls der ganzen Gesellschaft.

Wie zu sehen, entwickelte sich der Gegensatz zwischen Stadt und Land mit der Entwicklung der Arbeitsteilung, des Austauschs und dem Bevölkerungswachstum. Die Städte entwickelten sich zu Zentren der Kultur, der Wissenschaft, des Handels und der Künste. In derselben Weise degenerierte das Land zum Hort der Reaktion, der Religion, der

Abgeschiedenheit und der Borniertheit. Dieser Widerspruch droht heute sowohl die Städte als auch die dörflichen Ländereien zu vernichten. Die Städte werden zu Slums von Millionen Hungerleidern und Entrechteten, die dörflichen Gemeinden lösen sich – der Bevölkerung beraubt – wieder in verwilderte Natur auf. Die Probleme der Trennung von Stadt und Land werden sehr bald so groß sein, daß auch in die noch reichen Städte des Westens Hunger, Seuchen und unkontrollierbare Gewalt rasant Einzug halten. Die durch die Klassenteilung und die Arbeitsteilung herbeigeführte Trennung von Stadt und Land muß überwunden werden. Nur so kann die Versorgung aller Menschen mit Nahrungsmitteln gesichert und der Konzentration der Landwirtschaft wie der Auslaugung der Böden nachhaltig entgegengewirkt werden.

5.6. Die Bevölkerungsgesetze der Klassengesellschaften

Das Wachstum menschlicher Populationen hängt generell von folgenden Faktoren ab: Lebenserwartung, Kindersterblichkeit, Ernährungsmöglichkeiten, allgemeine Gesundheit und den Möglichkeiten zur Ausdehnung des Lebensgebietes. Darüber hinaus gibt es Faktoren, die einzig und allein von der Erfindungsgabe des Menschen abhängen sowie von seiner sozialen und wirtschaftlichen Einsicht in zukünftige Notwendigkeiten. Daraus folgt, daß jede Gesellschaftsformation, also Urgesellschaft, patriarchalische Despotie, Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus und Kommunismus, jeweils eigene Populationsgesetze hervorbringt.

In der Urgesellschaft, speziell dem Matriarchat, war es so, daß das Wachstum der Bevölkerung von den Erwachsenen und Alten sehr genau beobachtet wurde. Dem Bevölkerungswachstum kam in dieser Gesellschaftsordnung die zentrale Bedeutung zu. Das wichtigste Ziel war immer, die Sippe bzw. den Stamm auf keinen Fall kleiner werden zu lassen, nicht zuletzt durch soziale Steuerung der sexuellen Aktivitäten, wie entsprechende Verteilung der Nahrungsmittel, Wechsel von Gruppenehe zu Paarungsehe²⁰ und umgekehrt, Verhütung bei zu jungen und zu alten

²⁰ Die Paarungsehe entstand in der Urgesellschaft aus der Gruppenehe. Hier ist bereits die individuelle Geschlechtsliebe in Anfängen entwickelt, die auf einen einzelnen Geschlechtspartner fixiert ist und andere mehr oder weniger vom Geschlechtsakt ausschließt. Sie setzt bereits einen gewissen Grad an Individualitätsentwicklung voraus, woran sie sich ja schließlich festmacht. Mit der fortschreitenden Individualisierung differenzierten sich auch die äußeren Erscheinungsbilder der Menschen aus, woraus die individuellen Vorlieben für den einen oder die andere entstanden. Da diese Vorlieben rational nicht erklär-

Sippenmitgliedern. Wenn das nicht gelang, wurde mit anderen Stämmen über Zusammenschlüsse oder Kooptierung Fremder verhandelt. Die Bewahrung einer Mindestanzahl an Individuen war für die Fortpflanzung und die Zeugung gesunder Nachkommen extrem wichtig. Da das Wachstum der Populationen in der Urgesellschaft nur langsam bis mäßig vor sich ging, konnte langfristig über die notwendigen Maßnahmen nachgedacht werden. Wenn also eine Population über das Maß ihres Nahrungsmittelangebots hinauswuchs, gab es immer mehrere Möglichkeiten. Die einfachste war die Abgabe von Sippenmitgliedern an andere Sippen. Die schwierigste Möglichkeit war sicher das Auswandern von zwei halben Generationen in noch unbewohnte Gebiete. Was auch immer entschieden wurde, die Entscheidung war wohl überlegt und wurde von allen getragen, weil es allen um das Wohl und das Überleben der nächsten Generationen ging.

Die patriarchalische Despotie war bei Erreichen ihrer vollen Entwicklungshöhe die erste Ausbeutergesellschaft in der Menschheitsgeschichte. Es existierten mindestens zwei entgegengesetzte Klasseninteressen. Der Gottkönig und seine Priester brauchten ein stets wachsendes Volk, damit ihr Reichtum wachsen konnte. Die arbeitenden Bauern wiederum brauchten Nachwuchs, damit sie im Alter versorgt waren. Das Wachstum der Despotie hing aber immer von den Ernteerträgen ab, weshalb eine kultische Verehrung der Sonne und des Wassers das geistige Band bildete, das Bauern und Despoten einte. Einige Despoten verfügten bereits über stehende Heere, die sowohl zum Schutz der eigenen Despotie als auch zum Raub von Sklaven zur Bewirtschaftung der eigenen Felder dienten. In diesen ersten Ausbeutergesellschaften existierte keine gesellschaftliche Gesamtplanung der Bevölkerungszahl. Die Despoten wuchsen also wild oder fielen irgendwann auseinander.

Die auf Sklaverei basierenden griechischen Stadtstaaten wuchsen vor allem durch die kriegerische Eroberung fremder Arbeitskräfte in der hellenistischen Epoche. Da die Sklaven keine Bürger, sondern nur sprechende Werkzeuge waren, fiel ihre Zahl aus der Betrachtung der Bevölkerungsentwicklung heraus. Die Sklaven waren Arbeitsmittel, die Nah-

bar waren und mit der weiter fortschreitenden individuellen Entwicklung des Menschen offenbar auch immer mehr Sippenmitglieder erfaßten, wurde die individuelle Geschlechtsliebe so lange toleriert, wie nicht die Existenz der ganzen Sippe auf dem Spiel stand. Dennoch ist anzunehmen, daß die individuelle Geschlechtsliebe zu dieser Zeit eben nur eine Vorliebe war, die den Verkehr mit anderen Sexualpartnern niemals komplett verhinderte. Wie gesagt, das Matriarchat schaute sehr genau hin auf die Beziehungen innerhalb der Sippe. (Der Begriff Paarungssehe wurde von Lewis Henry Morgan bei seinen Forschungen zu den Verwandtschaftsbeziehungen der nordamerikanischen Indianerstämme Mitte der 19. Jahrhunderts eingeführt.)

rung benötigten, und die sich selbst vermehren konnten ohne Zutun der Sklavenhalter. Die Lenkung der Bevölkerungszahl in den griechischen Städten war darauf gerichtet, die Zahl der Sklaven gegenüber der Zahl der freien Bürger nicht zu stark anschwellen zu lassen, um sie ständig im Zaume halten zu können. Dennoch betrug die Zahl der Sklaven immer ein Mehrfaches der Zahl der freien Bürger. Administrative Entscheidungen der Stadtoberen brachten hier ab und an die Verhältnisse wieder etwas ins Gleichgewicht, indem man zum Beispiel nicht alle erbeuteten Sklaven an einen Ort verkaufte, oder Umsiedlungen vornahm, oder Vorschriften erließ, wo sich Sklaven nicht aufhalten durften. Da die Sklaven in der Mehrzahl geraubte Menschen aus fremden Gebieten waren, bedeutete das im Kern nur eine Umverteilung der Weltbevölkerung. Insgesamt ist für die Sklaverei-Epoche zu konstatieren, daß die Sklaven an eigenen Kindern kein Interesse hatten, weil sie ihre Kinder nicht als Sklaven sehen wollten, die griechischen freien Bürger dagegen je nach Geldbeutel stark an genügend Nachkommen interessiert waren.

In der Epoche des Feudalismus, wo regelmäßig Millionen Menschen durch Unterernährung, Überarbeitung, Krankheit und Seuchen dahingerafft wurden, gab es nirgendwo ein Nachdenken über die Kontrolle des Bevölkerungswachstums. Die Bevölkerung wuchs, also mußten entsprechend das Haus, der Hof, das Dorf, die Stadt erweitert, notfalls dazu Wälder gerodet werden. Ging die Bevölkerung zurück, standen Haus, Hof und Dorf eben leer, bis sich hier wieder jemand ansiedelte. Die Welt war noch groß genug, um alles Bevölkerungswachstum aufnehmen zu können.

Der Kapitalismus schließlich war die erste Gesellschaft, die Menschen am Fließband produzierte, und zwar Menschen als Lohnarbeiter oder von Lohnarbeit abhängige Menschen. Während die Ursprüngliche Akkumulation des Kapitals freie Bauern erst in Bettler und dann in Lohnarbeiter verwandelt hatte, also noch keine zusätzliche Bevölkerung schuf, änderte sich das, als der Kapitalismus auf eigenen Beinen zu stehen begann. Von nun ab produzierten und reproduzierten sich die Lohnarbeiter im Gleichschritt mit der Kapitalakkumulation: Liefen die Geschäfte der Kapitalisten gut, stellten sie zusätzliche Lohnarbeiter ein. In den meisten Fällen waren es junge, sexuell aktive Lohnarbeiter. Da sie Arbeit gefunden hatten, gründeten sie Familien, bekamen Kinder. Das Wachstum der Lohnarbeiter erzeugte Nachfrage nach allem. Die Kapitalisten investierten, um die neue Nachfrage zu decken. Dies erzeugte noch mehr Nachfrage nach Lohnarbeitern. Wenn die kapitalistische Produktionsweise eine

planvoll gelenkte Produktionsweise wäre, würden Produktionswachstum und Bevölkerungswachstum Hand in Hand gehen. Die kapitalistische Produktionsweise ist aber eine Produktionsweise der absoluten Anarchie. Hier ist niemand (im damaligen Kapitalismus der freien Konkurrenz), der lenkt und leitet. Jeder Kapitalist produziert auf eigene Rechnung, jeder gewinnt auf eigene Rechnung, jeder verliert auf eigene Rechnung. Eine Verständigung untereinander ist ausgeschlossen. Schließlich gönnt niemand einem anderen einen Vorteil. Doch mit der Anarchie der Produktion muß es irgendwann zu einer Wirtschaftskrise kommen, und seit 1832 ereignen sich regelmäßig alle fünf bis zehn Jahren gewaltige Überproduktionskrisen, aber nicht etwa, weil zuviel produziert worden wäre, sondern weil durch das Streben nach Maximalprofit die kauffähige Nachfrage regelmäßig einbricht. Die Lohnarbeiter haben einfach nicht das Geld, all die produzierten Waren abzukaufen. Ihre kargen Löhne reichen kaum für das Lebensnotwendige. Aber trotz Hungers und Elends geht nun trotzdem nicht die Bevölkerungszahl drastisch nach unten, wie das zuvor der Fall gewesen war, obwohl viele Alte und Schwache sterben. Es findet eine stete Verjüngung des Proletariats statt und damit eine Erhöhung der sexuellen Aktivitäten. Die aller Freuden des Lebens Beraubten haben nur noch eines, einen jungen zähen Körper und die Lust auf Leben. Es geschieht das Unfaßbare. Diese Ausgestoßenen produzieren Kinder wie die Karnickel. Es ist das einzige, was sie noch mit menschlichem Anstand tun können. Die stillgelegten Fabriken haben sie ansonsten zum Nichtstun verdammt. Einige Kapitalisten hängen sich auf oder springen aus dem Fenster. Es sind aber zu wenige, um das Wachstum der Bevölkerung wieder zu verringern. Der Kapitalismus produziert schließlich mit der Gewalt eines Naturgesetzes eine überzählige Bevölkerung, die in Konjunkturzeiten wieder abnimmt, um in Krisen um so schneller wieder anzusteigen. Seitdem der Kapitalismus in seine monopolistische Phase getreten ist, produziert er eine absolute, überzählige Bevölkerung, die in keinen Konjunkturzeiten jemals wieder verschwinden wird.

Schaut man sich das Wachstum der Weltbevölkerung an, so ist zu erkennen, daß seit 1830 eine regelrechte Bevölkerungsexplosion stattgefunden hat, wobei sogar noch die Zuwachszahlen bis 1980 laufend zugenommen haben, also in der Tat von einer Explosion gesprochen werden kann. Das seit 1980 stagnierende Weltbevölkerungswachstum hat die Welt weitgehend China zu verdanken. Dennoch bleibt das Gesamtwachstum ungebrochen. Eine derartige Entwicklung kann nicht mehr hingenommen werden. Die Ablösung des Kapitalismus ist also auch aus dieser Sicht die

unmittelbarste Aufgabe der weltweiten Menschengemeinschaft. Die neue sozialistisch-kommunistische Lebensweise bietet nicht nur einen Ausweg aus diesem Dilemma, sondern bringt den Frauen auch wieder ihre Selbstbestimmung zurück, die sie mit dem Aufkommen der patriarchalischen Klassengesellschaften verloren haben.

5.7. Die entfremdete Arbeit

Der Marxsche Begriff der entfremdeten Arbeit bringt das Dilemma aller Ausbeutergesellschaften auf den Punkt: Diejenigen, die arbeiten, erwerben nicht; und diejenigen, die erwerben, arbeiten nicht. Die Mühsal des einen wird so zur Freude des anderen, der gegenseitige Haß der antagonistischen Klassen damit endlos. Die entfremdete Arbeit stellt somit den Gordischen Knoten dar, in dem alle Widersprüche der bisherigen Klassengesellschaften unlösbar miteinander verwoben sind. Die Zerschlagung des Gordischen Knotens, also die Lösung des Problems der entfremdeten Arbeit, muß deshalb zur Hauptaufgabe einer zukünftigen klassenlosen Gesellschaft werden. Der freudlose Untergang des gewesenen Sozialismus jedenfalls war die Quittung für die andauernde Ignorierung dieses Problems. Alle anderen Ursachen für das Scheitern des „real existierenden“ Sozialismus waren demgegenüber nur von sekundärer Natur.

Mit dem Fortschreiten der Vergesellschaftung der Produktion nimmt die Kompliziertheit im Ausbeutungsverhältnis zu. Während der Sklave die ihm gegenüber tretende fremde Macht des Sklavenhalters durch das Gewicht seiner Ketten noch direkt spürte, glaubt der einzelne Lohnarbeiter, frei in seinen Entscheidungen zu sein. In Wahrheit jedoch ist er fester ans Kapital geschmiedet, als der Sklave an seine Fesseln. Der Lohnarbeiter ist zwar als Individuum frei, er kann gehen, wohin er will. Doch mit der Allgegenwart des Kapitalismus trifft er überall nur auf kapitalistische Verhältnisse. Wo immer er auch hingehet, muß er Arbeit finden, um überleben zu können, und alle Arbeit, die er finden kann, ist Lohnarbeit. Noch schlimmer: Während der Sklave in seinem vielleicht 14-stündigen Arbeitstag 8 bis 10 Stunden aufwenden mußte, um seine eigenen Lebensmittel zu produzieren, dagegen die Mehrarbeit von nur 4 bis 6 Stunden an den Sklavenhalter fiel, ist es im modernen Kapitalismus umgekehrt. Durch die hohe Arbeitsproduktivität arbeitet ein moderner Industriearbeiter bei einem Achtstundentag je nach Branche und Stand der Arbeitspro-

duktivität vielleicht noch 1 bis 2 Stunden für sich selbst, also für seinen Lohn, aber 6 bis 7 Stunden für den Kapitalisten.

Die menschliche Produktion war und ist eine rein gesellschaftliche Produktion. Es kann nirgendwo auf der Welt weder einen allein lebenden Menschen noch einen einzeln produzierenden Menschen geben. Das Gemeinschaftliche ihrer Produktion entfleuchte den Produzenten aber mit der Arbeitsteilung und noch mehr mit der Entwicklung der Warenproduktion aus ihrem Bewußtsein. Und das ist bis heute so geblieben. Nur über den Austausch ihrer Waren stellt sich der gesellschaftliche Gesamtzusammenhang wieder her.

Was sind die Gründe der entfremdeten Arbeit und was ihre Folgen? Der Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat veränderte die Eigentumsverhältnisse durch die neue Erbschaftsfolge vollständig, die von der gemeinsamen Sippe auf die leiblichen Kinder des Patriarchen überging. Über kurz oder lang mußten so verschiedene Klassen von Menschen entstehen, die sich in der Hauptsache durch Besitz oder Nichtbesitz von Produktionsmitteln voneinander unterschieden. Die juristische Anerkennung des Privateigentums an Produktionsmitteln durch den inzwischen entstandenen Klassenstaat schrieb die Trennung eines Teils der Produzenten von den Produktionsmitteln schließlich fest. Damit war eine dauerhafte Trennung der Produzenten von ihren Produktionsmitteln herbeigeführt. Dies ist der Grund für die Entfremdung der Produzenten von ihrer Arbeit und vom Produkt ihrer Arbeit.

Die Folgen der Entfremdung jedoch sind sehr viel verzweigt. Sie sind auf Seiten der Produktion wie auf Seiten der Konsumtion zu finden. Genauso zeigen sie sich bei den Arbeitenden wie bei den Nutznießern, also den Eigentümern der Produktionsmittel, sprich den Aneignern fremder Arbeit, den Unterjochern der menschlichen Arbeit.

Der patriarchalische Despot, der Sklavenhalter, der Feudalfürst und auch der Kapitalist bestimmen über die Ziele der Produktion. Sie sagen, was produziert wird und wieviel davon produziert wird. Der Bewässerungsbauer, der Sklave, der Leibeigene und der Lohnarbeiter haben zu machen, was ihnen vom Produktionsmittelbesitzer gesagt wird. Widerreden werden bestraft. Die Arbeitenden gehen die Produktionsziele nichts an, sie sind von allen Entscheidungen darüber vollständig ausgeschlossen. Da sie ausgeschlossen sind, machen sie sich darüber auch keine Gedanken. Ihnen wird es egal, was sie produzieren und wie sie produzieren. Diese Entfremdung von ihren Arbeitsbedingungen wird immer stärker mit der Fortentwicklung der Ausbeutergesellschaften. Im Kapita-

lismus erreicht sie ihren Höhepunkt. Der Lohnarbeiter will nicht wissen, was er produziert und für wen er produziert. Ihn interessiert nur, wann die Arbeit beginnt, wann sie endet, wie hoch der Lohn ist, auf welche Verfehlungen es Lohnabzüge gibt und weitere ihn persönlich betreffende Bedingungen wie Arbeitsweg, Art der Arbeit, Vergünstigungen, Urlaubstage etc. pp. Die Bedingungen seiner Arbeit sind durch die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse weitgehend festgelegt. Um was er sich selbst kümmern muß, ist seine Qualifikation, die der Arbeit entsprechen muß, wobei auch diese von den gesellschaftlichen Verhältnissen bestimmt wird und ermöglicht werden muß.

Die Entfremdung des Arbeiters ist aber eine doppelte. Ihm ist nicht nur seine Arbeit fremd und das Produkt seiner Arbeit, ihm sind auch die Produkte anderer Produzenten fremd. Ihn kümmert es nicht, wer die Lebensmittel hergestellt hat, die er täglich verzehrt. Ihn interessiert auch nicht, wie diese Lebensmittel hergestellt wurden. Ihn interessiert nur, kann er sich diese Lebensmittel für seine Lohnsumme leisten oder nicht. Wenn er dennoch über all das nachdenkt, denkt er nicht als Lohnarbeiter darüber nach, sondern als Mensch. Damit hat er sich quasi schon über seinen Lohnarbeiterstatus erhoben, in den er durch das Kapitalverhältnis erniedrigt wird.

Die Entfremdung schlägt aber genauso auf der Seite der Kapitalisten zu. Einen Kapitalisten interessiert es noch weniger als den Lohnarbeiter, was er produziert, oder besser gesagt, produzieren läßt. Ihn interessiert nur, ob er seine Waren mit Profit losschlagen kann und wie hoch der Profit ausfallen wird. Das Schlimme darin ist, daß der Kapitalist als der große Lenker der Produktion erscheint, als der Vorausahner zukünftiger Bedürfnisse stets bedürftiger Menschen, als der Wohltäter an der Welt, er in Wirklichkeit aber die größte Destruktivkraft der gesamten kapitalistischen Warenproduktion ist. Der „freie Markt“ schließlich muß dann den anonymen Zauberer geben, der Angebot und Nachfrage wieder in Einklang bringt, allerdings immer auf Kosten der Lohnarbeiter, die von ihrer Arbeit freigesetzt wurden, und einer völlig sinnlos vernutzten Natur, und auch nur, indem der Markt nur die zahlungsfähige Nachfrage anerkennt, niemals aber das menschliche Bedürfnis.

Die Entfremdung der Produzenten von ihrer Arbeit und ihrem Arbeitsprodukt nimmt mit dem Fortschreiten der gesellschaftlichen Entwicklung, insbesondere der einfachen Warenproduktion zur kapitalistischen Warenproduktion, immer groteskere Formen an. So wie der Tauschwert der Waren zwangsläufig das Geld erzeugen muß, der allgemeinen gegen

alles eintauschbaren Ware, so setzt sich das Geld als allgemeine Ware wie eine überirdische fremde Macht den Produzenten entgegen. Das Geld erzeugt diese fremde Macht nicht, es ist nur das erscheinende Resultat einer sich immer mehr vergesellschaftenden Produktion. Die Kapitalistenklasse schließlich mit ihrem absoluten Drang nach Maximalprofit treibt die Vergesellschaftung der Produktion durch die Konzentration und Zentralisation des Kapitals auf die Spitze. Dem einzelnen Produzenten stellt sich eine ganze Welt der maschinellen Großproduktion entgegen, die ihn vernichten will, wenn er nicht ständig den Kampf gegen diese Welt aufnimmt. Bei all dem ist für den Einzelnen in diesem Prozeß keine Entwicklungsrichtung erkennbar, da die kapitalistische Produktionsweise keinem menschlichen Plan folgt. Und dennoch muß der Produzent sich immer wieder in den Kampf stürzen, nur um täglich seine Lebensmittel aus dem großen kapitalistischen Produktions- und Verteilungsprozeß herausziehen zu können. Ähnliches gilt für den produzierenden Kapitalisten. Nur daß der nicht so flexibel wie der Lohnarbeiter von einer schlecht laufenden Branche in eine besser laufende wechseln kann. Daran hindert ihn sein in der Fabrik steckendes fixes Kapital.

Die Entfremdung des Menschen von seinen eigenen Lebensgrundlagen erreicht im hochproduktiven Kapitalismus einen Punkt, wo die Lohnarbeiter zu der Ansicht gelangen, daß die weitere Steigerung der Produktion keinen Sinn mehr hat, weil damit keine wirklichen menschlichen Bedürfnisse mehr befriedigt werden. Sie empfinden ihre Arbeit als sinnlos, sie empfinden eine weitere Produktionssteigerung als sinnlos. Das ist der wahre Grund für die Zunahme des Phänomens Burnout. Die Lohnarbeiter arbeiten nur noch, weil sie Geld zum Lebensunterhalt verdienen müssen. Die kapitalistischen Manager greifen inzwischen auf Methoden des real existierenden Sozialismus zurück – kollektive Beratungen vor der Produktion, öffentliche Wettbewerbstafeln, Neuererbewegung; aber auch auf typisch kapitalistische Anreize wie Gewinnbeteiligungssysteme oder Aktienaussgaben. All diese Methoden münden aber letztlich in einer noch größeren Entfremdung, da der Grundwiderspruch des Kapitalismus²¹ dadurch sogar noch weiter verschärft wird. Der private Profit, der aus dem kapitalistischen Produktionsprozeß gezogen wird, verhindert ein gesellschaftliches Gegensteuern. Denn die Profitverwendung, also die

21 Der Grundwiderspruch des Kapitalismus besteht im Widerspruch zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und der privaten Aneignung seiner Produktionsergebnisse durch die Kapitalbesitzer. Dieser Grundwiderspruch ist dann gelöst, wenn die Produzenten wieder selbst die Kontrolle über die Produktion übernommen haben. Dazu muß jedoch das Kapital als sich beständig reproduzierendes Produktionsverhältnis überwunden werden. Das aber können die Lohnarbeiter nur selber tun.

Investitionsrichtung, obliegt allein privaten Interessen. Darum ist der kapitalistische Entwicklungsprozeß (ohne revolutionäres Eingreifen der Arbeiterklasse) erst dann an seinem ökonomischen Ende, wenn alles, jeder Grashalm, jedes Luftmolekül, jeder Wassertropfen und jedes Lebewesen zu Kapital geworden ist. Dann aber wird alles Leben auf der Erde erloschen sein.

6. Der Kapitalismus und seine Entwicklungsstufen

6.1. Kapitalismus der freien Konkurrenz

Ein Kapitalismus, in dem jeder gegen jeden konkurriert, war der (theoretische) Urzustand des Kapitalismus und scheint noch heute der Idealzustand aller bürgerlichen Ideologen zu sein. Nicht zuletzt deshalb konnte der Thatcherismus ab 1978 nicht nur in England fröhliche Urständ feiern. Eine wirklich allseitig freie Konkurrenz hat es nie gegeben. Immer waren einige Patrizierfamilien durch ihre Handelsbeziehungen und durch Geldverleiher gegenüber einfachen Manufakturbesitzern ökonomisch im Vorteil. Dennoch kann man sagen, daß der Kapitalismus, nachdem er überall seine ursprüngliche Akkumulation durchgemacht hatte, oder wie Marx sagte, als „das Kapital von Kopf bis Zeh, aus allen Poren blut- und schmutztriefend zur Welt gekommen“ war, in seinem Anfang politisch und ökonomisch eine vorwärtsweisende Gesellschaftsordnung gewesen ist. Nur so konnte das bornierte Mittelalter überwunden werden.

Folgen wir Karl Marx weiter, der wie kein anderer den Kapitalismus von Grund auf begriff und die freie Konkurrenz noch am eigenen Leibe zu spüren bekam. Im Kommunistischen Manifest singt er 1848 die Lobeshymne auf die Bourgeoisie. Hier sein Lied: *„Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt. Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose bare Zahlung. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlverordneten Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene unverschämte direkte dürre Ausbeutung gesetzt. Die Bourgeoisie hat alle bisherigen ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet.*

Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt. Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt. (...) Erst die Bourgeoisie hat bewiesen, was die Tätigkeit der Menschen zustande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzüge. Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse zu revolutionieren. (...) Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen anderen aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehn. Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen. Die Bourgeoisie hat durch die Exploitation des Weltmarktes die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugung befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen Produktion, so auch in der geistigen. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur. Die Bourgeoisie reißt

durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehn wollen, sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzuführen, das heißt Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde.“

Diese Sturm- und Drangphase der bürgerlichen Produktionsweise stülpte wirklich alle überkommenen Verhältnisse um. Kein Land der Welt konnte sich dem entziehen. Der freien Konkurrenz mit ihren wohlfeilen Preisen waren keine Fürstentümer, keine Königreiche und kein Indianerdorf gewachsen. Die Bourgeoisie verstand es, die wunderbarsten Dinge zu produzieren, und das in einer Qualität und zu einem Preis, dem niemand etwas entgegenzusetzen hatte. So breitete sich die kapitalistische Produktionsweise rasch über die ganze Weltkugel aus. Doch der Kapitalismus der freien Konkurrenz gelangte schnell an seine eigenen Schranken. Denn so wie er auf der einen Seite die Produktionskosten beständig drückte, genauso beständig erzeugte diese Kostenreduktion in allen Handelsnationen eine Absatzkrise nach der anderen, weil genauso beständig die zahlungsfähige Nachfrage auf Seiten der Konsumenten einbrach. Denn der bis ins Detail geplanten Produktion in den einzelnen Fabriken stand immer die absolute Anarchie der kapitalistischen Produktion in ihrer gesellschaftlichen Gesamtheit gegenüber. So wie der einzelne Kapitalist die Löhne seiner Arbeiter zu drücken versuchte, genauso forderte derselbe Kapitalist von den anderen Kapitalisten, daß diese die Löhne ihrer Arbeiter erhöhten, damit sie in die Lage gesetzt würden, die Waren desselben Kapitalisten abkaufen zu können.

Die Mittel zur Profitsteigerung der Kapitalistenklasse waren zugleich die Mittel, die die einzelnen Lohnarbeiter zur Klasse formten, und als Antwort auf den Klassenkampf von oben diese zum Klassenkampf von unten zwang. Kapitalisten und Lohnarbeiter wurden sich ihres unversöhnlichen Gegensatzes immer stärker bewußt. Auf die Ausbeutung und Unterdrückung in der einzelnen Fabrik antworteten die Arbeiter mit einer Vereinigung innerhalb der Fabrik. Auf die gesetzlose Ausbeutung mit bis zu 20 Stunden pro Arbeitstag antworteten die Arbeiter mit der Gründung von Gewerkschaften, die vor allem für eine gesetzliche Festlegung der

Arbeitszeit kämpften. Auf die staatliche Unterdrückung von Streiks antworteten die Arbeiter mit dem politischen Kampf zur staatlichen Anerkennung vereinter Gewerkschaften als legitime Interessenvertretung des gesamten Proletariats. Sie erkannten bald, daß der politische Streik ihre mächtigste Waffe zur Durchsetzung ihrer Gesamtinteressen war. Denn nur der politische Streik stellt die Frage nach der Existenzberechtigung des Kapitalismus. Und nur davor haben die Kapitalisten als Klasse wirklich Angst.

Die Freiheit der freien Konkurrenz verteidigen die Kapitalisten immer dann, wenn sie selbst am längeren Hebel sitzen. Freier Handel ist nichts anderes als freier Schacher. Das Konkurrenzprinzip lautet hier: Wer am meisten betrügt, gewinnt. Da im Kapitalismus alles auf gegenseitigen Abmachungen beruht, also auf Schacher, nimmt es nicht wunder, wenn die kapitalistische Gesellschaft die Juristerei zu ihrer politischen Grundlage erklärte. Das freie Aushandeln eines Kontraktes mit der anschließenden Unterschrift verpflichtet die beiden Seiten nicht etwa zur Einhaltung dieses Kontraktes, sondern nur die juristisch nicht weit genug abgesicherte Seite. Wer die besten Juristen auf seiner Seite hat, ist fast immer der Gewinner.

Die kapitalistisch produzierte Ware ist die Grundlage der kapitalistischen Produktionsweise und der darauf bauenden kapitalistischen Lebensweise. Die Ware existiert aber immer doppelt: einmal als Warenkörper und einmal als angezeigte Preissumme. Wenn eine Ware verkauft wird, findet immer ein Stellenwechsel zwischen der Ware und dem dafür zu zahlenden Preis statt. Der Käufer bekommt die Ware, der Verkäufer das Geld. Im Gegensatz zum Warenkörper aber sieht man dem Geld nicht an, wie es entstanden ist: ob durch ehrliche Arbeit, durch Schenkung, durch Sklavenarbeit, durch Zinswucher, durch Betrug, durch Raubmord oder aber durch ein Darlehen, einen Kredit, einen Aktienhandel oder einen Aktienschwindel. Im Kapitalismus der freien Konkurrenz fragt niemand danach. Hauptsache der Geschäftspartner ist liquid. Doch die neuen noch papiernen Formen des Geldes erlauben plötzlich den Betrug auf ganz großer Stufenleiter. Was ist der Raub in einer Bank gegen die Gründung einer Bank? Der junge Kapitalismus bot ganz andere Möglichkeiten zur Bereicherung als alle Ausbeutergesellschaften davor. Den Höhepunkt erleben wir gerade im heutigen Neoliberalismus. Sogenannte verbrieft Wertpapiere haben sich zu finanziellen Massenvernichtungswaffen ausgewachsen, die ganze Staaten, ja ganze Kontinente in den finanziellen Abgrund treiben. Mit ihnen wird aus Schulden durch Einpacken in Gold-

papier ein Wertpapier gemacht, von dem nur der Einpacker weiß, was drin steckt. Der Differenz zwischen Inhalt und aufgeklebtem Preisschild sind dabei keine Grenzen gesetzt. Es hängt also nur von der Phantasie des Verpackers ab, welchen Preis er dem Inhalt gibt. Nirgendwo fallen Wert und Preis einer Ware weiter auseinander als bei solchen Verbriefungen.

Die hochgelobte freie Konkurrenz des noch freieren Kapitalismus soll dafür verantwortlich sein, daß die Preise der Waren sinken, die Qualität der Waren steigt, die Profite nicht in astronomische Höhen schnellen und irgendwie ein mäßiger Ausgleich zwischen allen beteiligten Parteien stattfindet – also zwischen Kapitalisten, Grundeigentümern, Hausbesitzern, Lohnarbeitern, kurz Käufern und Verkäufern. All das ist leider nur Schein, wie alles, was man im Kapitalismus zu sehen bekommt. Die Wahrheit ist eine andere: Die Konkurrenz senkt nicht die Preise, erhöht nicht die Qualität, verhindert keine astronomischen Profite und mäßigt auch nicht die gegeneinander kämpfenden Parteien. Die Wahrheit ist: Die Konkurrenz hat auf den Wert (nicht den Preis) der Waren gar keinen Einfluß. Da allein die Lohnarbeiter den Neuwert einer Ware produzieren, der vergangene Wert dagegen nur einfach übertragen wird, steht auch nur der Neuwert zur Verfügung, der unter die einzelnen Parteien aufgeteilt werden kann. Das heißt, eine Warenwelt, die zu 30 % aus vergangenem Wert besteht (Abschreibungen für Gebäude und Maschinen, Rohstoffe, Energie, Arbeitsmittelverschleiß etc.) und zu 70 % aus Neuwert (in Lohn ausgelegtes Kapital plus Mehrwert), kann in einer Produktionsperiode, z.B. ein Jahr, auch nur zu diesem Neuwert verzehrt werden. Mehr Konsumtion ist nicht möglich, weil nicht mehr da ist. Weniger Konsumtion ist dagegen sehr wohl möglich, und davon wird auch rege Gebrauch gemacht. Denn es müssen auch diejenigen konsumieren, die nichts produzieren, also Kinder und Gebrechliche, und eben auch all jene Sorten von Kapitalisten, die sich nach der Produktion auf die Lohnarbeiter stürzen wie Miethaie, Versicherer, Stromanbieter, Lebensmittelhändler oder auf die produzierenden Kapitalisten wie Bankiers, Grundstücksbesitzer und Aktienbesitzer. Alle wollen ihren Anteil vom produzierten Neuwert haben. Und wenn der gesamte Neuwert aufgegessen wird, kann im nächsten Produktionsjahr nur wieder so viel produziert werden wie im Jahr davor. Um eine Erweiterung der Produktion vornehmen zu können, muß also auch noch ein Teil des Neuwertes dafür aufgespart werden. Doch wenn diese erweiterte Reproduktion durch „Verzicht“ einmal in Gang gesetzt worden ist, wirft sie einen stets wachsenden Neuwert ab. Aus dieser Betrachtung der Wesensbeziehungen, also der Werte der Produktion, ist genauso ersichtlich, daß

es dem Neuwert egal ist, wie er zwischen Arbeiter, Kapitalist und Rentier aufgeteilt wird. An seiner Größe ändert sich dadurch gar nichts. Und da sich an seiner Größe nichts ändert, können die Preise in ihrer Gesamtheit nur in ihrer Zahlendarstellung sinken oder steigen, das eine wäre dann Deflation und das andere Inflation. Am Wert dagegen würde sich nichts ändern, denn nach dem Wertgesetz ist die Summe aller Preise stets die Summe aller Werte.

Wie wenig die freie Konkurrenz auch in der Wirklichkeit keinen Einfluß auf die Preise hat, zeigt folgende Annahme: Wenn der kapitalistische Markt die zahlungsfähige Nachfrage einer Gesellschaft abbildet, dann können bei einer nicht gesättigten Nachfrage die Warenproduzenten Preise nach Belieben verlangen. Es hängt dann nur vom Geldbeutel und dem Bedürfnis des potentiellen Kunden ab, ob er kauft oder nicht und zu welchem Überpreis. Eine Konkurrenz der Warenverkäufer ist hier nicht vorhanden, wenn sie nicht gerade ihre Stände nebeneinander aufgebaut haben, was bei einem ungesättigten Markt aber unwahrscheinlich ist. Es fehlt ja an Anbietern. Ganz anders sollte es dagegen bei einem Überangebot an Ware sein. Hier findet in der Tat ein Preiskampf nach unten statt, ein Schein von Konkurrenz. In Wirklichkeit aber ist zuviel von dieser speziellen Ware produziert worden, also die Produktionskapazitäten durch die Kapitalisten auf die einzelnen Warengruppen falsch verteilt worden. Die Verkaufspreise sinken jetzt nicht wegen der Konkurrenz der Produzenten. Sie sinken, weil ein Teil der Produktion unverkäuflich ist. Dieser unverkäufliche Teil muß weggeworfen oder weit unter Wert verkauft werden. Die Konkurrenz findet jetzt nur noch darum statt, wer die Verluste zu tragen hat. In der Regel sind das natürlich alle, allerdings in unterschiedlicher Höhe. Derjenige, dessen Produktion so modern ist, daß sie über dem Durchschnitt liegt, macht immer noch Gewinn, auch wenn er unter dem Marktpreis verkaufen muß. Diejenigen aber, die teurer produzieren, machen Verlust und gehen vielleicht pleite. Für die Gesellschaft als Ganzes bedeutet diese Konstellation immer Verlust, denn sie hat unnötig Arbeit verausgabt. Im Kapitalismus ist es ja immer so, daß die Gewinne des einen, die Verluste des anderen sind, wobei die Gesamtgesellschaft in jedem Fall einbüßt, weil ja die private Aneignung der Kapitalisten immer ein Diebstahl am Reichtum der Gesellschaft ist. Wenn, weiter angenommen, Angebot und Nachfrage im Gleichgewicht sind, dann ergibt sich der Verkaufspreis zu seinen Herstellungskosten, also zu genau jenem Preis, zu dem die Ware buchhalterisch vor Produktionsbeginn kalkuliert worden war, und zu dem sie auch hergestellt werden konnte. Das heißt, auch hier

findet wieder keine Konkurrenz beim Verkauf statt. Dies war übrigens der Idealzustand im gewesenen Sozialismus.

Was aber ist mit der hochgelobten Qualität der Waren. Hängt nicht wenigstens diese von der Konkurrenz unter den Herstellern ab? Mitnichten. Die Qualität einer Ware hängt einzig und allein davon ab, was der Käufer bereit ist, mehr zu zahlen als den marktüblichen Preis. Heutzutage sehen wir das an zusätzlichen Garantien, die für einen Mehrpreis gewährt werden oder daran, daß für besonders Reiche gleich gar keine industrielle Fertigung vorgesehen wird, statt dessen eine auf alle Wünsche ausgerichtete Einzelanfertigung. Es gab allerdings eine Zeit, als Qualitätssteigerung die Voraussetzung für den Absatz der Ware gewesen ist. Das war genau jene Zeit, als im Westen nach dem 2. Weltkrieg bis zum Zusammenbruch des Sozialismus exorbitant hohe Löhne gezahlt wurden, wodurch die Lohnarbeiterklasse in die Lage versetzt wurde, wie die Bourgeoisie ihre Waren aussuchen zu dürfen: Der Kunde war plötzlich König. Hier haben wir es aber mit einer ganz anderen Konkurrenz zu tun. Es war die Konkurrenz des real existierenden Sozialismus als alternative Gesellschaftsordnung. Nur so ist diese unerklärliche Begebenheit zu erklären. Wenn es den Sozialismus nicht gegeben hätte, wäre es im Westen genauso weitergegangen wie vor dem Krieg, also mit Löhnen an der Existenzgrenze.

Dennoch tut die freie Konkurrenz etwas, was sonst niemand vermag: Sie stachelt die Niedertracht an, die Lust am Betrug und die anschließende Gehässigkeit des Siegers. Die freien Konkurrenten tun Dinge, die sie als freie Menschen niemals tun würden. Sie tun es, um in einem System überleben zu können, das sie gefangen hält in Unwissenheit, in falschen Versprechungen, in Hunger und Angst um die Zukunft, einem System, das die freie Entfaltung der inneren Potenzen nur dem Kapital zugesteht, jenem mehrwertheckenden Wert, der einen Horror vor der Abwesenheit von Profit hat, der bei 20 Prozent Profit lebhaft wird, bei 50 Prozent waghalsig, bei 100 Prozent alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß stampft und bei 300 Prozent Profit kein Verbrechen mehr kennt, zu dem es – selbst auf die Gefahr des Galgens hin – nicht bereit wäre. Denn Profit ist schließlich das erste Menschenrecht des Kapitals (meint Marx sarkastisch im „Kapital“).

6.2. Parasitärer Monopolkapitalismus

Die freie Konkurrenz der Kapitalisten untereinander und die dadurch bedingte Ungleichmäßigkeit der Entwicklung der einzelnen Kapitale treiben wie von selbst zum Monopol. Die einen Kapitale wachsen schneller als die anderen. Hat ein einzelner Kapitalist erst mal eine gewisse Marktmacht erreicht, nutzt er diese schonungslos zum eigenen Vorteil aus. Mit der großen Krise von 1870 hatte der Kapitalismus der freien Konkurrenz schließlich seinen Höhepunkt erreicht. Die freie Konkurrenz unter allen Kapitalisten schlug um in das Monopol einiger weniger. Diese neu entstandenen wenigen Monopole bildeten sofort Kartelle, um durch Preisabsprachen von der Rohstoffgewinnung bis zum Absatz der Fertigerzeugnisse sowohl das Produktionsrisiko als auch das Verlustrisiko zu senken. Die Absprachen untereinander gingen sogar so weit, daß sie die Märkte nach Gebieten unter sich aufteilten. Ein staatliches Einschreiten dagegen fand nicht statt.

Das Neue am Monopolkapitalismus war, daß hier erstmals eine Regulierung der Produktion und des Absatzes durch Festlegung der Produktionsmengen und Preisabsprachen stattfand. Im Kapitalismus der freien Konkurrenz hatte es keinerlei Regulierungen außerhalb der produzierenden Betriebe gegeben. Deswegen war es alle zehn Jahre regelmäßig zu großen Krisen gekommen, bei denen große Teile des industriellen Potentials stillgelegt, oft sogar abgewrackt werden mußten. Mit der Regulierung der Produktion durch die Monopole und Kartelle schien nun ein Ausweg aus der ewigen Wiederkehr der Wirtschaftskrisen gefunden zu sein, weshalb ein nicht geringer Teil der bürgerlichen Ökonomen schon frohlockte. Doch Marx sollte wieder einmal Recht behalten, denn jedes Mittel zur Verhinderung von Krisen verwandelt sich im Kapitalismus in ein Mittel, nur noch größere Krisen vorzubereiten. Die alle zehn Jahre wiederkehrenden Krisen waren ja die vorübergehende Lösung des Grundwiderspruchs des Kapitalismus, nämlich daß sich einige wenige das privat aneigneten, was die Gesellschaft produzierte. Dieser Raub des gesellschaftlichen Reichtums und seine Verwandlung in privaten Reichtum entzog periodisch der Gesellschaft die Mittel zur ausreichenden Konsumtion, so daß die Kapitalisten auf ihren unverkäuflichen Waren festsaßen und reihenweise pleite gingen.

Die Entstehung der Monopole führte zu zwei entscheidenden Veränderungen in der Konstellation der bestehenden Klassen: zum einen in die Spaltung der Bourgeoisie in Monopolbourgeoisie und mittelständische

Bourgeoisie, zum anderen zur Spaltung der Arbeiterklasse in einen politisch fortschrittlichen Teil und in einen reaktionären Teil. Sowohl die Monopolbourgeoisie als auch der fortschrittliche Teil der Arbeiterklasse versuchen seitdem, die Hegemonie über ihren anderen Teil zu erringen wie auch umgekehrt. So ist die abwechselnde Herrschaft von Republikanern und Demokraten in den USA ein Ausdruck des politischen Kampfes der Monopolbourgeoisie gegen die Interessen der mittelständischen Bourgeoisie; und der ewige Streit der Kommunisten mit den Sozialdemokraten in Europa Ausdruck der gegensätzlichen Auffassungen über die Befreiung der Arbeit.

Was bedeutet nun die Existenz der Monopole in der Praxis? Vom Standpunkt der Profitbildung beuten Monopole nicht nur die Arbeiterklasse aus, sondern auch die kleinen freien Kapitalisten. Als Zulieferer der Monopole müssen diese durch das Preisdiktat auf einen Teil ihres Verkaufsprofits verzichten, als Abnehmer müssen sie dagegen einen Preisaufschlag zahlen. Darüber hinaus gibt es noch unzählige andere Methoden, um die freie Konkurrenz der kleinen Hersteller monopolistisch auszubeuten. Vom Standpunkt der Großproduktion bedeutet das Monopol einen gewaltigen gesellschaftlichen Fortschritt, weil durch die Kapitalkonzentration ganz andere Investitionen in die Produktion und Entwicklung möglich sind als unter freier Konkurrenz (Chemische Industrie, Flugzeugindustrie, Elektrotechnik). Vom Standpunkt der Marktregulierung wird die Anarchie der kapitalistischen Warenproduktion durch die Monopole nicht aufgehoben, sondern nur auf höherer Stufenleiter fortgesetzt, wodurch bei Ausbruch einer großen Krise nur noch der Staat helfen kann. Vom Standpunkt des technischen Fortschritts aus betrachtet ist der Monopolkapitalismus an seinem Anfang durch die größeren Kapitalmassen durchaus zu starkem technischen Fortschritt in der Lage (Elektrotechnik, Agfacolor, Radoröhre, Düsenantrieb), an seinem Ende aber durch eben diese große Kapitalkonzentration eine Fortschrittsbremse, denn diese Kapitalmassen müssen sich erst amortisiert haben, bevor eine neue Produktion aufgenommen werden kann, weswegen Monopole gern Patente aufkaufen und im Panzerschrank verschimmeln lassen. Insgesamt aber bedeutet Monopol immer brutale Herrschaft: Herrschaft durch Kapitalmacht, Herrschaft durch Marktmacht, Herrschaft durch Finanzmacht, Herrschaft durch Patentmacht, Herrschaft durch Kapitalexpert usw. usf. Monopole sind Parasiten: Sie leben auf Kosten ihrer Lohnarbeiter, sie leben auf Kosten der kleinen Kapitalisten, sie leben auf Kosten der Kolonien, sie leben auf Kosten des Staates. Ein möglichst großer Monopolprofit

ist ihr erstes Ziel, eine Profitform, die nur durch äußere Gewalt abgepreßt werden kann.

Eine bisher viel zu wenig beachtete Besonderheit ist ganz dem Monopolkapitalismus eigen, nämlich die Werbe-Industrie. Diese eigenartige Form der Geldverschwendung war notwendig geworden, um unnütze Waren an den Mann zu bringen. Im Monopolkapitalismus werden ja ständig neue Dinge erfunden, von denen zuvor kein Mensch etwas gehört hat, und von denen der Nutzen nicht erkennbar ist. Natürlich ist es nicht so, daß der Monopolkapitalismus in einem fort unnütze Dinge produziert. Doch die Anzahl der eigentlich unnützen Dinge nimmt mit der Fortentwicklung des Monopolkapitalismus beständig zu. Das kann auch gar nicht anders sein, denn die materiellen Bedürfnisse eines Menschen sind endlich, die Absatzbedürfnisse der monopolistisch produzierenden Kapitale dagegen unendlich. Die revolutionär anwachsende Arbeitsproduktivität im Monopolkapitalismus spuckt immer schneller größere Warenmengen aus, die irgendwie verkauft werden müssen. Abgesehen von der wesentlichen Bedingung, daß eine genügende, zahlungsfähige Nachfrage vorhanden sein muß, also die Löhne so hoch sein müssen, daß sie die produzierten Waren auch abkaufen können, müssen die Käufer auch wissen, was sie kaufen können, sollen oder müssen. Wie erfahren sie das? Durch die Werbung. Das Problem dabei ist nur, daß Werbung keine Information ist, sondern mehr oder weniger Schwindel. Hinzu kommt, daß Werbung Geld kostet, und daß dieses Geld der Kunde gleich mit zu bezahlen hat. Im besten Fall bekommt der Käufer also ein Produkt, das sein Leben verbessert mit einer perfekten Gebrauchsanleitung, im schlimmsten Fall bekommt der Kunde eine Ware, die er nicht braucht und die nicht mal das hält, was die Werbung verspricht. Da aber der Monopolkapitalismus für das Großkapital genauso frei ist wie der Kapitalismus der freien Konkurrenz, gibt es natürlich niemanden, der all die Waren, die niemand braucht, die nicht halten, was sie versprochen, die zu schnell kaputt gehen, die man nicht umgetauscht bekommt oder nur mit unsäglichem persönlichen Aufwand, der also die Produktion dieser Waren stoppt, verbietet oder unter Strafe stellt. Hier wird der von den Monopolen kontrollierte Staat nicht oder nur widerwillig tätig. Bei manchen Warengruppen verschlingt die Werbung 20 Prozent der Herstellungskosten, manchmal sogar noch mehr. Während die Werbung den Käufern beständig weis macht, daß nur ihre Bedürfnisse im Mittelpunkt des Kapitalinteresses stehen, beschleunigt die Werbung in Wirklichkeit immer mehr das Produktionskarussell, was nur im Interesse der Kapitalisten ist, weil nur hier, im Produktionsprozeß, Mehrwert ent-

steht. Heiß begehrt Mehrwert, auf den sich all die anderen Kapitalisten dann wie die Geier stürzen, um ihn unter sich als Profit zu verteilen.

Um 1900 war die zweite große Monopolisierungswelle abgeschlossen. Die Kartelle waren teilweise wieder beseitigt worden, weil diese Form der Regulierung doch recht starr war und den freien Kapitaltransfer bei Umschwüngen behinderte. Nun entstanden flexiblere Konzerne mit horizontalen oder vertikalen Produktionsstrukturen. Zugleich verschmolzen die industriellen Monopole mit dem Finanzkapital zur Finanzoligarchie, einem Machtgebilde, das nicht nur die übrigen Wirtschaftseinheiten kontrollieren und mit Geld zu steuern vermochte, sondern auch den bürgerlichen Staat durch gut dotierte Posten in Aufsichtsräten in die unternehmerischen Ziele einbezog. Die durch die Monopolbildung hinausgeschobenen zyklischen Krisen verdichteten sich jedoch ab 1905 immer mehr zu einer einzigen großen Krise – einer Krise, die nicht ausbrach, weil die europäischen Herrscher zuvor zum großen Umverteilen ihrer Einflußgebiete durch einen Weltkrieg bliesen.

6.3. Staatsmonopolistischer Kapitalismus und Imperialismus

Bürgerlicher Staat und Nation sind nur zwei verschiedene Ausdrücke derselben Sache: Herrschaft des Besitzbürgertums. Besitzbürgertum heißt Bourgeoisie. Die Bourgeoisie ist diejenige Klasse, die durch ihren Privatbesitz an Produktionsmitteln in die Lage versetzt ist, andere Menschen für sich arbeiten zu lassen, die selbst keine Produktionsmittel besitzen. Als die großen Produktionsmittelbesitzer konstituieren sie sich zur Nation, denn jede Nation muß schließlich produzieren, um sich am Leben zu erhalten und Reichtum zu erwerben. Der nationale Rahmen wird so zum abgeschlossenen Kindergarten der Bourgeoisie, in dem sie aufwachsen und gedeihen kann. Dieser Schutz ist lebensnotwendig für die nationale Bourgeoisie, denn die Bourgeoisien der anderen Länder stehen immer zum Sprung über den Zaun bereit. Die Nation wird für die nationalen Bourgeoisien zum einigenden Band ihrer Existenz, trotz aller Konkurrenz. Die Nation bildet den geistigen Überbau ihrer Klasse. Hierin allein fühlen sich alle Bourgeois mal nicht als Egoisten, sondern als Patrioten. Zu den allergrößten Patrioten entwickeln sie sich immer dann, wenn die Ziele der Nation mit den egoistischen Zielen unserer Lokalpatrioten übereinstimmen. Dann endlich können sie voll und ganz nationaler Patriot und

zugleich privatkapitalistischer Egoist sein. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn die größten Patrioten in einer Person zugleich die größten Kriegstreiber und die größten Kriegsgewinnler sind. Denn Kriege und Eroberungen sind die Mittel, um die Begrenztheit der nationalen Märkte durch die Konsumtionsbeschränktheit der Massen zu überwinden.

Die kapitalistischen Monopole stoßen also genau wie die freie Konkurrenz zuvor immer wieder an die Grenze der Aufnahmefähigkeit der nationalen Märkte. Die Grenzen der nationalen Märkte lassen sich zwar durch eine allgemeine Erhöhung der Löhne hinausschieben, jedoch niemals überwinden. Denn die höheren Löhne der Arbeiter reduzieren die Profite und damit das Ziel des Kapitals, den Höchstprofit. Es bleibt deshalb für das Wachstum der Kapitale, insbesondere natürlich des Monopolkapitals, nur die Eroberung fremder Märkte. Eine solche Eroberung jedoch bedeutet Krieg, entweder als Handelskrieg gegen einen schwachen Gegner oder als Waffengang gegen einen starken Gegner. Deshalb ist das Monopolkapital gezwungen, sich der Hilfe seines Nationalstaates zu versichern. Nur mit dessen „diplomatischer“ Hilfe oder dessen starker Armee besteht Aussicht auf Erfolg im Wettrennen um die Fleischstücke in der Welt.

Die Verflechtung von Monopolen, Großbanken und Staat zum staatsmonopolistischen Kapitalismus als Bündelung großbürgerlicher Ziele steht deshalb ganz oben auf der Liste der Monopolbourgeoisie und der Finanzoligarchie. Mit der Gesetzeskraft des Staates läßt es sich viel direkter regieren als mit finanzökonomischen und juristischen Mitteln. Dennoch ist es nicht so, daß jeder staatsmonopolistische Kapitalismus in den Imperialismus hinüberwächst. Um eine imperiale Macht zu werden, muß eine Nation über ein großes wirtschaftliches Potential verfügen, mit dem sich eine ökonomische und technische Überlegenheit erreichen läßt, was dann in ein entsprechendes Waffenarsenal umgesetzt werden kann. Die Kanonenboot-Politik der Engländer, Deutschen und Franzosen vor dem 1. Weltkrieg ist beredtes Beispiel dafür.

Staatsmonopolistischer Kapitalismus bedeutet aber auch, daß der Staat selbst wirtschaftlich tätig wird, und zwar in solchen Branchen, in denen nur wenig Profit gemacht werden kann, die aber für das Funktionieren der Gesamtwirtschaft von entscheidender Bedeutung sind. Dazu gehören zuallererst die Energiewirtschaft und die zentrale Notenbank, des weiteren das Bildungswesen, das Transportwesen (Eisenbahn, Schifffahrt und Luftfahrt), das Fernmeldewesen (Telefon, Rundfunk) sowie verschiedene kommunale Aufgaben wie Wasserversorgung und Stadtreinigung. In

diesen Bereichen muß langfristig gedacht und Kapital angelegt werden. Die Renditen liegen meist unter fünf Prozent. Viel wichtiger ist aber die Arbeitsplatzsicherheit und damit im Zusammenhang eine relative Abmilderung von Krisenfolgen. Solange der Staat diese Aufgaben mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit ausführte, konnte die chaotische Wirtschaft im Zaum gehalten und das System als Ganzes stabilisiert werden.

Die größte imperialistische Macht war bis zum 1. Weltkrieg England, gefolgt von den USA, Japan, Frankreich und Deutschland. Der Kampf um die Vorherrschaft in der Welt hält bis heute unter diesen Ländern an und ist zu keiner Zeit ein für alle Mal entschieden. Je nach der Klugheit der Politik und der wirtschaftlichen Lenkung erstarkt ein Land schneller als das andere.

Doch jede imperialistische Großmacht kann nur so stark sein, wie das die Arbeiterklasse im eigenen Land zuläßt. England oder die USA hätten niemals zu imperialistischen Großmächten aufsteigen können, wenn deren Arbeiterklassen sich geschlossen dagegen gewendet hätten. Die Macht der geeinten Arbeiterklasse übersteigt die nationalen Grenzen bei weitem. Und die internationale Arbeiterklasse ist unbesiegbar, wenn sie internationalistisch denkt und handelt. Doch in England und den USA, aber auch in Deutschland, Frankreich und Italien war und ist die Arbeiterklasse zutiefst gespalten. In diesen Ländern hat sich die Arbeiterklasse mit den Monopolprofiten der herrschenden Klasse kaufen lassen. Sie singen das nationale Lied im Chor mit ihren Bourgeoisien und leben dabei auf Kosten der ausgebeuteten Kolonien oder durch die versteckte imperialistische Ausbeutung. Bis 1989 ließ es sich so gut leben. Doch mit dem Untergang des Sozialismus ist diese „goldene Zeit“ für die Arbeiterklasse des Westens vorbei. Jetzt sind die Herrschenden die sozialpolitische Konkurrenz endlich los und die Lohndrückerei geht wie eh und je wieder munter weiter.

Die Welt ist in ein Häuflein von Wucherstaaten und in eine Unmenge von Schuldnerstaaten gespalten. Die monopolkapitalistische Ausbeutung findet am einfachsten durch einen nicht äquivalenten Austausch von Arbeit statt. Viel lebendige Arbeit tauscht sich gegen wenig vergegenständlichte Arbeit, kurz viel Zuckerrohr oder Fisch gegen wenig Traktor oder Schiff. Die Monopole halten die Rohstoffpreise an den Börsen künstlich tief oder hoch, je nach langfristigem Vorteil oder kurzfristiger Spekulation. Die einzelnen Monopolgruppen bekämpfen sich dabei gegenseitig. Es geht immer nur um Profit, Macht und versteckten Einfluß. Die Anarchie der freien Konkurrenz erscheint gegen dieses Irrenhaus wie ein wohlsor-

tiertes Lagerhaus. Schlimm nur, daß all diese Trickereien und Machtspiele auf Kosten der Ärmsten der Armen ausgetragen werden.

Und dennoch, der Monopolkapitalismus hat zwei vernünftige Dinge hervorgebracht: die wirtschaftliche Rechnungsführung und das Monopol. Beides übernahm der gewesene Sozialismus. Mit beider Hilfe gelang es in der DDR und in anderen sozialistischen Staaten mit relativ geringen Mitteln, für alle Bürger eine vollständige soziale Absicherung zu erreichen. Nur ganz wenige kapitalistische Staaten wie Schweden oder die Schweiz konnten da mithalten. Der Preis dafür war allerdings ein Selbstverständlichwerden dieser Errungenschaften.

6.3.1. Der imperialistische Kampf um die Vorherrschaft in der Welt

Schaut man auf die einzelnen Entwicklungsstufen des Kapitalismus, dann wird sehr schnell deutlich, daß diese in der Wirklichkeit nur sehr schwer voneinander zu unterscheiden sind. Die Gründe dafür liegen in der ungleichen Entwicklung der einzelnen nationalen Bourgeoisien, der verschiedenen Monopolgruppen und nicht zuletzt der verschiedenen Interessenrichtungen. Völlig klar ist nur, daß 1.) der Kapitalismus der freien Konkurrenz von sich aus zur Monopolherrschaft führt, 2.) daß industrielle Monopole mit Bankmonopolen zum Finanzkapital verschmelzen, 3.) daß die Monopole sich des Staates bemächtigen und daß 4.) die monopolistischen Nationalstaaten um die Vorherrschaft in der Welt kämpfen.

Schaut man auf die wirtschaftliche Regulierung des Kapitalismus, sieht man, daß im Kapitalismus der freien Konkurrenz einzig die Krisen die Produktion bzw. Überproduktion regulierten. Die einzelnen Produzenten dagegen produzierten so viel sie konnten, entweder in der Annahme, daß sie ihre ganze Produktion sicher los werden, oder mit dem Kalkül, daß sie die Konkurrenten unterbieten können. Eine neue Form der Wirtschaftsregulierung begann mit der Herrschaft der Monopole. Diese hatten einen Marktüberblick. Sie wußten, wieviel produziert werden konnte bei einem sicheren Absatz. Natürlich hofften auch sie, den Markt zu erweitern oder neue Märkte zu erobern. Das Monopol hatte aber auch die Möglichkeit, seine Profite in neue Produktionssphären umzulenken. Monopole konnten auch neue Länder erobern und dort Absatzmärkte schaffen, billigere Arbeitskräfte rekrutieren oder neue Rohstoffquellen

monopolistisch ausbeuten. Im Imperialismus schließlich vereinigen sich die Monopole mit den staatlichen Institutionen, insbesondere der Generalität, um mit außerökonomischer Gewalt neue Einflußgebiete zu erobern. Alles, was mit ökonomischen Mitteln nicht erreichbar ist, soll nun mit militärischer Gewalt erreichbar werden. Der klassische Imperialismus der Jahre 1895 bis 1915 war auf der einen Seite eine höherentwickelte Form des Monopolkapitalismus, auf der anderen Seite eine Vorstufe des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Imperialismus und staatsmonopolistischer Kapitalismus sind nicht wirklich voneinander zu trennen. Man könnte auch sagen, staatsmonopolistischer Kapitalismus ist versteckter oder verschämter Imperialismus, meist von Staaten, die wirtschaftlich oder politisch nicht stark genug sind, um offen imperialistisch aufzutreten. Beispiele hierfür waren früher Dänemark oder Portugal, heute versteckt sich Deutschland hinter Frankreich bzw. in der Europäischen Union. Staatsmonopolistischer Kapitalismus ist aber auch eine neue Qualität von Imperialismus, weil durch ihn die imperialistischen Ziele wieder mit ökonomischen Mitteln erreichbar werden; Beispiel Exportüberschuß auf der Seite des Starken, Staatsverschuldung zum Aufkauf der Exporte auf der Seite des Schwachen.

Kapitalismus ist dem Wesen nach Krieg mit ökonomischen Mitteln. Krieg gegen die Lohnarbeiter, Krieg gegen die Konkurrenten, Krieg gegen Schutzbestimmungen und Handelsbarrieren. Monopolistischer Kapitalismus dagegen bedeutet Weltkrieg. Weltkrieg gegen die Lohnhöhe, Weltkrieg gegen die weltweiten Konkurrenten, Weltkrieg für den „Freihandel“ der weltbeherrschenden Monopole und letztlich wirklicher Weltkrieg der bürgerlichen Nationen untereinander oder in Zweckbündnissen gegeneinander. Der 1. Weltkrieg von 1914 bis 1918 war ein Massenschlachten, das nur durch die Massenproduktion der weltbeherrschenden Monopole möglich geworden war. Die Industrieproduktion der Monopole war im eigenen Lande nicht mehr vollständig absetzbar, die äußeren Märkte aber bereits durch die imperialistischen Nationen England, Japan, USA und Frankreich besetzt. Die nachrückenden Imperien Deutschland, Österreich und Italien wollten um eine Neuaufteilung der Welt kämpfen. Sie fühlten sich gleich stark und genauso berechtigt zur Weltherrschaft wie England, Japan oder die USA. Also forderten sie diese zu einem Waffengang heraus. Die Zuspätgekommenen sind immer aggressiver als die bereits an den Fleischtöpfen Sitzenden. Aber deshalb den Aggressoren die einzige Schuld am 1. Weltkrieg zuzusprechen, ist die typische Doppelmoral, die dem Besitzbürgertum angeboren ist.

Der Kampf um die Vorherrschaft in der Welt ist ein ewiger, wenn dem Kapitalismus nicht das Handwerk gelegt wird. Dieser ewige Kampf resultiert aus der Ungleichheit der kapitalistischen Entwicklung. Beständig tobt der Kampf um den Maximalprofit. Mal heimst die eine Seite ein, mal die andere. Die Monopole verstärken mit ihrer Macht nur noch den Kampf. Der Kampf um die Welt wäre von heute auf morgen beendet, wenn alle Länder und alle Wirtschaftszweige eine gleichmäßige Entwicklung nehmen könnten. Das würde aber eine gleichmäßige Verteilung des Profits voraussetzen. Das aber wäre Planwirtschaft und Frühsozialismus.

6.3.2. Faschismus ist unverhüllte imperialistische Ausbeutung

Der Faschismus ist untrennbar mit dem Monopolkapitalismus verbunden. Der Keim des Faschismus liegt in der Spaltung der Bourgeoisie als Klasse. Die neu entstandene Monopolbourgeoisie nutzte ihre Macht, um vom Rest der Bourgeoisie einen zusätzlichen Monopolprofit abzupressen. Während die Monopolbourgeoisie also auf Kosten der Lohnarbeiter, der nichtmonopolistischen Bourgeoisie, des Staates und der kolonialen Ausbeutung ihre Profite maximierte, blieb die normale Bourgeoisie nicht nur Spielball der freien Konkurrenz, sie kam durch die gesellschaftlichen Veränderungen auch unter den Druck einer immer stärker auftrumpfenden Arbeiterklasse und eines Staates, der den Druck der Monopole und den Druck der Arbeiter auf die kleinen und mittelständischen Unternehmen einfach weitergab. Steigende Steuern seitens des Staates, sinkende Gewinne durch das monopolistische Preisdiktat der Großunternehmen sowie druckvolle Lohnforderungen seitens der Arbeiter rüttelten an der Existenzgrundlage von immer mehr Kleinunternehmern. Die Angst vor dem Abrutschen ins Proletariat wurde so groß (denn die Bäcker, Fleischer und Schuster sahen das Elend der Arbeiter am deutlichsten), daß sich diese Schichten politisierten und schließlich radikalisierten. Eigene politische Bewegungen entstanden. Doch zu einer eigenständigen Theorie hat es der Faschismus nie gebracht. Das konnte er auch nicht, weil er sonst das System der kapitalistischen Ausbeutung hätte thematisieren müssen, jenes System, dem die Bourgeoisie ihre nicht gerade bescheidene Existenz verdankt. Zu einer Ideologie hat es der Faschismus dennoch gebracht. Diese ist allerdings so abstrus, daß sie über das Niveau von Stammtischphilosophen nirgendwo hinausgekommen ist.

Von allen reaktionären, politischen Bewegungen hat der Faschismus eine Besonderheit: Er kann zu einem Massenphänomen werden, niemals aber zu einem Phänomen der Massen. Denn die Massen sind im Kapitalismus die Lohnarbeiter, deren Interessen gegen die kapitalistische Ausbeutung gerichtet sind. Der Faschismus ist nichts anderes als ein Massenphänomen des wildgewordenen Kleinbürgertums. Schaut man sich die Mitgliedlisten der faschistischen Parteien an, so rekrutierten sich diese vor allem aus dem Kleinbürgertum (Bäcker, Metzger, Kolonialwarenhändler, Schnürsenkelverkäufer), dem Bildungsbürgertum (Beamte, Lehrer, Professoren, Ingenieure, Künstler), dem Militär sowie dem abgehalfterten Adel und dem Krautjunktum. Auf die organisierte Arbeiterbewegung hatte der Faschismus fast keinen ideologischen Einfluß. [Heutzutage wird das von den Herrschenden genau andersherum erzählt. Danach hätte das Gutbürgertum sich gegen die primitiven und brutalen Arbeiter gewehrt, denn Nazis sind schließlich immer primitiv und brutal, also Prolos.]

Der Faschismus wird also vor allem vom Kleinbürgertum getragen, das nicht verstehen kann und auch nicht verstehen will, warum Menschen einer Nation gegeneinander kämpfen. Klassenkampf paßt absolut nicht in die Spießbürgeridylle des Kleinbürgertums. Deshalb machen sich diese auf den Klassenkampf ihren eigenen Reim, und der geht so: Wir gehören doch alle zur selben Nation. Warum sollen sich Arbeitnehmer und Arbeitgeber bekämpfen? Vereinen wir doch unsere Kräfte (jeder natürlich auf seinem Posten), um die gesamte Nation voranzubringen. Wenn wir zusammenarbeiten, statt uns als Klassen gegenseitig zu bekämpfen, können wir so stark werden, daß uns die gesamte Welt zu Füßen liegt. Dies ist in groben Zügen die offizielle Nazi-Ideologie. Da die führenden Nazis kluge Leute waren, hatten sie natürlich auch eine inoffizielle Ideologie. Diese war ganz und gar auf die Vernichtung all jener gerichtet, die sich der offiziellen Ideologie zu widersetzen wagten.

Faschismus ist personell immer mit der militärischen Führung eines imperialistischen Landes verquickt. General Ludendorff putschte 1923 mit Hitler in München, Generalfeldmarschall Hindenburg machte Hitler 1933 zum Reichskanzler. Sowohl Ludendorff als auch Hindenburg wußten, was sie taten. Denn die Reichswehrführung plante langfristig schon wieder für einen neuen Weltoberungszug. Und dafür brauchte sie politische Unterstützung in der Öffentlichkeit. Die Naziartei war dafür viel besser geeignet als die militärischen Bünde wie z.B. der „Stahlhelm“.

Faschistisches Gedankengut an sich bedroht nicht die Welt. Faschistische Bewegungen und Parteien haben nirgendwo auf der Welt Mas-

senzulauf, solange hinter ihnen keine großen Geldgeber stehen und sie an demokratisch überwachten Wahlen teilnehmen dürfen. Faschistische Parteien werden erst dann gefährlich, wenn das Monopolkapital auf die faschistische Karte setzt. Das scheint ein Widerspruch zu sein, denn eigentlich rekrutiert sich eine faschistische Partei ja hauptsächlich aus dem Kleinbürgertum, das im Gegensatz zur Monopolbourgeoisie steht. Man muß dabei aber bedenken, daß in einem Punkt sich die Interessen der Großbourgeoisie mit der Kleinbourgeoisie decken, nämlich bei der Gefahr einer proletarischen Revolution. Daß eine solche Revolution im Deutschland des Jahres 1932 von den Herrschenden befürchtet wurde, beweist, daß der letzte Reichskanzler vor Hitler der General von Schleicher war. Dieser politisch denkende Militär sollte als Reichskanzler alle militärische Macht beim Ausbruch einer Revolte in seinen Händen halten, um ohne aufhaltendes politisches Geplänkel sofort in die Offensive gehen zu können. General von Schleicher hatte übrigens in den wenigen Wochen seiner Kanzlerschaft alle Kommunisten, Gewerkschaftsführer und politisch Mißliebigen mit Namen und Wohnsitz polizeilich erfassen lassen, um sie notfalls sofort festsetzen zu können. Auf diese Listen griff die Hitlerregierung ab dem 30. Januar 1933 zurück. Nur so wird verständlich, wie Hitler innerhalb von nur drei Monaten alle seine großen politischen Gegner schachmatt setzen konnte, und er darüberhinaus mit dem Bau von Konzentrationslagern beginnen mußte, da alle Gefängnisse und Folterkeller bereits von Hitlergegnern aus KPD, SPD und DGB überquollen.

Was ist nun eigentlich Faschismus? Eine Definition steht bis heute aus²². Hier ein Angebot: Der Faschismus ist eine besondere Herrschaftsform des Monopolkapitals, die das Monopolkapital immer dann anwendet, wenn es seine Herrschaft durch die revolutionäre Arbeiterbewegung bedroht sieht. Dabei verbündet sich das Monopolkapital politisch mit dem Kleinbürgertum, um eine Massenbasis zu erhalten, mit deren Hilfe sie politisch herrschen kann. Da das Kleinbürgertum aber niemals die Masse eines Volkes abbildet, greift die Monopolbourgeoisie darüberhinaus auch noch zur offenen brutalen Gewalt durch eine bezahlte Soldateska, um unter ihren Gegnern Angst und Schrecken zu verbreiten und dadurch deren Lähmung herbeizuführen. Und dann wird der Faschismus zur offenen

²² Die von dem bulgarischen Kommunisten Georgi Dimitroff 1935 gegebene Definition, wonach der Faschismus an der Macht, die offen terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals ist, war nicht mehr als eine erste Einschätzung und ein Diskussionsbeitrag auf einer Sitzung.

terroristischen Diktatur der reaktionärsten Elemente des Monopol- und Finanzkapitals, wie dies Dimitroff 1935 formulierte.

In Deutschland, dem ewigen geschichtlichen Zuspätkommer, gelangte der Faschismus zu seiner höchsten Machtentfaltung. Das lag zuallererst an der wirtschaftlichen Kraft Deutschlands. In der Industrieproduktion hatte es schon vor dem 1. Weltkrieg Frankreich und England überflügelt. Nun wollte es auch die Herrschaft über Europa und später über die ganze Welt erringen. Dafür planten die Generalstäbler in der Reichswehr sowohl militärisch als auch wirtschaftlich für einen neuen großen Krieg. Reichswehr-Minister Wilhelm Groener formulierte: „Wenn man um die Weltherrschaft kämpfen will, muß man dies von langer Hand vorausschauend mit rücksichtsloser Konsequenz vorbereiten.“ Und General von Seeckt assistierte: „Wir müssen wieder mächtig werden, und sobald wir Macht haben, nehmen wir uns natürlich alles wieder zurück, was wir (1918) verloren haben.“ Die Vorbereitung Deutschlands auf den 2. Weltkrieg war demnach kein Hirngespinnst Hitlers, sondern schon lange vor dessen Auftauchen beschlossene Sache. Es fehlten allerdings in den 1920er Jahren dafür einfach die wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen. Während sozialdemokratische Regierungen an der Weimarer Republik herumkurierten, hatte die Reichswehrführung im Hintergrund schon längst das Leinentuch gewebt. Zur „von langer Hand vorbereiteten“ Weichenstellung auf einen neuen Krieg gehörte auch die wichtigste Erkenntnis aus dem 1. Weltkrieg, nämlich ein befriedetes Hinterland. Eine erneute Novemberrevolution mußte von vornherein verhindert werden. Diese Aufgabe sollte die Hitler-Partei übernehmen, natürlich unter der Führung der Reichswehrgeneralität. Doch bei aller generalstabsmäßiger Planung entwickelten sich in der Praxis manchmal die Dinge anders als gedacht. Die Generäle wollten Hitler an der Leine führen, letztlich führte Hitler die Generäle an der Leine.

Das imperialistische Kalkül der deutschen Faschisten war folgendes: Der im Inneren Deutschlands tobende Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat wird in einen äußeren Überlebenskampf der ganzen Nation umgedeutet. Dafür müssen die beiden kämpfenden Klassen Frieden schließen. Nur so kann die deutsche Nation sich das zurückholen, bzw. neu erobern, was ihr zusteht. Wenn sie diesen Kampf auf sich nimmt, können alle Deutschen davon profitieren. Sie erobern sich Lebensraum, sie erobern sich Sklaven, Bodenschätze, Felder, Wiesen, strategische Zugänge zu Meeren und Märkten. Die deutsche Nation kann frei wachsen ohne Rücksicht auf Nachbarstaaten und fremde Interessen. Um

dies umsetzen zu können, muß die deutsche Nation als eine zur Herrschaft berufenen Nation erklärt werden und die Deutschen zu natürlichen Herrenmenschen. Auf der anderen Seite müssen die zu erobernden Nationen zu faulenzenden Völkern und deren Menschen zu Untermenschen gestempelt werden. Das Ganze ist zwar keine Theorie, aber eine durchaus tragfähige Ideologie. Die Ideen, die dahinter stecken, sind die vom ewigen Kampf des Guten gegen das Böse, das Recht des Stärkeren, die Tatsache, daß immer die Sieger die Geschichte schreiben, die Auserwähltheit eines Volkes oder eines Menschen, kurz und gut, nur Mystik und schlecht verschleierte Gewalt.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei war weder sozialistisch noch eine Arbeiterpartei, sie war nur national und deutsch. Das Nationalsozialistische an dieser Partei war ein Etikettenschwindel wie das Christdemokratische an der deutschen Union. Der Schwindel wird gebraucht, um den Wählern ein X für ein U vorzumachen. Wenn sich die CDU „Capitalistische Deutsche Union“ oder gleich „Union der deutschen Monopolbourgeoisie“ nennen würde, wüßte selbst der Dümme, was gehauen und was gestochen ist. Deshalb hat sich die NSDAP auch nicht „Deutsche Welteroberungspartei“ oder „Größenwahnsinnige Deutsche Kleinbürgerpartei“ genannt, sondern versucht, im Fundus der Arbeiterparteien Stimmen zu fangen, um ihr rein bürgerliches Wählerreservoir zu vergrößern, was ihr aber niemals gelungen ist, weshalb der Politiker Hitler nach 1933 auf alle weiteren Wahlen verzichtet hat²³.

Wenn Hitler schon keine absoluten Mehrheiten bei demokratischen Wahlen gewinnen konnte und nur durch einen Erlaß des Reichspräsidenten Hindenburg an die Macht gelangte (hinter dem der Wunsch führender Wirtschaftskapitäne steckte), so mußten seine Gegner eben durch staatlichen Terror mundtot oder gleich ganz tot gemacht werden. In den ersten Wochen der offenen Terrorherrschaft gingen der Polizei und den Nazihorden tausende führende Kommunisten, Gewerkschafter und Sozialdemokraten in die Fänge. In Deutschland zog im Sommer 1933 Friedhofsruhe ein. Der offene Terror des Nazistaates und die Führerlosigkeit der Arbeiterparteien und Gewerkschaften nahm den zum Kampf bereiten Arbeitern die Organisation. Nur mit Mut allein riskierte jeder bereite Kämpfer den

²³ Bürgerliche Historiker tun gerne so, als sei der Name einer Partei schon ihr Programm. Für Arbeiterparteien mag das gelten, denn die Arbeiterklasse haßt Lügen. Doch es gilt niemals für bürgerliche Parteien in einem entwickelten Kapitalismus. Das Bürgertum ist seinem Wesen nach verlogen. Es muß lügen, um seine Herrschaft zu behaupten und die Arbeiterklasse hinter sich zu bringen. Dafür ist ihr jedes Mittel recht und billig. Also auch der Etikettenschwindel. Denn der paßt zur Doppelmoral des Besitzbürgers wie der Arsch auf den Nachttopf.

Tod. Es zeigte sich, daß wenn der Faschismus erst einmal an die Macht gekommen war, er von innen heraus nicht mehr zu besiegen war.

Die Rolle der Juden im faschistischen Deutschland war aus der Sicht der führenden Nazis eine ganz einfache: Die Juden spielten den Prügelknaben der Nation. Als erstes dienten sie als Zerrbild für das raffende Finanzkapital, um die antikapitalistische Propaganda der Nazis zu bedienen. Als zweites dienten die reichen Juden als Bereicherungsmittel des deutschen Staates, der hohen Nazis und aller anderen Emporkömmlinge wie Künstler oder Professoren, die auf die Stellungen der Juden und deren Besitztümer scharf waren. Als drittes dienten sie – aber erst nachdem die politischen Gegner der Nazis, also die klassenbewußten Arbeiter, ermordet waren – als immer wiederkehrendes Exempel an das deutsche Volk, das eingebleut bekommen sollte, wie mit ihm beim geringsten Anzeichen von Auflehnung gegen den Nazistaat verfahren wird, nämlich wie mit Juden bzw. Ungeziefer. [In dem Zusammenhang muß auf die heutige verheerende Politik des Zentralrates der Juden in Deutschland hingewiesen werden. Wenn dieser sich weiter so an das deutsche Monopolkapital anbietet wie unter dem Millionär Ignaz Bubis vorexerziert, wird das zu einer erneuten Katastrophe für Juden in Deutschland führen. Die billige Aussöhnung zwischen jüdischen und deutschen Millionären ist die denkbar falscheste, und das dann noch angeblich im Namen aller Juden.]

Daß der deutsche Faschismus nur eine besondere Spielart des Monopolkapitalismus war, zeigte sich ganz deutlich in der Wirtschaft. Nirgendwo wurde privates Kapital in gesellschaftliches Eigentum überführt. Nirgendwo gab es überhaupt so etwas wie gesellschaftliches Eigentum oder gar sozialistisches Eigentum, nicht einmal „nationalsozialistisches“ Eigentum. Was es gab, war Staatseigentum. Auch die Enteignung von dem Flugzeugpionier Prof. Hugo Junkers war keine Enteignung eines kapitalistischen Konzerns. Im Gegenteil, aus den Junkers Flugzeug- und Motorenwerken machten die Nazis mit viel bedrucktem Papiergeld einen riesigen Rüstungskonzern. Dem hatte sich Prof. Junkers verweigert, weil das in Friedenszeiten den Ruin des Werkes bedeuten mußte. Nur deswegen mußte er gehen.

Ganz offen zu Tage trat der pure monopolkapitalistische und imperialistische Charakter des Faschismus in Deutschland in den Kriegsjahren ab 1940. Von da ab wurde die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft bis aufs Blut, ja bis auf den einkalkulierten Tod, zur Grundlage der deutschen Hochrüstung und der deutschen Wirtschaft überhaupt. Neben den Konzentrationslagern entstanden ganze Werke für die Rüstung, in denen die

Häftlinge ohne Lohn, oft auch ohne Brot, bis zum Tode arbeiten mußten. Der Zeitpunkt des Todes, das heißt, der natürliche Verschleiß des Körpers bei einer bestimmten Zahl von täglichen Kalorien, wurde genau berechnet und einer höchstmöglichen Arbeitsleistung entgegengesetzt. So wußten die Herrenmenschen, wann ein neuer Transport Häftlinge angefordert werden mußte. Vernichtung durch Arbeit. Hier hatte der deutsche Faschismus den Kapitalismus auf seinen Grund gebracht. Lebendige Arbeit verwandelt sich in tote Gegenstände. Und selbst aus den Toten wußten die Herrenmenschen noch die letzten wertvollen Bestandteile herauszuziehen. Die Goldzähne dienten als Devisenwährung, die Haare als Filzmatten, die Kleider gingen an bedürftige Deutsche. Brillen, Uhren, Schmuck und andere persönliche Sachen verwandelten sich in fremdes Eigentum. Man ließ die Häftlinge auch gern ihr eigenes Grab schaufeln.

Am Schluß bleibt die Frage, warum so viele Deutsche mitgemacht haben? Durch den schnellen Zugriff der Nazis auf ihre politischen Gegner durch die von General von Schleicher in Auftrag gegebenen Polizeiakten und durch den sofort nach dem Machtantritt des Hitlerkabinetts einsetzenden staatlichen und paramilitärischen Terror wurde die Arbeiterklasse über Nacht enthauptet. Die anschließende polizeiliche Spitzeltätigkeit in den Reihen der Arbeiterklasse ließ nur noch konspirative Arbeit im kleinsten Maßstab zu. Ein Neuaufbau der Partei- und Gewerkschaftsorganisationen war ausgeschlossen, da der Staat mit aller Macht gegen die kleinsten Ansätze vorging. Mit der Besetzung der Gewerkschaftshäuser, dem Raub der Gewerkschaftsgelder und dem Hineinpressen der Gewerkschaftler in die Naziorganisation Deutsche Arbeitsfront (DAF) am 2. Mai 1933 hatten die Nazis und die Monopolbourgeoisie mit Hilfe der Staatsmacht und der zur Staatsmacht erklärten SA den Kampf endgültig gewonnen. Von da ab war das Naziregime stabilisiert und von innen nicht mehr angreifbar. Hoffnung machten sich viele Arbeiter darauf, daß das Regime nach wenigen Jahren an der verfehlten Wirtschaftspolitik zusammenbrechen würde. Das waren aber vollkommene Illusionen. Denn wie soll so ein Regime zusammenbrechen, wenn es Zugriff auf alle Wirtschaftsbe- reiche hat und die staatlichen Behörden mit deutscher Gründlichkeit im Sinne der neuen Machthaber weiterarbeiteten?

Für das deutsche Volk ging es zudem wirtschaftlich langsam wieder bergauf. Die riesigen Rüstungsindustrien benötigten Arbeitskräfte. Die heranwachsende Jugend wurde in den Großbetrieben hervorragend ausgebildet. Die täglich rieselnde immer gleiche Berichterstattung schlich sich in das Unterbewußtsein der Massen ein. Daß die Reichsmark im Aus-

land keinen Pfifferling mehr wert war, wußten die wenigsten, und selbst wenn, interessierte es sie nicht. Man kaufte ja im Inland ein. Die raumdeckende Überwachung der Bevölkerung, die Spitzel allerorten, ließen die öffentlichen Gespräche nur noch um Alltäglichkeiten kreisen. Keiner wollte ins KZ. Die Jugend wuchs mit falschen Idealen auf, und die Eltern hatten Angst, die Kinder aufzuklären. So kam es, daß eine neue Generation Panzerfahrer heranwuchs, die sich als Herrenmenschen verstand, die keinen Anstoß an den Welteroberungsplänen nahm, die dann im Krieg dessen Brutalität kennenlernte und dadurch selbst immer brutaler wurde. Alle Deutschen machten sich in diesem kriegerischen Kampf mehr oder weniger schuldig. Die Angst vor der Rache der Gepeinigten drückte sich dann als Angst vor dem Russen aus. Wenn die das mit uns machen, was wir mit denen gemacht haben, dann gnade uns Gott.

Aus einem staatlich betriebenen Morden kann sich niemand heraushalten. Man kann nur mitmachen oder dagegen kämpfen. Wer kämpft, steht bald selbst auf der Todesliste, wer mitmacht, überlebt, will davon aber nach dem Krieg nichts mehr wissen. Eine Schuldzuweisung führt zu nichts. Man muß die Ursachen aufdecken und gegen diese Ursachen mit aller Entschlossenheit vorgehen. Die Ursache für das Aufkommen des Faschismus ist der Monopolkapitalismus und dessen parasitärer Charakter. Monopolkapitalismus samt imperialistischen Gelüsten des Großbürgertums können nur überwunden werden, wenn das kapitalistische System als Ganzes durch den Sozialismus abgelöst wird. Sozialismus bedeutet Frieden und Völkerverständigung. Nur dadurch werden imperialistische Raubkriege von vornherein verhindert.

Jeder Faschismus hat seine nationalen Besonderheiten. Aber in allen Ländern geht es den Faschisten immer um die gewaltsame Beendigung des Klassenkampfes zwischen Bourgeoisie und Proletariat, und das meist zugunsten der einheimischen Monopolbourgeoisie. Denn immer ist es die aggressive Monopolbourgeoisie, die Grenzen niederreißt und nach neuen Märkten, billigeren Arbeitskräften und fremden Rohstoffquellen lechzt.

Heutzutage erhebt der Faschismus wieder überall unverschämt sein Haupt. Besonders ekelhaft in den ehemals sozialistischen Ländern, in Polen, in Ungarn, den baltischen Staaten, in Weißrußland, der Ukraine, ja sogar in Rußland. Doch die eigentlichen Drahtzieher und Geldgeber sitzen im Westen: in Deutschland, in Frankreich, in England, in Spanien und den USA. Sie wollen mit aller Macht das Rad der Geschichte zurückdrehen. Zum Teil ist es ihnen bereits gelungen mit verheerenden Folgen für die bürgerliche Demokratie und die Rechte der Lohnarbeiter.

6.3.3. Der gebändigte staatsmonopolistische Kapitalismus nach 1945

Bereits in der Weltwirtschaftskrise von 1928 bis 1932 griff der Staat regulierend in die planlose Wirtschaft der Nationalstaaten ein. Allerdings mit mäßigem Erfolg wie beim New Deal in den USA oder sogar mit einem völligen Desaster wie in Deutschland, als das Brüning-Kabinett und Nachfolger dem Land eine verheerende Sparpolitik verordneten. Sowohl der New Deal mit seinen Staatsinvestitionen als auch das Kaputtsparen der Wirtschaft in Deutschland und anderswo konnten aber den Grundwiderspruch des Kapitalismus nicht lösen. Dennoch ist eine die Krise überbrückende Ausgabenpolitik des Staates für die von Arbeitslosigkeit bedrohten Arbeiter besser als gar keine Staatsintervention. Gerade die Weltwirtschaftskrise machte die Notwendigkeit eines staatlichen Gesamtplanes für Produktion und Verbrauch deutlich.

Während des 2. Weltkrieges dann kam kein Land mehr um die staatliche Lenkung und Leitung der Wirtschaft herum. Der staatsmonopolistische Kapitalismus wurde überall zur Alltagserscheinung. Das Überleben jeder Nation hing von diesem Gesamtplan ab. Dabei ging die staatliche Gesamtplanung über alle bis dahin gekannte Planung hinaus. Es wurden nicht nur Rohstoffe und Devisen kontingentiert, die Produktionsmengen für Stahl, Aluminium, Kraftstoffe und Fertigerzeugnisse vorgegeben, genauso wurden die Lebensmittel für die Bevölkerung von Staatsbeamten verwaltet und der Verbrauch durch Gutscheine geregelt. In diesem großen Weltkrieg war alles präzise erfaßt, geregelt und einer staatlichen Kontrolle unterworfen.

Nach dem Krieg, wo alles zerstört war und wo es an allem mangelte, mußte die straffe staatliche Regulierung des Wirtschaftslebens weitergehen, ansonsten wäre das völlige Chaos ausgebrochen und die Hungernden wären zu Tieren verkommen. Es war aber auch klar, daß die staatliche Regulierung wieder zurückgefahren werden mußte, weil sie die Vielfalt der Warenproduktion behinderte. Der Staat konnte schließlich nicht alles bis zur letzten Zahnbürste und der letzten Büroklammer kontrollieren und regulieren.

Der Monopolkapitalismus hatte bisher zwei Weltkriege und eine Weltwirtschaftskrise hervorgebracht. Seit August 1945 verfügte er auch noch über die Technologie zum Bau von Atombomben. Mit dieser Waffe konnte die Menschheit vollständig ausgerottet werden. Wie sollte es nun in der Welt weitergehen?

Zunächst einmal zeigte sich die Labilität des Monopolkapitalismus darin, daß in den USA bereits 1946 wieder eine große Krise drohte. Die Demobilisierung der US-Soldaten und die Schließung der ersten Rüstungsfabriken führten zu einem Einbruch in der Industrieproduktion und malten das Schreckgespenst neuer Massenarbeitslosigkeit an die Wand. Die großen Rüstungsfabrikanten wurden bei Präsident Truman vorstellig. Sie drängten ihn, die Rüstungsfabrikation weiter zu betreiben und die Armee personell wieder aufzustocken. Truman besaß nicht die Kraft, diesem massiven Drängen zu widerstehen. Außerdem versprachen die Herren Rüstungsfabrikanten die uneingeschränkte Weltherrschaft der USA. Denn der Zeitpunkt für die Übernahme der Weltherrschaft war so günstig wie nie. Alle Konkurrenten in Europa und Asien lagen wirtschaftlich darnieder. Außerdem erhob sich mit der Sowjetunion die große sozialistische Alternative zum weltweiten Kapitalismus. Truman gab nach und die USA bauten die modernste Streitmacht der Welt auf. Mit dieser Streitmacht im Rücken konnten die US-Monopole ihre imperialistischen Weltmachtziele nahezu uneingeschränkt verfolgen. Nur die Sowjetunion und China stellten sich ökonomisch und militärisch diesem Plan entgegen.

Die wirtschaftlichen Weichenstellungen für die Nachkriegszeit fielen durch die Großmächte USA und UdSSR. Die politischen Weichenstellungen dagegen erfolgten in Zentraleuropa. Die Kommunisten hatten nach dem großen Sieg der Sowjetunion über den Faschismus in allen Ländern mächtigen Auftrieb erhalten. In Frankreich standen die Kommunisten kurz vor der Übernahme der Macht. In Italien regierten sie mit. In Griechenland tobte ein jahrelanger Kampf zwischen Kommunisten und Monarchisten, aus dem die Monarchisten 1949 nur durch die Unterstützung Englands und der USA erfolgreich hervorgingen. Die Lohnarbeiter waren als internationale Klasse eine Macht geworden. Sie forderten die Installation eines Sozialstaates ein mit gesetzlich geregelten Arbeits- und Urlaubszeiten. Das Gefährlichste für die Reaktionäre aber war, daß die noch weiter treibenden Kommunisten eine Theorie hatten – eine Theorie, wie man ohne Kapitalisten auskommt. Es war der wissenschaftliche Sozialismus, begründet von Karl Marx und Friedrich Engels.

Der wissenschaftliche Sozialismus also bedrohte die Fortexistenz des Kapitalismus am meisten. Und in der Tat: Mit der Oktoberrevolution hatten die Arbeiter- und Soldatenräte in Rußland 1917 die Macht übernommen. 1945 waren sie seit fast 30 Jahren an der Macht. Die Sowjetunion wurde ohne Kapitalisten industrialisiert. Und dieses Land hatte im zweiten Weltkrieg von den 1020 deutschen Divisionen allein über 600 vernichtet,

die vereinigten Westalliierten dagegen konnten gerade mal 70 Divisionen vernichten. Die Angst vor den Kommunisten steckte deshalb den Monopolherren tief in den Gliedern. Diese Angst steigerten die Monopolisten mit ihren Massenmedien zu einer Massen-Hysterie. Alles irgendwie nach Kommunismus Riechende wurde in den USA, in Westeuropa und den US-Einflußgebieten mit rücksichtsloser Brutalität bekämpft. Selbst vor der belanglosen Schauspielerei machten sie nicht halt. Die Hollywood-Studios mußten sich während der McCarthy-Ära nackt ausziehen und vor dem Ausschuß ihre besten Stücke bloß legen. Denn einige Filme der Jahre 1945 bis 1955 versteckten nicht ihre Sympathie für die Sowjetunion und für eine menschlichere Zukunft.

Um dem Gespenst des Kommunismus zu begegnen, waren die Monopolkapitalisten gezwungen, ihrerseits selbst mehr für die soziale Sicherheit ihrer Arbeiterklassen auszugeben. Sie mußten also auf einen Teil ihrer Profite verzichten und diese ihren Arbeiterklassen überlassen. Diese Beteiligung der Arbeiter an den Monopolprofiten bescherte dem vom Kommunismus bedrängten Kapitalismus einen Aufschwung, wie der das noch nie erlebt hatte. Die gestiegene Kaufkraft der Arbeiter ging sofort wieder in die Geldzirkulation, also in den Wirtschaftskreislauf, zurück. Die immer schneller zirkulierende Geldmenge der Löhne samt Kaufkraft bildete eine verlässliche Quelle für zusätzliche Investitionen, sowohl in der Produktionsmittel produzierenden Abteilung als auch in der Konsumtionsmittel produzierenden Abteilung. Plötzlich schien die Welt völlig krisenfrei zu sein. Über 20 Jahre hielt dieser „ewige“ Aufschwung an. Vollbeschäftigung, höchste Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit, freier Samstag, Urlaub in der Ferne, ja lieber Prolet, was willst du mehr?

Das Gespenst des Kommunismus war gebannt. Und nicht nur das. Das Wort Kommunismus war zum Schimpfwort geworden. Kommunisten waren plötzlich faul, dumm und dreckig. Die Kapitalisten dagegen waren nunmehr die feinen Herren, gepflegt, adrett und immer gut gelaunt. Sie verstanden auch etwas von Wirtschaft. Wie sonst hätte das Nachkriegswunder geschehen können? Ja, so einfach ist die Welt des Scheins. Man nimmt's, wie man's sieht. Heute, wo es keine gefährlichen Kommunisten mehr gibt, sind es plötzlich die „Terroristen“, die wie die Juden in Nazideutschland von 1933 bis 1945 oder wie die Kommunisten in den USA und Westdeutschland von 1945 bis 1989 mit brutalster Gewalt unterdrückt und ohne juristische Rechte als Sündenbock und als Mittel zur Angstmache herhalten müssen. Doch ist dadurch die Welt auch nur ein Stückchen besser geworden?

Wenn man sich umschaute, woher das Geld gekommen ist, von dem sich die westlichen Arbeiterklassen über vier Jahrzehnte ein sorgloses Leben machen konnten, wird es brenzlich. Die Herren Arbeiteraristokraten mit ihren alljährlichen Urlauben an den Stränden des Südens lebten dank ihrer „großzügigen“ Herren Monopolkapitalisten auf Kosten der übrigen Welt, also der Dritten Welt wie der Zweiten Welt. Über den Weltmarkt mit seinem nichtäquivalenten Austausch von Waren zwischen hochentwickelten Ländern und technisch zurückgebliebenen Ländern bezogen die Arbeiter mit Hilfe ihrer Monopolfreunde Extralöhne (billigste Südfrüchte, billige Urlaube im abhängigen Ausland...). Am meisten profitierten die Arbeiter der USA. Die USA besaßen mit dem Dollar das Weltgeld. Mit Hilfe eines überbewerteten Dollars zogen sie alle Währungen der Welt in die USA. Der von der ganzen Welt hart erarbeitete Reichtum floß durch reines Cuponabschneiden in die USA. Mit dieser Masche können die Amerikaner bis heute große Teile ihres wahnwitzigen Rüstungsprogramms bezahlen. Das heißt, die Dritte und die Zweite Welt bezahlten ihre Unterdrückung und ihren Untergang zum großen Teil mit ihrem eigenen Gelde. Zum andern erwachsen die gewaltigen Monopolprofite aus dem Tausch von viel lebendiger Arbeit gegen wenig vergegenständlichte Arbeit. Das Pflücken von Erdbeeren oder das Stechen von Spargel ist überaus mühselig und anstrengend. Polnische Pflücker können ein Lied davon singen. Der Ernteertrag eines Tages ist nicht sehr groß. Dagegen ist die Arbeit an einem Gewinde-Automaten extrem produktiv. Tauscht man jetzt Erdbeeren gegen Gewindebolzen aus, dann erhält man für sehr viele Erdbeeren nur ganz wenige Gewindebolzen. So funktioniert Austausch auf dem kapitalistischen Weltmarkt.

Die Existenz eines sozialistischen Weltsystems und der soziale Wettbewerb zwischen Kapitalismus und Sozialismus bändigten die Aggressivität des Monopolkapitalismus zumindest in einem Teil der Welt, der sogenannten modernen und aufgeklärten Welt. Wenn der Sozialismus an seinem Anfang nicht so stark gewesen wäre, dann hätte es nach 1945 bald einen Dritten Weltkrieg gegeben. Die Aggressivität des Monopolkapitalismus entspringt aus dem Zwang Monopolprofit zu erwirtschaften. Dieser Zwang ist nur mit List und Tücke oder aber durch Gewalt umzusetzen. Lug und Betrug sind ja seit jeher eine Erscheinung der Warenproduktion. Tücke und Gewalt aber sind eine neue Qualität in der Auseinandersetzung mit „Handelspartnern“. In der Gegenwart erleben wir, wie die USA mit nicht gefügigen Handelspartnern umspringen. Das hätten sie sich in den 1960er bis 1980er Jahren niemals so offen getraut. Der weltweite Kampf

ums Erdöl, der energiereichsten Energiequelle der Menschheit, die durch nichts zu ersetzen ist, zeigt die strategische Vorgehensweise der imperialistischen Länder. Wer über die reichsten Ölquellen verfügt, der kann nicht nur den längsten Krieg führen und die Kriegswirtschaft hochfahren, der kann zuallererst den Verkaufspreis monopolistisch bestimmen und sich so eine goldene Nase verdienen, und das fast zum Nulltarif.

Die Bändigung des Monopolkapitalismus von 1945 bis 1990 hat der Welt wertvolle Zeit verschafft, um sich das Wissen für eine zukünftige Welt anzueignen. In den kapitalistischen Ländern sind viele Menschen für eine andere Welt bereit. Manche haben schon ganz individuell für sich einen neuen Weg beschritten. Sie arbeiten nicht mehr für das Kapital. Sie versorgen sich mit einem Stückchen Land selbst. Doch das ist nicht die Lösung. Die Lösung kann nur der Sozialismus sein. Doch wie der funktionieren soll, das muß erst noch erforscht werden.

6.3.4. Verbrechen und Gebrechen des Frühsozialismus

Der gebändigte staatsmonopolistische Kapitalismus und der real existierende Sozialismus waren (rein ökonomisch betrachtet!) zwei Seiten ein und derselben Medaille, der Medaille des Sozialstaates. Der einzige Unterschied in dieser rein ökonomischen Betrachtung liegt im Motiv. Während der Sozialismus ein bewußt herbeigeführter und von den Herrschenden gewollter Sozialstaat war, blieb der Nachkriegskapitalismus des Westens immer ein erzwungener Sozialstaat, erzwungen durch den real existierenden Sozialismus und erzwungen von den Gewerkschaften und sozialistischen Parteien dieser immer noch rein kapitalistischen Länder.

Der soziale Staat war seit der Entstehung des Kapitalismus ein Wunschtraum der geknechteten Arbeiter und eine utopische Vorstellung so mancher bürgerlicher Philanthropen. Nach der Niederschlagung des Faschismus hatte auch der Kapitalismus als dessen Basis ideologisch abgewirtschaftet. Die Verbrechen des Faschismus waren 1945 so offenbar, daß niemand mehr darüber nachdenken mußte und jeder sagte „Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg“. Sozialismus war damals für die meisten Arbeiter und für nicht wenige Bürgerliche eine echte Alternative. Aber auch ein Sozialstaat war nicht zu verachten. Für die wissenschaftlich gebildeten Kommunisten jedoch war der Sozialstaat immer nur Zwischenstation. Das eigentliche Ziel war das Ende jeder Staatlichkeit,

jeder Fremdbestimmtheit, das Ziel hieß selbstbestimmtes Leben in einer Gemeinschaft aufgeklärter Menschen. Die real existierenden Kräfteverhältnisse schließlich bestimmten den weiteren Weg der Gesellschaften in Europa.

Wenn man den Weg der Sowjetunion von 1917 bis 1945 betrachtet, dann ist diese Zeit geprägt vom Aufbau einer Großindustrie mit Energieversorgung, Städtebau und Aufbau sozialer Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen, Universitäten, Wasserversorgung und Krankenversicherung. Im Prinzip mußte das feudale Rußland unter sozialistischen Vorzeichen seine eigene ursprüngliche Akkumulation des Kapitals nachholend durchmachen. Denn Kapital war ja in Rußland im Vergleich zum Großgrundbesitz eine zu vernachlässigende Größe. Den russischen Kommunisten blieb praktisch kein anderer Weg. Man mußte ja erstmal die Grundlagen des Sozialismus schaffen. Und die Grundlage des Sozialismus ist nun mal der Kapitalismus. Das bedeutete, Aufbau einer industriellen Basis, Aufbau von Arbeiterarmeen wie im Kapitalismus, und dennoch dabei die sozialen Bedürfnisse der Arbeiter nicht aus den Augen verlieren.

Die russischen Kommunisten, die sich Bolschewiki, also die Mehrheit, nannten, hatten die Februar-Revolution von 1917 nicht gemacht. Die hatten die Menschewiki und die Sozialrevolutionäre gemacht. Diese wußten aber mit der neuen Situation nichts anzufangen. Sie waren im Begriff, das russische Reich zu verspielen. Denn ohne eine straffe staatliche Führung mußten die eigenen Truppen den angreifenden Deutschen unterliegen. So mußte es zur Oktober-Revolution kommen, ob mit oder ohne Lenin. Lenin sorgte für sofortige Friedensverhandlungen mit Deutschland, und damit für ein Weiterbestehen des russischen Reiches. Worauf er hoffte, waren ebensolche Revolutionen in Deutschland, in Österreich-Ungarn, in Frankreich. Lenin hoffte auf eine gesamteuropäische soziale Revolution, aus der ein wirtschaftlich starker und politisch geeinter Sozialismus hervorgehen konnte. Als dies 1918/19 nicht eintrat, war guter Rat teuer. In dieser Situation wäre es vielleicht politisch klüger gewesen, nicht mehr vom Aufbau der Grundlagen des Sozialismus zu sprechen, sondern vom Aufbau eines Sozialstaates, der weitgehend von kapitalistischen Strukturen geprägt, aber von einem der sozialen Gerechtigkeit verpflichteten Staat überwacht und geleitet werde. Dies hätte viele spätere Irrtümer und Mißverständnisse vermieden. Man darf nie vergessen, daß die Arbeiter im jungen Kapitalismus erst in Jahrzehnten schwerster Mißhandlungen und kleinlichster Gehässigkeiten seitens der Kapitalisten zu pünktlichen, straff arbeitenden und kaum murrenden Industriearbeitern „erzogen“

werden mußten, bis Fleiß und Pünktlichkeit den nachwachsenden Arbeitergenerationen schließlich in Fleisch und Blut übergang, bis es unter den Arbeitern als Schande galt, träge zu sein oder zu spät zu kommen. In Sowjetrußland gab es eine solche Arbeiterklasse nur in Ansätzen. Millionen von Bauern mußten erst dazu gemacht werden.

1945 bot sich für einen gesamteuropäischen Sozialismus erneut die Chance. Die europäischen Volksmassen waren dafür bereit. Was fehlte, waren die Köpfe, die eine solche Revolution in die richtigen Wege leiten konnten. Die Köpfe fehlten deshalb, weil die deutschen und die anderen europäischen Faschisten beginnend seit 1922 in Italien eben jene Köpfe der Arbeiterklasse abgeschlagen hatten. Besonders hervorgetan haben sich dabei die französischen Polizisten, die bis zur letzten Sekunde Jagd auf französische Kommunisten und mit ihnen sympathisierende Intellektuelle machten und sie zu Hunderten den deutschen Besatzern und damit dem Tode auslieferten. Übrig blieben Funktionäre, die nur funktionierten, und junge Revolutionäre ohne Wissen und Erfahrung. Als diese dann Wissen und Erfahrung erworben hatten, waren die europäischen Machtverhältnisse längst wieder bürgerlich festgefügt.

Dennoch entstand in Osteuropa eine sozialistische Staatengemeinschaft. Es war das Gebiet, das die Sowjetunion bei ihrem Vormarsch nach Westen befreit hatte. Diesmal gehörten zu diesem Einflußgebiet auch fortgeschrittene Industriestaaten wie die DDR und die CSR. Doch die sowjetische Staatsführung bestand aus zwei Klassen von Kommunisten: die einen waren es in ihren Taten und im Gewissen, die anderen waren es nur in Worten. Die kommunistischen Führer in der DDR und der CSR wiederum waren in ökonomischen Dingen in der Mehrzahl wenig bewandert. Also richteten sie sich am Vorbild Sowjetunion aus. Die Sowjetunion hatte fast im Alleingang Deutschland besiegt, also konnte das sowjetische Wirtschaftsmodell nicht schlechter sein als das von Deutschland. Man vergaß dabei, daß es sich in beiden Fällen um eine Kriegsindustrie gehandelt hatte. Aber Kriegsindustrie ist staatsmonopolistischer Kapitalismus in höchster Einfalt. Das kann weder Vorbild für eine kapitalistische Friedensindustrie sein noch Vorbild für eine sozialistische Großindustrie. Trotzdem übernahmen die Staaten des Ostblocks das sowjetische Modell. Sie hatten keine besseren Ideen. Die Sowjetunion drängte ihnen ihr Modell nicht auf. Sie unterstützte diese Länder aber, wenn sie sich dafür entschieden.

In der DDR scheiterte das sowjetische Wirtschaftsmodell bereits 1958. Trotz großer Investitionen in die Industrie warf die zentrale Leitung

und Planung der Volkswirtschaft eben jener Volkswirtschaft beständig administrativ-bürokratische Knüppel zwischen die Beine, wodurch die Arbeitsproduktivität hinter den Investitionen zurückblieb. Nichts funktionierte in dieser Wirtschaft von alleine, weil die Verantwortung allein an der Spitze der Befehlspyramide lag. Das war die Funktionsweise der sowjetischen Wirtschaft. Kein Brigadeleiter, kein Meister, kein Bereichsleiter, kein Direktor, kein Kombinatdirektor wollte oder konnte Verantwortung übernehmen ohne das Wohlwollen seines Vorgesetzten. So gingen selbst kleine Vorfälle bis hinauf zum Minister. Und dieser meinte dann: Ja, muß ich denn alles alleine machen? Als 1959 in der DDR auch noch die hochgelobte Luftfahrtindustrie zu scheitern drohte, begann ein Umdenken bei SED-Chef Walter Ulbricht. Die DDR-Luftfahrtindustrie war nach dem Vorbild des Junkers-Konzerns und von dessen führenden Ingenieuren ab 1954 strukturiert und aufgebaut worden. Im Januar 1958 erhielt der Konzern die in der DDR übliche VEB-Struktur übergestülpt. Von da an ging es radikal mit dem Industriezweig bergab. Ulbricht erkannte, daß nicht die Arbeiter und Ingenieure die Schuld trugen, sondern die VEB-Struktur mit ihrer organisierten Verantwortungslosigkeit. Es war nicht so, daß die Verantwortlichkeiten in den Arbeitsverträgen nicht benannt worden wären, sondern daß der Verantwortlichkeiten einfach zu viele waren. Zu viele bei den Leitern, die sich noch dazu überschritten, und zu belanglose bei den Arbeitern und niederen Angestellten, die sie ohne sich ein Bein ausreißen zu müssen, einhalten konnten.

Ulbricht gab nach dem Mauerbau 1961 das Neue Ökonomische System (NÖS) in Auftrag, das zwar die größten Fehler des sowjetischen Wirtschaftsmodells beseitigte, aber dennoch schon 1967 scheiterte, weil dieses System erstens der gesamten DDR-Volkswirtschaft aufgehalst wurde, ohne es in einer Sonderwirtschaftszone wenigstens mal getestet zu haben, und zweitens, weil an der betrieblichen Hierarchie des Nebeneinanders von betrieblicher und parteilicher Führung weiter festgehalten wurde, wodurch die staatlichen Leiter ihre Fehler auf die leitenden Parteikader abwälzen konnten oder umgekehrt.

Man könnte nun meinen, daß der Sozialismus ein einziger großer Schwindel gewesen ist. Von innen betrachtet, stimmt das sogar. Den Arbeitern und Leitern wurden Ziele und Aufgaben gestellt, die am Sozialismus vorbei führten. Deren Mühen mußten deshalb erfolglos bleiben. Weshalb sie sich verraten fühlten. Doch Gefühle sind erwiesenermaßen schlechte Ratgeber. Man muß sich schon der Mühe einer tiefgreifenden Analyse unterziehen, um gerecht und zukunfts offen urteilen zu können.

Manche Wissenschaftler meinen, der Sozialismus sei aus wirtschaftlichen Gründen gescheitert, weil er nicht effizient genug war, manche meinen, er sei aus politischen Gründen untergegangen, weil in ihm zu wenig Freiheit geherrscht habe, andere wiederum meinen, daß der Mensch von Natur aus zu schlecht sei, um mit ihm eine sozialistische Gesellschaft aufbauen zu können. Für die Richtigkeit ihrer Auffassungen führen alle drei Fachrichtungen unzählige Beweise an. Aber nicht ein einziger von ihnen ist stichhaltig. Denn keiner von ihnen lenkt die Aufmerksamkeit auf jenes Phänomen, das schon im Kapitalismus in vollster Ausprägung erscheint, das aber im Sozialismus bei einer Nichtlösung zum Totengräber des Sozialismus werden muß – nämlich das Problem der entfremdeten Arbeit. Gerade der Sozialstaat mit seiner Fürsorge für den Einzelnen ist es, der das Problem der entfremdeten Arbeit weiter verschärft. Je wohliger der Einzelne sich in der sozialen Hängematte fühlt, desto mehr ist er von seiner Arbeit abgestoßen. Die Arbeit wird für ihn zweitrangig.

Der Grund für die Nichtlösung des Problems der entfremdeten Arbeit im Sozialismus war, daß dieses Problem als solches nicht erkannt bzw. als ein sich selbst lösendes Problem aufgefaßt wurde. Je mehr also die Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum übergehen würden, desto mehr würden auch die Arbeiter ihre Arbeit als Arbeit für sich begreifen. Aber das ist falsch bzw. nicht ganz richtig. Das gilt nur für jenen kleinen Teil der Arbeitenden, der den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang begriffen hat und der bereits in Altersmilde zu seinen Mitmenschen erstarrt ist. Die Masse jedoch begreift nur den unmittelbaren Zusammenhang, wie er sich alltäglich vor ihren Augen abspielt: Meine Arbeit ist Broterwerb, sie reduziert meine Freizeit, das von mir Produzierte interessiert mich nicht, denn es ist ja nicht für mich, sondern für andere produziert.

Produktion im Sozialismus ist gesellschaftliche Produktion. Wenn nun die gesellschaftlichen Produktionsmittel aus der Privathand des Kapitalisten in die Verfügungsgewalt des sozialistischen Staates übergehen, so kann man das als Vergesellschaftung der Produktionsmittel auffassen, in Wirklichkeit ist es aber nur deren Vorstufe. Denn es ist nur Staatseigentum geworden. Staatliche Beamte verfügen jetzt über seine Verwendung, statt dem Kapitalisten. Es ist ein bißchen so wie in der patriarchalischen Despotie der ersten Zivilisationen: Die Produktionsmittel gehören zwar allen, aber nur einer hat die Verfügungsgewalt darüber.

Gesellschaftliche Produktion heißt deshalb gesellschaftliche Produktion, weil diese Produktion nur von der gesamten Gesellschaft ausge-

führt werden kann, also über das Wissen und Können eines Einzelnen hinausgewachsen ist. Nur gemeinsam können diese Produktivkräfte in Bewegung gesetzt werden. Nur gemeinsam können die beabsichtigten Ergebnisse erzielt werden. Die gesellschaftliche Produktion muß deshalb dem Einzelnen als eine gesellschaftliche Macht erscheinen, die ihm ungefragt gegenübertritt, die ihn zu einem kleinen Schräubchen im großen Getriebe macht, in dem er funktionieren muß und worauf er nicht den geringsten Einfluß hat. Kurz, die vergesellschaftete Produktion des Sozialismus erscheint dem produzierenden Menschen genauso fremd wie die Produktion im Kapitalismus mit seiner privatwirtschaftlichen Aneignung des gesellschaftlich produzierten Reichtums. Dieser Widerspruch ist der Grundwiderspruch des Sozialismus. Ein Widerspruch, der gelöst werden muß und der gelöst werden kann (Im Kapitel 7.2. „Die Aufhebung der entfremdeten Arbeit“ wird die Auflösung dieses Widerspruchs entwickelt).

Nach den Gebrechen des Sozialismus stellt sich noch die Frage nach seinen Verbrechen. Diese müssen nach den Berichterstattungen der bürgerlichen Medien unvorstellbar gewesen sein. Und in der Tat, das waren sie, aber eben nur in den Augen der bürgerlichen Klasse. Das größte Verbrechen war die bedingungslose Enteignung der Großgrundbesitzer, der Monopole und der Finanzoligarchie. Dieses Verbrechen war so groß, daß sich die ganze kapitalistische Welt, von England über Frankreich, Japan bis zu den USA, verbündete, um Lenin zu ermorden. Als das 1918 mißlang, fielen sie in das noch kindliche Sowjetreich mit ihren Truppen ein, um den Sozialismus noch in seiner Wiege zu erwürgen. Als sich 1936 Nazideutschland rechtswidrig wiederbewaffnete, unternahmen die Herren des Großkapitals in England, Frankreich und den USA auf diplomatischen Wegen alles, um dessen Aggressivität nach Osten zu lenken. In den Weiten der Sowjetunion sollten sich die beiden Kontrahenten zerfleischen. Danach würde man der lachende Dritte sein. Nach diesem Strickmuster verfahren die USA bis heute. Und dennoch maßen sich diese Herren immer wieder an, anderen Regierungen und Ländern Belehrungen erteilen zu dürfen.

Verbrechen im bürgerlichen Sinne ist doch all das, was gegen staatliche Gesetze verstößt. Aber ist es nicht der Staat selbst, der genau jene Gesetze erläßt? Wie aber kommt der Staat darauf, gerade dieses und jenes Gesetz zu erlassen, und nicht ein anderes? Spiegeln Gesetze eine ewige über alles stehende Moral wider, die zu verletzen sich nicht gehört? Wenn es eine ewige Moral gibt, woher kommen dann solche Moralvorstellun-

gen wie die Steinigung, die Beschneidung, das adlige Recht auf den ersten Beischlaf? Kann es sein, daß die Moral eben nicht eine ewige ist, daß sie sich ändert mit der Entwicklung der Produktivkräfte? Kann es dann nicht auch sein, daß die bürgerlichen Moralvorstellungen völlig veraltet gegenüber den Moralvorstellungen des Sozialismus sind? Warum empfindet ein überzeugter Faschist kein Mitleid mit seinen Opfern? Kennen Faschisten allgemein kein Mitleid oder nur gegenüber speziellen Sorten von Menschen nicht wie Kommunisten, Juden, Neger und anderen Gesecks? Sollte man nicht wenigstens in Betracht ziehen, daß Menschen ihre Geschichte machen, indem sie nicht nur arbeiten, sondern sich auch zu ganz bestimmten Klassen und Schichten vereinen, um ihre Interessen durchzusetzen? Wenn dann eine bestimmte Klasse sich die Macht erobert wie die Sklavenhalter in der Antike, der Adel im Mittelalter oder das Besitzbürgertum in der heutigen Zeit, daß dann diese Klasse genau solche Gesetze erläßt, die seine Herrschaft gegenüber dem übrigen unterdrückten Volk absichert? Wenn sich dann Einzelne gegen diese Herrschaft auflehnen, verstoßen sie gegen das Gesetz, machen sie sich eines Verbrechens schuldig. Wenn sie dasselbe machtvoll als Klasse tun, ist es in den Augen der Herrschenden immer noch ein Verbrechen, doch dann lassen die Herrschenden meist Milde walten, denn die Niedermetzelung der produzierenden Klasse wäre nicht nur ein Schnitt ins eigene Fleisch, sondern ein Schnitt durch die eigene Kehle. Was also sollen diese ewigen Vorwürfe an einen seit 25 Jahren mausetoten Sozialismus? Mal abgesehen davon, daß es abstoßend ist, beständig auf einen bereits Toten einzutreten, soll dieser Rummel doch nur von den chaotischen Zuständen ablenken, die sich erst seit dem Untergang des Sozialismus in der Welt breit gemacht haben. Seitdem es keinen Sozialismus mehr gibt, regiert überall nur noch das Recht des Stärkeren, soll der Rest der Welt seine Märkte bedingungslos der Warenflut der Monopole öffnen, brechen Kriege aus, wo jahrzehntelang Frieden herrschte. Selbst Europa ist wieder bedroht. Wer begeht jetzt all diese Verbrechen, wenn doch die größten Verbrecher, sprich die sozialistischen Staaten, längst das Zeitliche gesegnet haben?

Verbrechen im menschlichen wie gesellschaftlichen Sinne sind all jene Taten, die das Rad der Geschichte gewaltsam zurückdrehen wollen. Mit Unmengen an schmutzigem Geld, mit brutaler Gewalt, aber auch mit Tücke und List versuchen die Herren des Kapitals die Arbeiterklasse zu bestechen, zu unterdrücken, zu verdummen und hinter das Licht zu führen. Sie wollen das Rad der Geschichte ein für alle mal zum Stillstand bringen. Dafür ist jedes Mittel recht. Erst recht das Mittel des Betrugs. Die

bürgerlichen Massenmedien verbreiten tagtäglich nur die Meinung des Bürgertums, wohlwissend, daß mindestens 80 Prozent der Bevölkerung nicht dazugehören. Diese 80 Prozent, die die Lohnarbeiterklasse bilden, werden also bewußt vom Bürgertum ignoriert. Entweder, diese 80 Prozent eignen sich die bürgerliche Meinung mit an, oder aber sie gehen leer aus. Sie können sich keine eigene Meinung bilden, weil sie gar keine anderen Informationen außer den bürgerlichen bekommen. Sieht so Pressefreiheit aus? Allerdings. Zumindest die bürgerliche Pressefreiheit. Gibt diese doch jedem Reichen das Recht, seine Meinung frei zu verbreiten. Er muß sich dazu nur eine Zeitung, einen Fernsehkanal oder gleich eine Nachrichtenagentur kaufen. Dafür braucht er weder staatliche Genehmigungen noch muß er irgendwelche Auflagen erfüllen, die eine „ausgewogene“ Berichterstattung einfordern. Die bürgerlichen Medien brauchen nicht zu lügen, sie lassen einfach nur alles weg, was ihnen nicht in den Kram paßt. Und wenn es gegen die Arbeiterklasse geht, sind sie sich im Weglassen auch immer sehr einig. Der bürgerliche Journalist saugt schließlich schon mit der Muttermilch das feine Gespür dafür ein, was er wie sagen oder verschweigen muß, damit es im bürgerlichen Sinne politisch korrekt daherkommt. Die Lüge überläßt der anständige bürgerliche Journalist dann den Hetzblättern, die das gutbürgerliche Gestülze in die Sprache der Straße übersetzen.

Was bezweckt die Bourgeoisie mit ihrer Art von Pressefreiheit? Sie braucht die ideologische Deutungshoheit über das Geschehen in der Welt. Dieser Krieg um die Köpfe wird mit aller Macht von der Bourgeoisie geführt. Sie muß ihn führen, und sie muß ihn jeden Tag gewinnen. Denn sie weiß, daß sie den offen geführten Bürgerkrieg gegen die Arbeiterklasse in den Straßen der Städte niemals gewinnen könnte. Deshalb scheut sie den offenen Kampf und versteckt sich lieber hinter Schlagzeilen und schockierenden Bildern. Letztlich bezweckt die Bourgeoisie mit all dem ihren Machterhalt. Die Herrschaft des Besitzbürgertums und seine gesellschaftliche Entsprechung, der Kapitalismus, sollen als das Ende der Geschichte erscheinen. Alles, was darüber hinaus weist oder hinter die Kulissen blicken läßt, ist Teufelswerk, ist ein Verbrechen.

Für die Menschen, die im Sozialismus gelebt haben, war dieser Sozialismus ein kleines Fenster in die Zukunft der Menschheit. Befreit von der täglichen Existenzangst wurden all jene Probleme für die Menschen sichtbar und wichtig, die übrig bleiben, wenn die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigt ist: all die zwischenmenschlichen Probleme wie falsche Liebe, Geringschätzung des anderen, Trägheit im

Geiste wie am Arsch, Oberflächlichkeit und so weiter und so fort. Probleme, die wohl ewig sind oder von sehr langer Dauer sein werden.

Wenn es irgend jemanden gibt, der die im Sozialismus begangenen Verbrechen aufarbeiten darf, dann sind das einzig und allein die Lohnarbeiter dieser Welt, die einen besseren Sozialismus aufbauen wollen. Und diese Menschen werden sehr genau hinschauen, was sie vom gewesenen Sozialismus übernehmen wollen und was nicht. Was sie mit Sicherheit nicht für wert befinden aufzuheben, das werden die Verbrechen sein, die im Namen des Sozialismus von den Staatsbeamten und Parteifunktionären begangen wurden. Und sie werden viel strenger, aber auch sachlicher richten, als das die bestallten Lakaien des Kapitals jemals tun könnten. Denn der schlechteste Sozialismus ist immer noch verteidigungswerter als der beste Kapitalismus.

6.3.5. Die neoliberale Kehrtwende der Margaret Thatcher

Die Bourgeoisie ist eine sehr heterogene Klasse. Jeder Bourgeois verfolgt seine ganz privaten Interessen. Die eine Partei zieht in die eine Richtung, die andere in die andere Richtung. In einem jedoch sind sich alle Bourgeois einig, in ihrem Haß auf die dumpfbackenen Arbeiter, die sich bei anderen verdingen müssen, um am Leben zu bleiben. Unsere Bourgeois saugen diesen Sozialdarwinismus mit der Muttermilch ein: Jeder Mensch, der nicht sein eigenes Geschäft betreibt, ist kein richtiger Mensch. Er ist ein Wicht, ein Mensch zweiter Klasse, der nichts Besseres verdient hat. Er soll froh sein, wenn wir ihm Arbeit geben. Aus einem solchen Milieu stammte auch Margaret Thatcher. Ihr Krämerverstand reichte von der Ladenglocke ihres elterlichen Geschäfts bis zur Kasse und wieder zurück. Eben deshalb nahm sie von 1979 bis 1990 so erfolgreich ihren politischen Aufstieg im stockkonservativen Großbritannien.

England war und ist das Mutterland des Kapitals. Von hier aus nahm die Industrialisierung ihren Lauf rund um die Welt. England ist auch heute noch das fortgeschrittenste kapitalistische Land. Es steht an der Spitze des gesellschaftlichen Progresses. Alles, was England schon hinter sich hat, haben andere Länder noch vor sich. Besonders der Weltgendarms USA. Diese sollten die Geschichte Englands von der führenden Industriemacht zur imperialistischen Weltmacht mit Kolonien so groß wie halbe oder ganze Kontinente bis hin zum Niedergang der Wirtschaft und zur politi-

schen Bedeutungslosigkeit sehr genau studieren. Denn es ist ihre eigene Zukunft. Aber auch Deutschland und Japan haben hier ihre eigene Zukunft vor Augen. In Japan hält die wirtschaftliche Stagnation seit 25 Jahren an. Deutschland kann seine eigene Stagnation dank der Europäischen Union geschickt kaschieren. Doch die allgemeine Krise des Kapitalismus hat sich in den letzten 50 Jahren bereits so vertieft, daß diese allgemeine Krise selbst schon einen zyklischen Charakter angenommen hat und jedes Abflauen der Dauerkrise bereits als Aufschwung (Konjunkturaussichten) medial wahrgenommen wird.

Wie konnte gerade in England der Neoliberalismus zur Welt kommen? Und warum ausgerechnet 1978? Was ist Neoliberalismus? Woher kommt er? Was bewirkt er? Was beschert er der Welt und der Menschheit heute und in Zukunft?

Das britische Großreich war schon vor dem 2. Weltkrieg im Niedergang begriffen. Das von Lenin entdeckte Gesetz der ungleichmäßigen Entwicklung der kapitalistischen Länder ließ einige Länder gedeihen, während andere Länder darben. Während also die USA oder Deutschland an wirtschaftlicher Kraft gewannen, verlor Großbritannien an Kraft und damit an Macht und Einfluß. Nach dem 2. Weltkrieg übernahmen die USA die Vormachtstellung in der Welt. Der amerikanische Kapitalismus war gegenüber dem britischen Kapitalismus aufgeweckter und vielleicht auch skrupelloser. Vor allem aber war er proletenhafter. Die Amerikaner kehrten nicht ihr elitäres Selbstverständnis heraus wie die Briten, sondern beschleunigten ihre wirtschaftliche Entwicklung durch Monopolisierung ganzer Industriezweige wie Elektrotechnik, Chemieindustrie, Fahrzeugindustrie und Flugzeugindustrie auf der Basis einer Massenproduktion für die Massen. Die Briten dagegen produzierten weiter wie bisher in zwei Qualitäten, eine für die Wohlhabenden und eine für die armen Schlucker. Die wohlhabenden Briten waren träge im Denken und noch träger im Handeln. Die elitären britischen Wirtschaftskapitäne benötigten Monate und Jahre für wichtige Entscheidungen. Golfspielen und das Clubleben waren ihnen wichtiger als Entscheidungen für die Zukunft zu treffen. Die britische Bourgeoisie versäumte es nach dem Kriege, schnell und gezielt in Industriezweige zu investieren, die zukunftsfähig waren, die Devisen sparen oder einbringen konnten sowie die Qualität für alle an die oberste Stelle setzte. Die britische Industrie bildete nur 40 Prozent ihrer Jugendlichen aus, während es in Deutschland oder Frankreich 90 Prozent waren. So erwies sich die britische Regierung als unfähig, z.B. ihre großartige Luftfahrtindustrie zu verstaatlichen oder wenigstens zu monopolisieren.

Die vielen britischen Flugzeughersteller hatten gar nicht die finanziellen und wissenschaftlichen Mittel, um moderne Flugzeuge zu entwickeln und in großen Stückzahlen in kurzer Zeit zu produzieren. Sie machten sich statt dessen gegenseitig die staatlichen Unterstützungen streitig und entwickelten parallel ähnliche Muster in Konkurrenz.

Die andere Seite des britischen Niedergangs bildete der Sozialstaat, der überall in Westeuropa als Antwort auf die entstandene sozialistische Herausforderung installiert werden mußte, um die Arbeiterschaft im Zaume halten zu können. Die britischen Gewerkschaften waren die ältesten der Welt und dementsprechend gut organisiert, aufeinander abgestimmt und finanziell abgesichert. Das „Konsumieren“ an sich wurde zum Kriterium für den Sozialstaat, der als Wohlfahrtsstaat mißverstanden wurde, und zwar von beiden Seiten, von den Arbeitern wie von den Politikern. Politiker und Gewerkschaftsbosse verteilten ihre Wohltaten und erwarteten im Gegenzug ein Wohlverhalten der Arbeiter gegenüber der Wirtschaft, genannt Sozialkompromiß.

Trägheit auf Seiten des Kapitals und Trägheit auf Seiten der Arbeiterschaft gingen in England Hand in Hand und deshalb in die wirtschaftliche Talfahrt über. Es war Maggie Thatcher, die die Reißleine zog, als der Staatsbankrott drohte. Es waren aber eben nicht die exorbitanten Forderungen der britischen Arbeiter, die den Staat in den Bankrott getrieben hatten, denn die westdeutschen oder französischen Arbeiter lebten noch viel besser als die britischen. Es waren in Wirklichkeit die völlig überzogenen Rüstungsausgaben, die das Weltreich erhalten sollten, und noch mehr die verfehlte Wirtschaftspolitik mit ihren geruhsamen Wirtschaftskapitänen, einer degenerierten Elite wie schon im Mittelalter der Adel, denen das bürgerliche Wohlleben wichtiger schien als das Wohlergehen des Betriebes.

Margaret Thatcher appellierte an die alten bürgerlichen Tugenden wie Fleiß, Pünktlichkeit, Sparsamkeit und nicht zuletzt Verantwortungsbereitschaft, um in Britannien wieder an die alten glorreichen Zeiten anzuknüpfen, als England die ganze Welt mit Industrieprodukten überschwemmte, die so billig und gut waren, daß niemand auf der Welt da mithalten konnte. Im Grunde wollte Maggie Thatcher zurück zu den Ursprüngen, zum Liberalismus, zum Kapitalismus der freien Konkurrenz unter dem Motto: Der Markt ist absolut frei und der Beste setzt sich durch.

Entstanden war diese Vorstellung nicht allein im Kopfe der Margaret Thatcher. Es gab um 1978 eine ganze Schule von Ökonomen um Milton Friedman, die im Staat und seinen regulatorischen Eingriffen in die

Volkswirtschaft den Grund für den Niedergang des Kapitalismus sahen oder sehen wollten (denn der kluge Milton Friedman konnte so einfüchtig gar nicht gewesen sein). Diese Leute verfolgten mit ihrer neoliberalen Strategie ganz andere Ziele. Doch Maggie Thatcher war sicher von der Richtigkeit dieser Wirtschaftslehre überzeugt. Sie paßte so schön in die Krämerwelt der herzlosen eisernen Lady. Ihre ganze Härte gegen sich selbst und andere stammte aus diesem Milieu des zähen Existenzkampfes des kleinen auf sich allein gestellten bürgerlichen Ladenbesitzers.

Der Neoliberalismus nahm seinen Anfang im England des Jahres 1979. Margaret Thatcher war am 3. Mai 1979 Premierministerin geworden. Ihr erstes Ziel war die Vernichtung der Gewerkschaften. Dies wurde von langer Hand vorbereitet und 1984/85 an der größten britischen Gewerkschaft NUM (Bergarbeiter) durchexerziert²⁴. Das zweite Ziel war der Rückzug des Staates aus der Wirtschaft: Eisenbahn, Post, Energieversorgung, Wasserwerke, die staatliche Fluglinie, alles stand zum Verkauf an private Betreiber. Ihr drittes Ziel war die Abschaffung der staatlichen Aufsicht über alles, was die private Wirtschaft betraf. Jeder Betrieb, vom kleinsten bis zum größten, sollte produzieren und verkaufen können, was ihm beliebte. Am Markt würde sich dann entscheiden, ob das Produkt eine Zukunft hat oder nicht, egal ob es sich um Spielzeug, Trikotagen, Autos oder Pharmazeutika handelte. Und um die gesamte Wirtschaftsentwicklung dauerhaft zu befeuern, sollten die Spitzensteuersätze für Unternehmen drastisch gesenkt werden. Das war im Kern das Wirtschaftsprogramm der Margaret Thatcher. Dieses Programm, das lange zuvor in den Köpfen neokonservativer Denker strategisch entwickelt worden war, trat mit Maggie Thatcher ab 1979 in die Wirklichkeit. Es veränderte die Welt

²⁴ Der „Economist“ veröffentlichte 1978 den Plan des früheren Industrieministers Keith Joseph, der empfahl, Sektor für Sektor von Gewerkschaften, Tarifbindung und Mitbestimmung freizukämpfen, Streikbrecher frühzeitig anzuwerben, die Polizei aufzurüsten und Streikende künftig von Sozialleistungen auszuschließen, um den finanziellen Druck auf sie zu erhöhen. Als wahrscheinlichstes Schlachtfeld machte man den Bergbau aus. Deshalb sollten die Kohlereserven langfristig aufgestockt, Kohleimporte vereinbart, gegen eventuelle Solidaritätsstreiks der Eisenbahner gewerkschaftlich unorganisierte Lkw-Fahrer eingestellt sowie langfristig die Kohlekraftwerke so umgebaut werden, daß sie auch mit Erdöl betrieben werden konnten. Als dann am 1. März 1984 die Schließung von 25 „unrentablen“ Zechen bekanntgegeben wurde, brach der größte Streik in der Geschichte Großbritanniens mit 170.000 Streikenden aus. Die Bergarbeiter und ihre Familien tappten in die Falle der Margaret Thatcher. Ein Polizeioffizier verplapperte sich im Mai 1984 und sagte dem NUM-Gewerkschaftsboß Arthur Scargill: „Ihr Jungs habt keine Chance. Wir haben vier Jahre für euch trainiert und schon zwei Jahre auf euch gewartet.“ Margaret Thatcher hatte zum Sturm auf den „inneren Feind“ geblasen und die bürgerlichen Massenmedien schossen sich nach dem gewonnenen Falkland-Krieg auf den neuen und doch so alten Feind – die britische Arbeiterklasse – ein. Die Folgen dieses umfassenden Thatchersieges heißen Untergang des Sozialstaates und des Sozialismus auf der einen Seite sowie Befreiung des Kapitals von allen sozialen Fesseln auf der anderen Seite. (vgl. Axel Berger: „Verlassen. Verprügelt. Verloren.“ In Neues Deutschland vom 18. März 2014)

innerhalb von nur zehn Jahren radikal. Es bildete den Anfang vom Ende des Sozialstaates. Die schwächsten Sozialstaaten – das sozialistische Staatensystem – brachen zuerst wirtschaftlich zusammen. Die anderen kapitalistischen Sozialstaaten warfen danach ihren Sozialstaat auf den Müllhaufen der Geschichte und öffneten dem Monopolkapital Tür und Tor zur privaten Bereicherung. Seitdem fallen die arbeitenden Massen langsam in Massenarmut und Rechtlosigkeit zurück. Dagegen feiern die neoliberalen Emporkömmlinge an den Börsen von London bis New York trotz fortschreitender Wirtschaftskrise ihre absoluten Freiheiten bis ins Koma aus. Sie erklären die Welt zu einem Spielcasino und eignen sich wie in einem Selbstbedienungsladen mit Hilfe des Staates die Werte fremder Arbeit an, um diese dann im Casino des Welthandels preismäßig in schwindelerregende Höhen zu treiben, die dann allerdings genauso regelmäßig wieder auf ihren eigentlichen Wert kollabieren. Wenn dieses neoliberale Spiel so funktionieren würde wie das bekannte Spiel mit dem einen fehlenden Stuhl, hätte keiner was dagegen, denn wer zuletzt noch steht, bezahlt die Zeche. Leider bezahlen die Zeche immer die, die dieses Geld mühsam erwirtschaftet haben, also die Arbeiter.

Was ist eigentlich Neoliberalismus? Die Apologeten des Kapitals erklären uns in ihren Hochglanzbroschüren den Neoliberalismus als die absolute Freiheit. Jeder kann reich werden. Keiner wird mehr vom Staat bevormundet. Alle haben die gleiche Chance zum Glück. Man müsse nur hart arbeiten, dann werde man auch belohnt. Die Börsen geben das Geld, natürlich mit Zinsen. Und der Jungunternehmer verwirklicht seine Geschäftsidee. Ist sie gut, wird er reich. Ist sie schlecht, muß er sich eben was Neues ausdenken. Diese Kindergeschichten werden noch immer gedruckt und leider auch gelesen und geglaubt.

Es war der Sozialstaat mit seinem Sozialkompromiß zwischen Arbeiterklasse und Bourgeoisie, der direkt in den Neoliberalismus geführt hat. Die Arbeiterklasse hatte beim Konsumieren den Sozialismus vergessen und das gemeinsame Kämpfen verlernt. Die Bourgeoisie hatte die staatliche Aufsicht über ihre Geschäfte zu hassen begonnen und die sich im primitiven Wohlstand suhlende Arbeiterklasse als Parasiten an ihrem nährenden Busen verabscheuend wahrgenommen. Während aber die Bourgeoisie das Heft des Handelns wieder in die eigenen Hände nahm, vertrödelte die sozial abgesicherte Arbeiterklasse wertvolle Zeit und erwachte plötzlich in einer Welt ohne regulierenden Staat wie vor 150 Jahren. Jetzt muß sie wieder dieselben Kämpfe ausfechten wie damals: Gründung von neuen Gewerkschaften, Vereinigung dieser Gewerkschaften, Kampf um

den Achtstundentag sowie all jene neuen Kämpfe, die sich aus dem Fortschritt der Produktivkräfte ergeben wie Recht auf Privatsphäre, Recht auf Beschäftigung am Wohnort, Gleichbehandlung von Leiharbeit. Kurz, die Arbeiterklasse hat alle Privilegien verloren, die ihr durch die Existenz des sozialistischen Weltsystems zugefallen waren, und sie hat darüber hinaus wesentliche Rechte leichtfertig verspielt, die ihre Väter, Großväter und Urgroßväter unter größten Entbehrungen schon mal erkämpft hatten. Der einzelne Arbeiter ist heute wieder nahezu rechtlos. Noch schützen ihn vor der völligen Rechtlosigkeit die Existenz großer Gewerkschaftsverbände. Aber wie lange noch?

Der Neoliberalismus verkörpert all das, was den Kapitalismus in seinem Wesen ausmacht: Ausbeutung durch erzwungene Arbeit rund um die Uhr, Ausbeutung bis aufs Blut und bis zur letzten Nervenzelle. Darüber hinaus heißt Neoliberalismus Verantwortungslosigkeit: Verantwortungslosigkeit gegenüber den Arbeitern, Verantwortungslosigkeit gegenüber den Umständen und Folgen der Produktion und des Handels, Verantwortungslosigkeit gegenüber der Erde, den Tieren und Pflanzen und Verantwortungslosigkeit gegenüber der Zukunft überhaupt.

Ausgedacht hat sich den Neoliberalismus eine Schule bürgerlicher Ökonomen, die den Sozialstaat als Hemmnis für die freie Produktivkraftentfaltung begreift, weil er die Eigeninitiative der Menschen hemme. Diese bürgerlichen Ökonomen sehen in der freien Konkurrenz das natürliche Auswahlprinzip, das sowohl in der Natur wie auch in der menschlichen Gesellschaft vorherrscht, das aber durch den Sozialstaat lange Zeit außer Kraft gesetzt wurde. Diese Leute vertreten damit dieselbe Meinung wie die Faschisten von gestern und heute, die ihren Sozialdarwinismus mit einem angeblichen Naturgesetz kaschieren. Der KZ-Arzt Dr. Josef Mengele führte bestialische Experimente an Menschen „zweiter Klasse“ durch, quasi an Versuchskaninchen oder Rhesusaffen, um das lebenswerte Leben der urdeutschen Familien lebenswerter und überlebensfähiger zu machen. Mit ihm forschten hunderte andere deutsche Ärzte an ähnlichen Sachen. Noch heute greift die moderne Medizin auf die Forschungsergebnisse von Mengele und Konsorten zurück. Sie sind Gold wert, denn noch sind Experimente an Menschen verboten – neoliberale Experimente am lebendigen Gesellschaftskörper dagegen bereits nicht mehr.

All das, ob nun Friedman oder Mengele, ist rein bürgerliches Denken. Ein Denken, das durch Handeln wie von selbst zum Faschismus oder seiner modernen Form, dem Neoliberalismus, treibt. Das Bürgerliche ist das wahre Schreckgespenst unserer Epoche. Es ist das Abbild von „Dr. Jekyll

und Mr. Hyde“, es ist Sklavenmarkt und technischer Fortschritt in einem, es ist Konsumtion um der Produktion willen, es ist Krieg um des Profites willen, es ist Auslöschung allen Lebens um der reinen Erkenntnis willen.

Historisch und dialektisch betrachtet geht der existierende Kapitalismus im Neoliberalismus in seinen Grund zurück. Er geht also vor unseren Augen gerade zugrunde, um danach alles Kapitalistische an sich abzustreifen, um die Produzenten, die Produktionsmittel und die Produktionsgegenstände ohne ihre kapitalistische Verkleidung wie Phönix aus der Asche neu erstehen zu lassen. Wir erinnern uns: „Ein Neger ist ein Neger. In bestimmten Verhältnissen wird er erst zum Sklaven. Eine Baumwollspinnmaschine ist eine Maschine zum Baumwollspinnen. Nur in bestimmten Verhältnissen wird sie zu Kapital. Aus diesen Verhältnisse herausgerissen, ist sie so wenig Kapital, wie Gold an und für sich Geld oder der Zucker der Zuckerpreis ist.“ Karl Marx war ein Virtuose des dialektischen Erkenntnisgewinns.

Im Neoliberalismus findet sich der Kapitalismus an seinem Ursprung der freien Konkurrenz wieder, allerdings mit all dem Wissen und der Kunst der Massenverführung, was er in seiner 400-jährigen Geschichte angehäuft hat. Unseren Vordenkern des Neoliberalismus fiel also zur Weiterentwicklung des Kapitalismus nichts Intelligenteres ein, als die alten abgewirtschafteten Lehrsätze des frühen Merkantilismus vom Freihandel und der unsichtbaren Hand des lenkenden allmächtigen Marktes. Auf dieses Glaubensbekenntnis zum kapitalistischen Ursprung – der noch ganz ohne Wissenschaft, ohne Weltmarkt, ohne Monopole, ohne regulierenden Staat, ohne organisierten Klassenkampf, ohne Weltkrise und Weltkrieg auskommt – gibt es nur eine Antwort: Das ist euer Offenbarungseid, eure geistige Bankrotterklärung!

6.4. Individualität und kapitalistische Individualisierung

Durch die individuelle Arbeit und in der Auseinandersetzung mit der Natur und der Gesellschaft entwickelt sich der Mensch. Seine Fähigkeiten und Fertigkeiten wachsen, sein Verständnis für die ihn umgebende Welt vertieft sich, mithin reift seine Persönlichkeit. Solch allseits gereiften Persönlichkeiten finden sich bereits in der voll entwickelten Ur-gesellschaft. Besonders das Matriarchat formte jene Sorte Mensch, die ein hohes Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Sippe und dem Stamm

hervorbrachte. Allerdings war hier der Entwicklungsstand der Individualität noch gering. Doch schon mit Beginn der ersten gesellschaftlichen Arbeitsteilung, der Teilung zwischen Ackerbau und Viehzucht, findet sich eine gewisse Vereinseitigung des jeweiligen Verantwortungsbewußtseins. Die beiden Brüder Kain und Abel verstehen sich nicht mehr. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung zergliederte also die Arbeit der Gesellschaft in einander gegenüberstehende Menschengruppen, die ihre Arbeitsprodukte austauschen mußten, um wieder eine Einheit bilden zu können. Die Einsicht in den nun notwendigen Austausch war zwar vorhanden, aber der Streit um die gerechte gesellschaftliche Anerkennung der jeweiligen Arbeitsaufgabe unabwendbar in der Welt.

Mit dem Fortschreiten der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zu immer spezielleren Arbeitsaufgaben auf der einen Seite und dem Umschlag der gesellschaftlichen Verhältnisse in ein Ausbeutungsverhältnis auf der anderen Seite entwickelte sich ein dauerhafter und sich immer weiter verschärfender Klassengegensatz, der zuerst zur Herrschaftsform der patriarchalischen Despotie, dann zur Sklaverei oder zum Feudalismus und von da geradewegs in den Kapitalismus hinein führte. Im Kapitalismus schließlich hat sich dieser Gegensatz zu einem absoluten dialektischen Widerspruch ausgewachsen, der nur noch auf revolutionärem Wege gelöst werden kann, weil diejenigen, die unter ihm am meisten leiden, mit aller Gewalt in diesem Leidensverhältnis von den Bessergestellten gehalten werden, ja selbst von ihresgleichen, anderen Lohnarbeitern, die das Glück hatten, leichtere oder besser bezahlte Arbeit zu ergattern. Doch auch für diese wird es immer enger, denn die Zahl der Arbeitsplätze sinkt mit dem Fortschritt der Arbeitsproduktivität.

Der moderne Monopolkapitalismus wirbt lauthals mit der individuellen Befriedigung aller nur denkbaren menschlichen Bedürfnisse. Denn er hat die Werbung höchstselbst erfunden. Er mußte sie erfinden, um seine Massenproduktion absetzen zu können. Dabei bemerkten die Werbestrategen, daß man praktisch jedes Bedürfnis wecken kann. Man muß es nur zu einer gesellschaftlichen Mode erklären. Der Gruppenzwang erzeugt dann seine eigene Dynamik, wo es nicht mehr um die Bedürfnisbefriedigung durch irgendein Erzeugnis geht, sondern um die Bedürfnisbefriedigung um der Dazugehörigkeit willen. Früher war es die Kleidung oder der bestimmte Schnitt der Kleidung, um zu irgend etwas dazuzugehören, später war es die Frisur und heute scheint es das Smartphone zu sein. Bestimmte Waren werden zu Statussymbolen erklärt, wer die nicht besitzt, gehört nicht nur nicht dazu, derjenige ist stigmatisiert.

Die immer weiter wachsende Warenvielfalt und die mit ihr wachsende Arbeitsteilung vereinzeln die Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft. Die Vereinzelung des Menschen ist überall greifbar, ob im Kindergarten, in der Schule, im Beruf, in der Arbeitslosigkeit oder im Alter. Sie rührt aus dem kapitalistischen Konkurrenzverhältnis her, das sowohl im Arbeitsprozeß seine Wirkung entfaltet als auch im Konsumtionsprozeß. Das allseits herrschende Konkurrenzverhältnis isoliert und individualisiert. Das Konkurrenzverhältnis jeder gegen jeden kann nur bewußt außer Kraft gesetzt und immer nur zeitweise überwunden werden, solange eben diese Bewußtheit anhält. Jede Generation muß für sich immer wieder zu dieser Bewußtheit finden. Das ist Sisyphusarbeit.

Das kapitalistische Konkurrenzverhältnis behindert massiv die Entwicklung der Menschen zu Persönlichkeiten. Denn es behindert die allseitige Entwicklung der Individualität des Menschen als Voraussetzung für das Werden zu einer Persönlichkeit. Persönlichkeiten mit Einsicht in die Notwendigkeiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen würden sowohl die wirtschaftlichen Grundlagen des Kapitalismus in Frage stellen als auch dessen asoziale gesellschaftliche Lebensziele.

Statt der Entwicklung der menschlichen Individualität braucht der Kapitalismus zu seiner Fortexistenz die Individualisierung aller Menschen. Das heißt Vereinzelung der Interessen, um das Klasseninteresse zu schwächen; Betonung der äußerlichen Unterschiede, um sich aus der grauen Masse herauszuheben; Verabsolutierung der individuellen Bedürfnisse, um die Konsumtion und damit die Produktion am Laufen zu halten; und nicht zuletzt Lobpreisung und Überschätzung des eigenen Könnens als Voraussetzung für berufliches Fortkommen.

Die Individualisierung der Menschen ist im Spätkapitalismus genauso wichtig für die Fortexistenz des Kapitalismus wie das Wachstum der Weltbevölkerung. Beides ergibt einen wachsenden Markt. Und ein wachsender Markt benötigt einen wachsenden Kapitalismus. Und Kapitalismus ist wirtschaftliches Wachstum an sich und für sich selbst. Die Individualisierung schafft Bedürfnisse, die der frühe Kapitalismus nicht gekannt hat. Dazu gehören nicht nur die verrückten Sachen verrückter Jugendlicher, dazu zählt zuerst die Vereinzelung der Haushalte. Immer mehr Singles leben in einem Single-Haushalt. Jeder Single-Haushalt braucht eine Heizung, braucht Strom, Wasser, Wasserhähne, Kühlschrank, Waschmaschine, Möbel, Fernseher, Lampen etc. pp.

Individualisierung heißt auch, daß jeder seinen ganz speziellen Spleen braucht, um als Individuum im Kapitalismus anerkannt zu werden. Der

eine sammelt Motorräder, der andere webt Wandteppiche und so weiter und so fort, nur um ein „Alleinstellungsmerkmal“ zu haben. Die narzißtische Selbstliebe ist die höchste Form der Liebe im Kapitalismus. Sich zuliebe gönnt man sich einen Thailand-Urlaub mit erotischer Massage, sich zuliebe hält man einen vielbeachteten Vortrag, sich zuliebe lädt man Gäste zu einem exotischen Abendessen, wo man sich dann als geistreich, weltgewandt und überaus weltoffen präsentieren kann.

Die Individualisierung der Menschen im Kapitalismus ist das gerade Gegenteil zur Selbstfindung und anschließenden Entfaltung der besonderen Talente eines jeden Einzelnen, also der Entwicklung seiner Individualität. Denn die Ausprägung der Individualität macht die Gesellschaft gehaltvoller, klüger, widerstandsfähiger, weil diese zu ihrer vollen Ausprägung ganz in den Dienst der Gesellschaft gestellt werden muß, wie das im Matriarchat der Fall gewesen ist. Die kapitalistische Individualisierung dagegen nervt nur. Sie nervt den Nachbarn, der sich ungewollt eine bestimmte Musikrichtung anhören muß. Sie nervt in einer Gartenhaussiedlung, wo jeden Tag ein anderer den Rasen mähen, die Hecke schneiden oder Laub verbrennen muß. Sie nervt die Rettungskräfte, die hier einen Drachensegler aus der Felswand kratzen muß und da einen Gummiseil-Springer vom Betonboden. Am meisten aber nervt das geistlose Dahinvegetieren ganzer Gesellschaften, deren einziges Interesse darin zu bestehen scheint, den Mitmenschen beständig in allen Nichtigkeiten übertreffen zu müssen.

6.5. Das angebliche Verschwinden der Arbeiterklasse

Die Arbeiterklasse verschwindet langsam, denn die große Industrie verschwindet. So argumentiert der bürgerliche Medienbetrieb, der immer nur das Sichtbare beschreibt und dieses Sichtbare anschließend zur Wirklichkeit erklärt. Vielleicht ist aber auch hier nur der Wunsch Vater des Gedankens? Die bürgerlichste Wissenschaft, die Nationalökonomie, macht sich um den Begriff der Arbeiterklasse keine Gedanken. Würde sie sich darüber Gedanken machen, müßte sie erklären, warum Arbeiter eine Klasse bilden, warum es Klassenkampf gab und gibt, gegen wen die Arbeiterklasse kämpft und warum. Sie müßte erklären, daß das Besitzbürgertum, die Bourgeoisie (nicht die Citoyen, also die Städtebürger), selbst eine Klasse bildet, warum die Bourgeoisie einen Klassenkampf gegen die

Arbeiter führt, wo doch angeblich die bürgerliche Demokratie allen ihren Bürgern sämtliche Bürgerrechte gewährt. Welche Bürgerrechte will die Arbeiterklasse da noch für sich erkämpfen?

Die Ideologen des Kapitals wollen natürlich keine schlafenden Hunde wecken. Sie kennen die Macht der Arbeiterklasse genau. Sie sind froh, daß mit dem Zusammenbruch des Sozialismus der gesamten Arbeiterklasse auf der Welt das theoretische Rüstzeug abhanden gekommen ist. Die kommunistische Speerspitze ist zerbrochen. Und das soll so bleiben. Allerdings gibt es auch einen beträchtlichen Teil der jüngeren Bourgeoisie, die 1989 übermütig geworden ist, die glaubt, jetzt alles tun und lassen zu können, wozu sie Lust hat. Es ist jener liberale Übermut, der bereits die Anfänge der kapitalistischen Entwicklung geprägt hat, bis die Arbeiterklasse groß und mächtig geworden war („Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will“).

Die technologische Höherentwicklung des Kapitalismus verläuft nach keinem Plan und nach keinem Muster. Sie läuft einfach, bewußtlos und ziellos. Angetrieben durch das Konkurrenzverhältnis, von der Konkurrenz unter den produzierenden Kapitalisten, von der Konkurrenz unter den jeweiligen Arten von Kapitalisten wie Grundbesitzer, Kaufleute, Bankiers, Zinswucherer, aber auch angetrieben von der Konkurrenz der Arbeiter untereinander. Jede technologische Periode hat ihren Anfang und ihr Ende. Bei jedem Anfang und jedem Ende wird Kapital von einer Technologie in die andere transferiert oder aber vernichtet. Genauso wandern die Arbeitskräfte von einer Branche in die andere, von einer Region in eine andere, von einem Land oder Kontinent in ein anderes Land oder einen anderen Kontinent.

Wenn die bürgerlichen Medien sagen würden, die Industriearbeiterklasse stirbt aus, weil die Industrialisierung an ihrem Ende ist, weil die Industriegesellschaft sich in eine Wissensgesellschaft verwandelt, wäre eine Ausgangsbasis gegeben, von der aus man mit der Erforschung der tatsächlichen Entwicklungen sich zu neuen Erkenntnissen vorarbeiten könnte. So sagt sie aber, die Arbeiterklasse stirbt aus. Darauf läßt sich nur prinzipiell antworten: Wenn die Arbeiterklasse ausstürbe, würdet auch ihr aussterben. Denn die Arbeiterklasse allein ist es, die euch, das Bürgertum, am Leben erhält. Sie produziert euer Kapital, sie produziert euren ganzen Reichtum, sie produziert eure alltägliche Reproduktion als Mensch, als Kapitalist, als Bankier und auch als Journalist. Die Arbeiterklasse kann nur zusammen mit der Bourgeoisie aussterben und nur zusammen mit dem ganzen kapitalistischen System. Ihr tut ja in Wirklichkeit alles dafür,

daß die Arbeiterklasse eben nicht ausstirbt, weil ihr genau wißt, daß das euer eigener Tod wäre.

Kapitalismus und Industrialisierung sind zwei verschiedene Begriffe für ein und denselben Sachverhalt, und das ist die Vernichtung alles Lebendigen durch die Verabsolutierung der Ausbeutung, also durch absolute Ausbeutung des Menschen und absolute Ausbeutung der Natur. Die Industrialisierung der Wirtschaft ist zugleich die Kapitalisierung der Wirtschaft. Die Industrialisierung der Landwirtschaft ist zugleich die Kapitalisierung der Landwirtschaft. Die Industrialisierung des Wissens ist zugleich die Kapitalisierung des Wissens (Patente). Ein zukünftiger Sozialismus hat also nicht die Industrialisierung zu vertiefen, sondern die Industrialisierung durch eine ziel- und zweckgerichtete Kombination verschiedener Arbeiten innerhalb einer Gemeinschaft aufzuheben.

Was die bürgerlichen Medien als Entindustrialisierung und Verschwinden der Arbeiterklasse wahrnehmen, ist in Wirklichkeit eine globale Verlagerung der Produktion und ein Konkurrenzkampf von globalem Ausmaß. Die ganze Welt ist in den versteckten Konkurrenzkampf der Monopole und ihrer verschachtelten Firmenkonstruktionen eingebunden. Das Monopolkapital hat sich die Welt untertan gemacht. Die Zentralen der Monopole stehen in den Mutterländern des Kapitals, die Produktion ist in die billigsten Entwicklungsländer ausgelagert und die Finanz- und Warenströme mäandern über alle Kontinente und sind damit für die Nationalstaaten nicht mehr zu fassen. Der produzierte Reichtum schwimmt so an allen Zolllinien vorbei und über Inseln von Briefkastenfirmen direkt in die Kassen der Monopole. Das heißt, die scheinbare Entindustrialisierung der kapitalistischen Mutterländer ist in Wahrheit eine punktuelle und stets weiterwandernde Industrialisierung der Dritten Welt mit allen Folgen von massiver unkontrollierter Industrialisierung. Es findet also nicht nur eine Massenproduktion von Waren in der Dritten Welt für die ganze Welt statt, sondern auch eine Produktion von Massen neuer rechtloser Lohnarbeiter.

Kommen wir nun noch zum Begriff der Arbeiterklasse selbst und ihrem angeblichen Verschwinden. Die Industriearbeiter waren und sind nur ein Teil der Arbeiterklasse. Zur Arbeiterklasse gehören nach Marxscher Definition all jene Menschen, die von Lohnarbeit ihr Leben bestreiten. Da sich das Kapital im Progreß seiner Entwicklung schließlich die gesamte Gesellschaft unterwirft, macht es letztlich alle Menschen, die nicht ausdrücklich von Kapital und seinen Revenuen leben, zu seinen Lohnarbeitern. Zur Klasse der Lohnarbeiter gehören also nicht nur die Industrie-

arbeiter. Dazu gehören die in der Industrie beschäftigten Ingenieure und Lenker der Produktion wie Meister, Bereichsleiter und Direktoren. Zur Klasse der Lohnarbeiter zählen in Krankenhäusern angestellte Ärzte, in den Kommunen angestellte Lehrer, kommunale Mitarbeiter, der Bürgermeister, der Stadtkämmerer. Dazu gehören Piloten, Kapitäne und Lokführer. Dazu gehören Wissenschaftler, Laboranten, Professoren und Versuchsingenieure. Zur Arbeiterklasse gehören auch alle, die vom Lohn eines Lohnarbeiters leben, wie dessen Kinder, die Frau, der Ehemann, die mit zu versorgenden Eltern, natürlich alle Arbeitslosen und potentiell nach Arbeit Suchenden (ausdrücklich auch die in der Dritten Welt Suchenden und nie fündig werdenden) und genauso das Lumpenproletariat. Und kurioserweise gehören zur Arbeiterklasse auch die Banker, sofern sie noch einer Arbeit nachgehen und nicht schon von Kapitalzinsen leben. Selbst immer mehr Bauern fallen in die Lohnarbeiterklasse hinab. Von einem Verschwinden der Arbeiterklasse kann also nicht die geringste Rede sein. Ganz im Gegenteil: Noch nie war die Arbeiterklasse so groß. Noch nie war sie so vollständig um die ganze Erde verteilt. Noch nie war sie so gebildet. Noch nie stand sie so nah am Abgrund der komplexen Industrialisierung. Noch nie hatte sie das Ende des Kapitalismus so nah vor Augen. Doch noch nie war sie so zersplittert und so ziellos. Es wird Zeit, daß sie sich ihrer Internationalität bewußt wird und so zum entscheidenden Machtfaktor im Kampf um eine neue Welt aufsteigt.

6.6. Der internationale Klassenkrieg und seine religiöse Umdeutung durch die bürgerliche Klasse und deren Ideologen

So wie die Nazi-Ideologen einst den Klassenkampf zum Rassenkampf umdeuteten, so deuten die heutigen bürgerlichen Ideologen den Klassenkampf in einen Kampf der Religionen um, manchmal sogar in einen Kampf der Kulturen. Damals machten die Nazi-Ideologen die Kommunisten und die Juden für den herrschenden Klassenkampf verantwortlich. Heute sind es die islamistischen Terroristen, die das ach so friedliche Abendland bedrohen. Was das Damals vom Heute unterscheidet, ist, daß die Kämpfe damals innerhalb der bürgerlichen Nationalstaaten ausgefochten wurden, während sie heute die nationalen Grenzen permanent überschreiten. Es herrscht seit dem Tabubruch im Jugoslawienkrieg allorten eine äußere Einmischung in die inneren Angelegenheiten fremder

Staaten. Nationale Grenzen sind keine unüberwindliche Demarkationslinien mehr für den Klassenkampf von oben. Erst wird er mit diplomatischen Mitteln geführt, wenn das nicht hilft, mit kriegerischen Mitteln. Denn das Monopolkapital²⁵ samt seinen Helfern und Helfershelfern in Militär, Diplomatie, Bankenwesen und internationalen Organisationen haben den permanenten Klassenkrieg ausgerufen. Einen Klassenkrieg, der sich mit den imperialistischen Zielen der USA, Japans und Europas unlöslich zu einem Krieg gegen die arbeitende Welt verbunden hat. Dieser Weltkrieg, der permanent unter der Eskalationsschwelle gehalten wird, verheert die Welt nachhaltiger als alle Weltkrisen und bisherigen Weltkriege zusammen, weil er nicht als Weltkrieg erkannt wird und sich deshalb kein weltweiter Widerstand formiert. Denn die Klasseninteressen der Herrschenden – die uneingeschränkte Ausbeutung der Arbeiter durch freien Arbeitskontrakt, durch freien Kapitaltransfer, durch freien Handel und durch freie internationale Arbeitsmärkte – fallen mit ihren alten imperialistischen Zielen zusammen: Beherrschung der Welt durch Kapitalexport, durch Niederreißen der Zollschranken und durch Versklavung fremder Völker als billige Arbeitskräfte.

Warum sind die imperialistischen Staaten und die sie beherrschenden Monopole so aggressiv? Es ist der Monopolprofit, der diese Aggressivität erzeugt. Am Anfang der monopolistischen Phase des Kapitalismus haben die Monopole permanent die kleinen Kapitalisten aufgefressen. Wenn das so munter weiter gegangen wäre, hätten die Monopole schon um 1910 alles Kleinkapital vernichtet und damit nicht nur die Arbeiterklasse gegen sich gehabt, sondern den Rest der Welt. Dieses Auffressen der kleinen Kapitale konnte auch ökonomisch nicht bis zum bitteren Ende fortgesetzt werden, weil die ganze Kleinproduktion nicht innerhalb weniger Großkonzerne zu verwalten und zu bewältigen ist. Neben der Großbourgeoisie mußte also die Kleinbourgeoisie bestehen bleiben. Doch die forderte natürlich einen Anteil vom Monopolprofit. Dieser hätte nun in die allgemeine Durchschnittsproftrate mit eingehen müssen, wenn es gerecht zwischen Kleinkapital und Großkapital zugehen würde. Doch Gerechtigkeit ist dem Kapitalismus bekanntlich ein Fremdwort. Das Ganze konnte nur funktionieren, wenn das Kleinkapital seine Ausbeutung durch den Monopolprofit akzeptierte, als Ausgleich dafür aber an der weltweiten Expansion der Monopole mitverdienen durfte, das heißt, das Kleinkapital profitierte mit an der Eroberung fremder Märkte, von billigen Rohstoff-

²⁵ Der Begriff Monopolkapital steht hier für alle Formen des geschlossenen Großkapitals wie Kartelle, Konzerne, Trusts, Oligopole, Interessenvereinigungen, Stiftungen etc. pp.

preisen, billiger Kolonialarbeit und dem Export von Waren in die eroberten Kolonien. So schloß sich der Interessenkreis zwischen Kleinkapital, Großkapital und imperialistischem Nationalstaat.

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion von 1989 bis 1991 brach auch die kommunistische Bedrohungslüge der USA zusammen. Die Führer der USA standen wieder wie 1945 vor einem Abrüstungsproblem. Rüsteten die USA ab, konnte die Welt friedlicher werden, zugleich wäre aber auch der politische Einfluß der USA in der Welt auf jenen Prozentsatz gesunken, den die USA-Bevölkerung an der Weltbevölkerung einnimmt bzw. den die USA-Wirtschaft an der Weltwirtschaft einnimmt. Die schönen imperialistischen Monopolprofite hätten sich in Luft aufgelöst.

An die Stelle der kommunistischen Bedrohungslüge mußte eine neue Lüge treten. Jetzt sollten plötzlich unkontrollierbare Machthaber besonders aus dem arabischen Raum terroristische Anschläge auf die USA und den freien Westen verüben wollen. Damit dieses ausgedachte Szenario Wirklichkeit werden konnte, mußten aber erst Terroristen im großen Stil ausgebildet und in Stellung gebracht werden. Wie macht man das? Ganz einfach. Man terrorisiert einfach selbst diese ins Visier genommenen Staaten, und zwar so lange, bis der Haß auf die USA größere Teile der Bevölkerung erfaßt, woraus sich dann einzelne Terrorzellen rekrutieren lassen, natürlich immer unter der geheimen Leitung von US-Geheimdiensten. Denn die USA wollen das alles kontrollieren und immer dann zum Einsatz bringen, wenn es ihnen gerade politisch in den Kram paßt. Diese perfide Idee hat nur einen Haken: Einmal bewaffnete Terroristen lassen sich nicht gern kontrollieren. Das geht nur noch über viel Geld. Aber manchmal reicht selbst das nicht aus. Dann verselbständigt sich der Terror. Dann muß er sich aber auch selbst finanzieren. Und hier beginnt dann eine Gewaltspirale, die eine völlig neue Qualität aufweist: Sie ist eigenständig, sie pflanzt sich selbst fort, sie finanziert sich aus Raub und Mord, sie ist völlig irrational und sie ist deshalb in keiner Weise mehr kontrollierbar.

„Internationalen Terrorismus“ kennt die Menschheit schon seit den 1970er Jahren. Besonders Flugzeugentführungen waren damals beliebte Erpressungsmittel von kleinen Terrorgruppen. Meist aber steckte hinter diesem „Terrorismus“ eine handfeste politische Forderung. Die Terroristen waren also politisch so einflußlos, daß sie Flugzeuge entführen mußten, um sich überhaupt Gehör bei den Herrschenden zu verschaffen. Diese politisch inspirierten Menschen wurden zu Terroristen, weil sie ihre Hilflosigkeit gegenüber dem Establishment sehr stark spürten. Die poli-

tische und nicht zuletzt theoretische Hilflosigkeit war es auch, die diese Terrorgruppen in gesellschaftlicher Isolation hielt und ihnen keinen nennenswerten Zulauf bescherte. Von diesen „Terrorzellen“ ging zu keiner Zeit eine Gefahr für den Staat aus. Es waren nichts als arme verzweifelte Menschen.

Wie verzweifelt mußten 1991 die US-Strategen gewesen sein, als sie so kleine, elende Häufchen zu einer Bedrohung für die USA aufbauen wollten? Das ging nur durch Aufblasen, ideologisch wie finanziell. Den einzelnen Terroristen mußte ein staatlicher Hintergrund gegeben werden, woraus dann eine große Bedrohung der USA seitens terroristischer Staaten konstruiert werden konnte. Die einzelnen Terrorgruppen wurden zu vielen oder sogar massenhaften Terrorzellen aufgeblasen und der Staat, aus dem sie stammten, zum terroristischen Staat erklärt. Die Wahrheit jedoch ist, daß es sich in Wirklichkeit genau anders herum verhält. Der US-amerikanische Staat terrorisiert fremdes Staatsgebiet, fällt mit seinem Militär dort ein, setzt gewählte Regierungen ab und neue ein, hinterläßt dann ein politisches Chaos und gesellschaftliche Verwüstungen, schickt Drohnen in diese Länder und schießt nach Gutdünken deren Staatsbürger ab, alles im Namen der westlichen Freiheit, und wundert sich dann über Verzweiflungstaten? Die Verantwortlichen wundern sich nicht, sie sind zufrieden. Denn genau das war ihr Kalkül. Terror schüren, um daraus eine neue große Bedrohungslüge zu weben, damit die USA nicht abzurüsten brauchen, sondern weiter Imperialist und Weltgendarm spielen können. Der wirtschaftliche Abstieg der USA als Großmacht hat längst begonnen. Nichts kann mehr diesen technologischen Prozeß aufhalten. Die USA haben ihren Zenit überschritten, und zwar an dem Tag, als ihre Ölquellen zu versiegen begannen.

Menschen fremdeln gern. Das Fremde ist etwas, wovor der Mensch zunächst Angst hat. Wer diese Angst überwindet, findet anfangs die selbe Angst auf der anderen Seite wieder, danach aber oft auch neue Freunde. Wenn die Angst vor dem Fremden von staatswegen geschürt wird, steckt dahinter immer eine genau kalkulierte Absicht. Nichts, aber auch gar nichts, was im Politikbetrieb eines Staates geschieht, geschieht zufällig. Alles, aber auch wirklich alles, ist von ganz langer Hand diplomatisch, ideologisch, wirtschaftlich oder anders vorbereitet worden. Kein entwickelter kapitalistischer Staat kann sich in seiner Politik Zufälligkeiten leisten. Wenn das ein Staat zuließe, wäre er am nächsten Tag das Fressen eines anderen. Deswegen gibt es diplomatische und juristische Ausbildungen, deswegen gibt es Forschungsinstitute und politische Inter-

essenvereinigungen, deswegen gibt es Geheimdienste und Verfassungsschützer als quasipolitische Polizei, deswegen gibt es Generalstäbe, Folterkammern und einen militärischen Abschirmdienst. Und genau deshalb ist der sogenannte islamistische Terror keine Erscheinung irgendwelcher überdrehter Islamisten, sondern das künstlich geschaffene Produkt eines politischen Kalküls, das darauf abzielt, daß die Welt auch weiterhin nach dem Weltgendarmen USA schreit, und daß wie bei den Nazis der Rest der Bevölkerung mit Judenverfolgung eingeschüchert werden kann. Seht her, das machen wir mit unseren Feinden!

Noch nie ist in der Welt ein Krieg aus religiösen Gründen geführt worden. Immer steckten dahinter handfeste wirtschaftliche Interessen. Selbst die heiligen Kreuzzüge des Mittelalters waren nichts als Raubzüge des verarmten europäischen Adels gegen die prächtigen Reiche des Morgenlandes. Warum sollte das ausgerechnet heute anders sein? Was soll man von solchen geschraubten Formulierungen unserer freien Medien halten wie „die gewaltverherrlichende Schreckensherrschaft des internationalen Terrorismus“? Da muß man lange sinnieren, um auf diese Wortkombination zu kommen. Und was soll sie bedeuten? Eine Herrschaft ist immer ein Schrecken für die Beherrschten. Immer gehört dazu auch Gewalt. Jeder Staat der Welt exerziert dies tagtäglich durch. Aber bürgerliche Staaten sind ja offiziell weder gewalttätig noch schrecklich. Nur der Terrorismus ist es. Und ganz besonders der internationale Terrorismus. Ist nationaler Terrorismus denn weniger schrecklich? Man wird das Gefühl nicht los, daß hier hinter den Kulissen irgend etwas zusammenkonstruiert wurde, das bei Tageslicht besehen, eine lächerliche Figur abgeben würde. Es ist wie beim Zauberer von Oz: Ein kleiner alter Mann hat sich eine große bewegte Figur gebaut, in die er mit einem Metalltrichter lauthals hineinruft und aus der es dann wie aus einer Gruft ganz furchterregend herausbrüllt. Und schon haben alle Angst.

In den seriöseren bürgerlichen Medien wird versucht zu erklären, warum der friedliche Islam zum kriegerischen Islamismus geworden ist. Dabei wird der halbe Islam heruntergebetet, um anschließend mit einem kleinen Schlenker zum anderen Glauben, den Andersgläubigen als Zerrbild des Glaubens und damit als Haßbild des Rechtgläubigen darzustellen, wobei die Internationalität des Terrorismus aus dem sich über alle Grenzen ausbreitenden Islam herkommen soll. Je länger diese Artikel, desto verdrehter wird die ganze Herleitung, bis das Ganze zum Brummkreisel wird. Am Ende bleibt dann hängen, daß islamistischer Terror islamistischer Terror ist, weil islamistischer Terror eben islamistischer Terror

ist, der wiederum von verrückten Islamisten und ihren verdrehten Ansichten herrührt, weshalb die hier betriebene bürgerliche Aufklärung so wichtig ist für die ganze Welt und überall betrieben werden sollte, damit überall die bürgerliche Aufklärung und damit endlich ewiger Frieden in der Welt herrsche.

6.7. Technikgläubigkeit ist kein pseudo-religiöses Problem sondern ein logisches

Mit den Erfolgen der ungeheuren Produktivkraftentfaltung im Kapitalismus entstand so etwas wie eine neue Heilslehre: die Technikgläubigkeit. Mit der kosmopolitischen Weltanschauung des jungen Bürgertums und der Befreiung der Wissenschaften aus der Knechtschaft der Kirche brachen sich die Naturwissenschaften freie Bahn und ein ungeahnter Erfindungsreichtum setzte ein. Ein Wettstreit um die besten Ideen begann im jugendlichen Übermut des damals noch revolutionären Bürgertums. Die Erfinder und Jungunternehmer glaubten fest daran, daß ihre Erfindungen und neuen Produkte der Menschheit das lang ersehnte Glück, Wohlstand und Frieden bringen würden. In Wirklichkeit jedoch bereiteten die neu geweckten Kräfte des menschlichen Geistes nur noch größere Katastrophen vor als die mittelalterliche Pest oder der Dreißigjährige Krieg. Die neuen Produktivkräfte Dampfkraft, Stahlguß und Dynamit wurden schnell zum Fluch der neuen Zeit.

Trotz allem hat sich die Technikgläubigkeit erhalten. Ja, sie hat sich noch maßlos gesteigert. Eine regelrechte Denkblockade herrscht bei einem Großteil der Menschheit, sowohl auf der Seite der Herrschenden und noch viel mehr bei der riesigen Masse der Lohnabhängigen. Das hat seinen Grund. Es ist die Warevielfalt selbst, die es unmöglich macht, sich als potentieller Konsument mit allen möglichen Nachteilen und Vorteilen der jeweiligen Ware auseinanderzusetzen. Der Konsument muß glauben, was auf der Verpackung steht. Und dort stehen immer nur die Vorteile. Die Verpackung ist schließlich die billigste Werbefläche der Welt für den Hersteller. Mit der Entstehung der Monopole und Konzerne mit ihren gewaltigen Monopolprofiten ist Werbung auch über die Verpackung hinaus finanzierbar geworden. Die Werbeindustrie entwirft tagtäglich ein Bild von Wohlstand, Glück und Zufriedenheit, das mit dem Produkt des Herstellers nicht im entferntesten mehr etwas zu tun hat. Die Werbelüge ist

zu einer festen Säule im ideologischen Kampf des Monopolkapitalismus gegen die Lohnabhängigen geworden. Die monopolistische Werbeindustrie hat erst die spätkapitalistische Unterhaltungsgesellschaft möglich gemacht. Ihr Zweck ist, „die Leute systemkompatibel bis ins Grab zu bringen, bevor sie den allumfassenden Betrug an ihrem Leben begreifen“, wie das Karl-Heinz Dellwo vom Laika-Verlag einmal treffend ausgedrückt hat.

Die pseudo-religiöse Technikgläubigkeit ist besonders unterm männlichen Geschlecht weit verbreitet. Männer werden von Kindes Beinen an dazu erzogen, die „Technik zu meistern“, das heißt, sie so zu beherrschen, daß sie keinen Schaden anrichtet. Wer das schafft, ist Meister seines Fachs – Lokführer, Kranfahrer, Gabelstaplerfahrer, Flugzeugführer, U-Boot-Kommandant. Jeder Junge will das sein und den anderen zeigen, was er alles kann. Je weniger derjenige etwas von Technik versteht, je besser er jedoch die Technik geistig und körperlich beherrscht, also bedienen kann, desto technikverliebt ist meist dieser Mensch. Nur diejenigen wenigen Ingenieure, die das Entwicklungsmuster dahinter kennen, bekommen es manchmal nachts mit der Angst zu tun. Dann träumen sie den Alptraum vom Absturz, vom Bruch der Lenkung, vom Durchgehen des Reaktors. Sie kennen die wirklichen Risiken. Doch ihr kaufmännischer Vorgesetzter, der von Technik ebensowenig Ahnung hat wie jeder andere Buchhalter, verlangt von ihm Erfolge, ansonsten ist die Firma pleite, sein Job ist weg und mit ihm die Jobs tausender anderer Angestellter.

Mit der Technik ist es aber wie mit allem anderen Existierenden: Alles und jedes hat immer zwei Seiten. Und hier sind wir wieder beim dialektischen Widerspruch. Wie löst sich ein Widerspruch? Indem er sich entwickelt. Und wie entwickelt er sich? Indem er etwas Neues hervorbringt. Dieses Neue geht also aus dem Alten hervor. Es ist demnach nicht wirklich neu, nur altes Neues in veränderter Form. In der Technik lassen sich jedoch zwei verschiedene Dinge miteinander kombinieren, wodurch etwas Anderes von außerhalb in etwas Bestehendes eingefügt werden kann. Wir haben dann etwas Neues, das nicht organisch aus dem Alten hervorgegangen ist. Auf diese beiden grundsätzlichen Wege lassen sich alle technischen Problemlösungen zurückführen. Zwei Beispiele dafür. Bei einem Pkw sollen die Fensterscheiben nicht mehr mit der Hand hoch- und runtergекurbelt werden müssen. Um das zu erreichen, wird ein Elektromotor eingebaut mit einem Schalter und entsprechenden Kabeln. Was ist das Ergebnis? Das Fahrzeug wird durch den Einbau dieser elektronischen Schaltung natürlich schwerer, was zu einem höheren Kraftstoffverbrauch

bzw. einer geringeren Beschleunigung und einer niedrigeren Endgeschwindigkeit führt. Zum andern kommt noch dazu, daß der Elektromotor eine zusätzliche Energiezufuhr benötigt. Diese zusätzliche Energie kann nur von der Lichtmaschine kommen. Die Lichtmaschine wird aber vom Motor angetrieben, was wiederum zu einem höheren Kraftstoffverbrauch bzw. zur Leistungseinbuße führt. Mit dieser Art von „Innovationen“ hat es die Autoindustrie in den letzten 30 Jahren geschafft, das Gewicht der Autos um 30 Prozent zu steigern. Ein Trabant mit 600 kg Masse erreichte mit 26 PS eine Höchstgeschwindigkeit von 105 km/h. Ein heutiger Mittelklassewagen wie der VW Golf oder der Opel Astra wiegt beachtliche 1.400 kg (vor 20 Jahren haben dieselben Typen noch 950 kg gewogen). Mit 26 PS käme ein VW Golf heute auf eine Endgeschwindigkeit von rund 70 km/h, und das bei mehr als doppelt so guter Windschlüpfrigkeit wie ein Trabant, allerdings bei doppelt so breiten Reifen. Ein Beispiel für den zweiten Fall findet sich in der Luftfahrt. Die muß bekanntlich mehrfach intelligenter als die Autoindustrie sein, weil sich sonst kein Flugzeug in die Luft erheben würde. Für hochfliegende Flugzeuge wird eine Druckkabine benötigt, damit die Passagiere nicht ersticken, denn die Luft in großen Höhen ist sehr dünn. Dazu wurden bei den frühen Kolbenmotorflugzeugen zusätzliche Kompressoren eingebaut, die entsprechende Druckluft für die benötigte Druckdifferenz erzeugten. Mit der Einführung der Strahltriebwerke kamen die Ingenieure jedoch auf die Idee, die benötigte Druckluft gleich aus der zweiten oder dritten Verdichterstufe der Strahltriebwerke zu entnehmen. Zusätzliche Kompressoren konnten also komplett eingespart werden, was das Fluggewicht reduzierte und so die zahlende Nutzlast erhöhte oder aber einen kleineren Flügel ermöglichte, was zu weiteren Gewichtseinsparungen führen mußte.

Die beiden Beispiele belegen folgendes: Es gibt immer eine dümmlische Variante des technischen Fortschritts und immer auch eine intelligente. Die dümmlische Variante macht aus einem bestehenden technischen Problem zwei neue technische Probleme. Die intelligente Variante dagegen ersetzt ein technisches Problem durch ein anderes technisches Problem. Was sagt uns das? Erstens, daß sich technische Probleme einerseits exponentiell ausbreiten können. Die Probleme wachsen also schneller, als sie gelöst werden können. Und eben das ist absolut dumm. Zweitens, technische Probleme wachsen manchmal auch nur eindimensional. Und das nennt sich dann intelligent? Wohl kaum. Es kann höchstens als relativ intelligent oder auch als relativ dumm bezeichnet werden. Beide Wege sind also nicht wirklich intelligent, nicht wirklich des Menschen würdig.

Was ist die Schlußfolgerung aus der Technikentwicklung, von der angeblich das Heil der zukünftigen Menschheit abhängen soll? Die Schlußfolgerung ist, daß Technik im allerbesten Falle immer nur technische Probleme lösen kann. Dafür aber wird sehr viel Intelligenz benötigt. Die wirklichen Probleme der Menschheit sind hingegen keine technischen Probleme. Die wirklichen Probleme der Menschheit sind sozial-ökonomische Probleme. Und die können nur sozial und ökonomisch und in ihrer Wechselwirkung gelöst werden, niemals aber vordergründig technisch.

Angenommen, der Kapitalismus ist überwunden und der Sozialismus hat weltweit gesiegt. Lösen sich dann all die Widersprüche in der Technikentwicklung in Wohlgefallen auf, wie das im real existierenden Sozialismus angenommen wurde? Natürlich nicht. Aber die Richtung der Technikentwicklung wird sich ändern, weil der Widerspruch zwischen Produzent und Konsument aufgehört hat zu existieren. Die Produzenten werden spätestens im Kommunismus ihre eigenen Konsumenten sein.

Dennoch bleibt festzuhalten: Keine Technik der Welt kann menschliche oder gesellschaftliche Probleme lösen, sie kann die bestehenden Probleme höchstens in eine neue Bewegungsform überführen und damit wieder neue Probleme in die Welt setzen. Technik kann im Grunde immer nur technische Probleme lösen. Die Menschen müssen also ihre gesellschaftlichen Probleme gesellschaftlich und menschlich selbst lösen durch dialektisches Denken und ebensolches Handeln. Technikgläubigkeit wird dann wie jede Form von Glauben und Aberglauben keinen Platz mehr in der Gesellschaft haben.

6.8. Die letzte historische Mission der Bourgeoisie

Die nunmehr 250-jährige Bourgeoisieherrschaft hat die Welt in einem Ausmaß verändert, wie das nie zuvor für möglich gehalten wurde. Sie hat keine Weltreiche geschaffen wie die Ägypter oder die Römer, sie hat die eine Welt geschaffen: den Weltmarkt, die Weltbank, die Weltliteratur, die Weltkriege und jetzt auch noch die eine große Weltkrise. Die Welt steuert auf ein absolutes Chaos zu, und die am Steuer sitzende Bourgeoisie gibt mit Hilfe des Neoliberalismus noch kräftig Gas. Die Bourgeoisie als der bewußtlose Träger des technischen Fortschritts ist ihrem ganzen Wesen nach nicht in der Lage, diesem ziellosen Fortschritt irgendeine Richtung zu geben, geschweige denn eine menschliche Richtung. Alles ist möglich,

der Untergang der Menschheit, die Vernichtung der Erde aber auch die Entdeckung, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Doch die Bourgeoisie ist noch nicht an ihrem Ende angelangt. Sie muß noch etwas vollbringen, was nur sie vollbringen kann: Die Schaffung einer Welt der Gleichförmigkeit. Einer Welt von gleicher Kultur, einer Welt von gleicher Sprache und einer Welt von gleichem Denken. Sie muß die Produktions- und Lebensverhältnisse aller Erdteile angleichen und auf dasselbe geistlose Niveau bringen.

Die Bourgeoisie ist bereits dabei, diese gleichförmige Welt zu schaffen. Sie schafft sie mit ihrer billigen Massenproduktion, mit ihren genormten Supermärkten, mit ihrer ideologischen Herrschaft über Kindergärten, Schulen, Hochschulen und Massenmedien, mit ihrer Vernichtung aller kleinteiligen Produktion, mit der Vernichtung nichtkapitalistischer Kulturen, Traditionen und Lebensauffassungen. Die Bourgeoisie verlangt die Unterwerfung der gesamten Welt unter ihre kapitalistische Produktionsweise. Wie kann sie das erreichen? Indem sie in noch größeren Mengen produziert, indem sie noch billiger produziert, indem sie die kapitalistische Lebensweise zur einzig wahren erklärt, und nicht zuletzt, indem sie das speziell Bürgerliche als das allgemein Menschliche darstellt.

Der Weltkapitalismus ist kein einheitliches Gebilde. Das Prinzip Kapitalismus ist zwar überall auf der Welt das gleiche, aber die dort herrschenden Kapitalisten sind verschieden, besonders bezüglich ihrer privaten Interessen. Diese besonderen Interessenlagen verhinderten bisher die Schaffung einer einheitlichen Welt. Doch je mehr die Macht der großen Monopolgesellschaften wächst, desto mehr werden die nationalen und regionalen Unterschiede verwischt. Denn die kleinen Kapitalisten in der Dritten Welt müssen sich ihren einheimischen Monopolen unterwerfen, um weiter als Zulieferer produzieren zu dürfen, während sich ihrerseits die einheimischen Monopole den internationalen Monopolen unterwerfen müssen, weil diese sonst samt ihrer nationalen oder internationalen Streitmächten über diese Länder herfallen würden, um dort gefälligere Regierungen zu installieren. So oder so, die wirtschaftlich oder militärisch unterworfenen Länder nehmen die Wirtschaftsweise, das Denken, die Kultur und die Sprache des überlegenen Siegers an.

Die einheitliche Welt, die Karl Marx schon für das Jahr 1900 erwartet hatte, kam damals nicht zustande, weil der Monopolisierungsprozeß durch staatliche Verordnungen und noch mehr durch die ökonomische Unfähigkeit der Monopolherren selbst nicht weit genug voranschritt. Der Faschismus, der New Deal und letztlich auch der westliche Sozialstaat

nach 1945 verhinderten eine weitergehende Monopolisierungswelle. Jetzt aber sind die Schranken niedrigergerissen. Es gibt keinen politischen Willen mehr, die Macht der Monopole zu beschränken. Einschränkungen existieren nur noch für Monopole der Lebensmittelindustrie, weil deren Monopolpreise direkt zu höheren Löhnen bei allen Lohnarbeitern und damit zu höheren Kosten bei allen anderen Produzenten führen würden.

Die letzte historische Mission der Bourgeoisie kann sich nur genauso zwieschlächtig gestalten wie die Bourgeoisie selbst ist. Die einheitliche kapitalistische Welt mit der Weltsprache Englisch und einer Weltkultur westlicher Prägung vernichtet zwangsläufig alles Alte, alles Überkommene, alles Traditionelle, alles Regionale, alles Liebgewonnene, kurz, die gesamte bekannte Welt. An ihre Stelle tritt eine in Zwietracht vereinte Welt des neoliberalen Kapitalismus, der überall gleich aussieht, gleich riecht, gleich denkt, gleich spricht und überall nur das Evangelium des freien Kapitalverkehrs verkündet. Diese einheitliche kapitalistische Welt wird gehaßt von allen, die unter ihr leiden, vom afrikanischen Fischer bis zum russischen Computer-Spezialisten, vom indischen Kuli bis zum Schweizer Bankier. Sie leiden entweder unter ihrem Leben in völliger Armut oder unter der Sinnlosigkeit ihrer Tätigkeit. Doch anders scheint derzeit die Welt nicht zu vereinen sein. Jedes Volk und jede Region will all das behalten, was sein Volk auszeichnet und die Region einmalig macht. Die noch existierende Vielfalt in der Welt steht aber der einheitlichen Produktionsweise des Monopolkapitalismus im Wege. Der Monopolkapitalismus wird deshalb alle kulturelle Vielfalt vernichten und nur den einheitlichen Markt der kapitalistischen Kultur übrig lassen, der alles und jeden zur Ware machen will, egal, ob es den Betroffenen paßt oder nicht.

Die Bourgeoisie schafft mit ihrer globalen Produktion einen einzigen globalen Markt, sie schafft den disponiblen und auf allen Kontinenten einsetzbaren freien Lohnarbeiter. Damit das funktioniert, braucht es eine einheitliche Sprache, eine einheitliche Schule, eine einheitliche Berufsausbildung, einheitliche Schulabschlüsse, einheitliches Geld, weitere weltweite Standards und ein Transportsystem, das diesen Anforderungen gerecht wird. Der globalisierte Warenverkehr verbilligt die Produktion schneller als die Transportkosten steigen. Dies erzeugt eine Eigendynamik, die die ganze Welt über den Warenverkehr immer schneller globalisiert. Die billigsten Arbeitskräfte verbinden sich mit dem besten Maschinenpark. Die besten Ingenieure der Welt bündeln ihr Wissen und Können über das Internet in einem einzigen Produkt, das auf diese Weise zum besten Produkt der Welt wird und andere Ingenieure arbeitslos macht. Der

chinesische Bäcker konkurriert mit dem europäischen Bäcker um die billigsten Brötchen. Die Werften in Malaysia konkurrieren mit den Werften in Skandinavien. Die weltweiten Konkurrenten versuchen der weltweiten Konkurrenz zu entkommen, indem sie sich eine Nische suchen. Die von Monopolen erzwungene weltweite Konkurrenz unter Ungleichen vernichtet schneller als ein Wirbelsturm alles Nationale, alles Kleinteilige, alles Nichtmonopolistische, alles Nichtglobale.

Mit der Globalisierung hebt die Bourgeoisie das babylonische Sprachengewirr auf. Sie schafft alle übrigen Sprachen außer dem Englischen ab. Sie macht Englisch zur Weltsprache, indem sie das großbürgerliche Oxford-Englisch auf ein Hafenkneipen-Englisch von nicht mal tausend Wörtern reduziert, das dafür aber in der Welt alle verstehen und selbst sprechen und schreiben können. Die Welt unterhält sich im Hafenkneipen-Slang, versteht sich und kommt sich so näher. Die bisherige Weltgeschichte ist ein solch diabolischer Prozeß. Die einen wollen nur Gutes tun und ernten dafür nur Hohn oder Haß, die anderen versuchen beständig die Gegenseite über den Tisch zu ziehen und erhalten dafür mit Schweiß verdientes Geld oder den Nobelpreis. Die Völker dieser Welt müssen und werden zu einer einheitlichen Sprache und zu einer einheitlichen Kultur finden. Notfalls auch gegen ihren eigenen Willen. Die Bourgeoisie steht dafür Gewehr bei Fuß. Nur die Bourgeoisie ist in der Lage, allen Widerstand bedingungslos niederzuwalzen. Allein sie ist dazu fähig. An ihr prallen alle menschlichen Argumente wie Tropfen von Teflon ab. Denn sie kennt nur die Sprache von Soll und Haben, von Kosten und Profit, von meins und nicht deins.

7. Der Sozialismus beendet alle Klassenherrschaft

7.1. Die modernen Produktivkräfte sprengen das Korsett der kapitalistischen Produktionsverhältnisse

Jede Gesellschaftsordnung besitzt ihre ganz spezifischen Produktivkräfte und Technologien. Die späte Urgesellschaft verstand es, übergroße Steinquader über Land und über Wasser zu bewegen, ohne daß wir heute wüßten, wie das geschehen ist. Die patriarchalische Despotie verfügte über die Kenntnisse und Fertigkeiten zum Bewässerungsbau mit Schöpfwerken, Drainagen und Kanalsystemen sowie fundiertes Wissen zur Errichtung monumentaler Bauten zur Erzeugung einer ideologischen Einheit des Despoten mit seinen Untertanen. In der Sklavenhalterepoche begann der Siegeszug von geschmiedetem Eisen und sie endete mit großen Manufakturen zur Herstellung von Kriegsgerät. Der Feudalismus glänzte anfangs durch seine bodenständige Borniertheit und an seinem Ende durch die Zurschaustellung von Größenwahn und angepapptem Wissen. Erst das Bürgertum riß die Kathedralen der aristokratischen Dummheit nieder. Es war revolutionär, weil es alles Bestehende infrage stellte. Es war revolutionär, weil es an die Stelle der königlichen Befürwortung das gewissenlose Kriterium des Profits setzte. Durch diesen Paradigmenwechsel wurde die Menschheit gezwungen, über die Arbeit an sich und ihr Tun im besonderen nachzudenken. Denn von nun an begann eine Epoche des unaufhaltsamen Wachstums. Eines Wachstums, das sowohl die grenzenlosen Möglichkeiten der gesellschaftlichen Arbeit offenbarte als auch die engen kapitalistischen Grenzen der Richtung dieses Wachstums. Ein Mehr an Ware bedeutet ein Mehr an Profit, immer weniger aber ein Mehr an menschlicher Bedürfnisbefriedigung.

Der Kapitalismus hat in seiner 400-jährigen Geschichte die kolossalsten Produktivkräfte in der Menschheit erweckt, von denen sie zuvor nicht zu träumen gewagt hätte. Ermöglicht hat er dies durch die immer weitere Zerteilung der Arbeit. Dieser Zergliederung stellte er beständig die Wissenschaft zur Seite, die diese kleinsten Abfolgen der Arbeit analysierte und auf ihre Ersetzbarkeit durch Maschinen untersuchte. So entstand schließlich die Werkzeugmaschine, die Urmaschine der kapitalistischen Profitwirtschaft. Die Werkzeugmaschine hat die kapitalistische

Welt mehr verändert als die Dampfkraft, die Elektrizität und die Atomkraft zusammen. Die Werkzeugmaschine ist der technologische Kern der kapitalistisch erweiterten Reproduktion. Mit ihrer Hilfe lassen sich alle anderen Maschinen herstellen, ob Förderband, ob Verbrennungsmotor, ob Teigknetemaschine oder Computerchip-Automat. In neuen Arten und neuen Formen der Werkzeugmaschinen finden die wahren technologischen Revolutionen statt, die sich dann nach außen hin zeigen als erste, zweite oder dritte industrielle Revolution. All das aber sind industrielle, also zuvörderst kapitalistische Technologierevolutionen. Alle diese Technologierevolutionen ändern am kapitalistischen System erstmal gar nichts. Das einzige, was diese Revolutionen leisten ist, daß man immer wieder angehalten wird, über das System Kapitalismus und seine Zukunftsaussichten nachzudenken.

Denkt man die kapitalistische Genesis bis zu ihrem absoluten Ende zuende, dann existiert an diesem Ende in der Theorie nur noch ein einziger Kapitalist, der seinem einzigen und mit allen technisch-technologischen Wassern gewaschenen Lohnarbeiter befiehlt, mit einem Knopfdruck die Weltmaschine in Gang zu setzen, die alles produziert, was der Kapitalist sowie der Lohnarbeiter und seine nach Milliarden Menschen zählende Klasse benötigt. Der Profit des Kapitalisten ist dabei maximal. Der Lohn des Lohnarbeiters ist extrem hoch, doch davon müssen die arbeitslosen Milliarden Menschen mit leben. Das ist das lineare theoretische Endergebnis des kapitalistischen Akkumulationsprozesses. Daß dieser Zustand niemals eintreten wird, liegt auf der Hand, denn er vergißt die Dialektik des wirklichen geschichtlichen Prozesses und das revolutionäre Handeln der Arbeiterklasse. Nichtsdestotrotz bewahrt er die Arbeiterklasse vor falschen Illusionen über ihre eigene Zukunft. Die Arbeiterklasse hält ihre Zukunft in den eigenen Händen. Sie muß sich nur richtig organisieren und entsprechend handeln.

Der Neoliberalismus hat alle staatlichen Fesseln und alle menschliche Vernunft fahren lassen, um der absoluten Profitmaximierung wie im kapitalistischen Anfang das Primat zu geben. An den internationalen Börsen werden Kapitalsummen in unvorstellbaren Größenordnungen zusammengeraubt, die für Investitionen in Technologien genutzt werden, von denen heute niemand sagen kann, welche Auswirkungen sie auf Mensch und Natur haben werden. Eine Risikoabschätzung findet nur noch auf Seiten der Profiterwartung statt. Welche Risiken sie für Mensch und Natur darstellen, interessiert diese Profiteure nicht mehr. Sehr bald schon werden sie jenem Hexenmeister gleichen, der die Geister, die er rief, nicht mehr

los wird. Leider werden diese Geister noch vor den reichen Profiteuren die Armen verschlingen, die von all dem nichts wissen und allen neuen Technologien schutzlos ausgeliefert sind.

Die industrielle Revolution ist in ihrem Kern ein Prozeß der Verwandlung von privater Arbeit in gesellschaftliche Arbeit, ein Prozeß der Verwandlung von Einzelproduktion in Massenproduktion; mit dem gesellschaftlichen Ziel, die Produktionssphäre zu verwissenschaftlichen, und mit dem kapitalistischen Zweck, ihre Produktionsergebnisse privat anzueignen. Das Ergebnis dieses Wirtschaftens ist die Produktion von Lohnarbeitern in immer größeren Massen auf der einen Seite und die immer massenhaftere Produktion von Waren auf der anderen Seite. Der Ausgangspunkt bzw. der dialektische Keim dieser industriellen Massenproduktion ist die Werkzeugmaschine.

Man kann sich diese Produktionsweise als einen nach vorn offenen Kegel vorstellen, dessen Ausgangspunkt die Werkzeugmaschine ist und dessen offene Grundfläche die jeweilige industrielle Gegenwart abbildet, während die umschließende kegelige Mantelfläche das kapitalistische Korsett bildet, in dem die gesamte Wirtschaftsentwicklung hineingepreßt bleibt. Mit dem Fortschreiten der kapitalistischen Entwicklung wächst dennoch die Grundfläche dieses Kegels, was der Gesamtgesellschaft einen gewissen Bewegungsspielraum verschafft, so daß bei aller Unzufriedenheit der produzierenden Massen immer ein Stück Hoffnung auf eine Besserung des Lebens erhalten bleibt. Das heißt, eine Verbesserung des Lebens für alle kann im Kapitalismus nur mählich in der Zeit stattfinden. Was jedoch gebraucht wird und technisch wie gesellschaftlich schon jetzt möglich ist, ist nicht nur eine Vergrößerung des Öffnungswinkels des Kegels, was sich durch sozialistische Produktionsverhältnisse leicht erreichen ließe, sondern eine allseitige Entwicklung in alle Richtungen, was bedeuten würde, daß man neben der Kegelspitze Werkzeugmaschine auch andere Arten von produktiven Entwicklungsrichtungen zuließe, was natürlich erst im Kommunismus im vollen Umfange möglich sein wird, nämlich dann, wenn die Menschheit ihr Menschsein begriffen hat als die Möglichkeit, im Hier und im Jetzt nur noch wirklich menschliche Bedürfnisse zu entwickeln, kurz, ihr Glück in der Zusammenarbeit und im Spaß an dieser Zusammenarbeit zu finden. Denn nur Zusammenarbeit im freien Willen für ein gemeinsames Ziel macht glücklich. Mitglieder von Interessengemeinschaften wissen das schon seit längerem.

Wenn man auf die Produktivkraftentwicklung der letzten 500 Jahre schaut, dann gibt es einen Kapitalismus vor der Erfindung der Werkzeug-

maschine, und einen Kapitalismus nach deren Erfindung. Während das Davor vom Handelskapital geprägt wurde (Venedig, Holland, das viktorianische England) und dieses Handelskapital mit der Entfernung der Handelsplätze und der dadurch möglichen Übervorteilung der Austauschenden durch den Kaufmann wuchs, wuchs der Handelskapitalismus nach der Erfindung der Werkzeugmaschine in den industriellen Kapitalismus hinein, der sich mit der Werkzeugmaschine seine eigne Wachstumsgrundlage geschaffen hatte. Das Handelskapital wurde vom schnell wachsenden Industriekapital an seinem ihm zustehenden gesellschaftlichen Platz gestellt und die Handelsprofite auf einen geringen Teil des industriellen Profits zurechtgestutzt. Erst die Werkzeugmaschine hauchte dem kapitalistischen System jene Lebendigkeit und Anpassungsfähigkeit ein, die es bis heute auszeichnet. Deshalb ist das Verständnis der Werkzeugmaschine mit ihren Möglichkeiten und ihren Entwicklungsschranken für das Gesamtverständnis aller zukünftigen Entwicklung von entscheidender Bedeutung.

7.1.1. Die Grenzen des kapitalistischen Verwertungsprozesses

Die Werkzeugmaschine als die Urmaschine der kapitalistischen Industrialisierung ist auch heute noch die Mutter allen kapitalistischen Fortschritts. Die Werkzeugmaschine ist diejenige Maschine, die das Geschick des Arbeiters durch die räumliche Präzision der Werkzeugführung ersetzt hat. Darüber hinaus potenziert die Werkzeugmaschine die Muskelkraft des Menschen, sie macht ihn ausdauernder. Beides zusammen läuft auf die Einsparung von Arbeitskraft für das Kapital hinaus. Mit der Erfindung des Computers übernahm dieser sogleich die Steuerungsfunktionen der Werkzeugmaschine, wodurch der Bediener zum Einrichter und Überwacher der Werkzeugmaschine wurde. Er mußte die Werkzeuge einrichten oder auswechseln wie auch die Werkstückzu- und abführung überwachen. All diesen Entwicklungen rund um die Werkzeugmaschine lag die Idee zugrunde, die handwerklichen Arbeiten so zu zergliedern, daß sie mit den einfachen Abläufen einer Maschine zu ersetzen waren, um Fertigungszeit einzusparen, was den Grundprozeß der Industrialisierung darstellt.

Die Entwicklung der Werkzeugmaschine führt im Kapitalismus notwendig zum Roboter. Alles Drängen der Kapitalisten ist darauf gerichtet, lebendige Arbeit einzusparen und dabei am besten noch die Erzeugnis-

menge zu steigern. Während man bei einer Werkzeugmaschine die Arbeitsabläufe noch automatisieren kann durch Zuführeinheiten, was aber immer nur für die jeweilige Werkzeugmaschine entsprechend ausgeführt werden kann, ermöglicht der Roboter Arbeiten, die bis dahin nur Menschen selbst ausführen konnten. Anfangs waren die Roboter nichts anderes als frei programmierbare Zuführungseinheiten für eine Werkzeugmaschine, schnell aber mauserten sie sich zu sehr beweglichen, empfindsamen und auch recht intelligenten Greifwerkzeugen, die ausdauernd präziser arbeiten konnten als jeder Mensch es je könnte.

War die Werkzeugmaschine noch ein Mittel zur Potenzierung der menschlichen Arbeitskraft, so scheint der Roboter inzwischen zu einem Ersatz für die menschliche Arbeitskraft geworden zu sein. Was bedeutet das für den Verwertungsprozeß des Kapitals? Die Neuinvestition einer Werkzeugmaschine war bisher daran gebunden, daß sie bis zu ihrem moralischen oder technischen Verschleiß mehr Lohnarbeit einsparen half, als sie selbst kostete. Wenn nun ein Roboter einen Menschen im Arbeitsprozeß bis zu seinem Verschleiß nach vielleicht zehn Jahren komplett ersetzen soll, dürfte er in seiner Anschaffung und Unterhaltung nicht mehr kosten, als die Lohnarbeit eines entsprechend qualifizierten Menschen. Bei einem Arbeitslohn von 3.000 Euro im Monat ergäbe sich in zehn Jahren eine Lohnsumme von 360.000 Euro. Für diesen Preis bekommt man heute schon einfache Transportroboter, die zum Beispiel einen Gabelstaplerfahrer ersetzen könnten. Rechnet man dagegen die „Kosten“ eines Menschen für Geburt, Erziehung, Ausbildung und Konditionierung für die kapitalistische Welt zusammen, so lassen sich nur die Kosten für Essen, Kleidung, Unterbringung und Ausbildung quantifizieren, die Kosten für Geburt, Erziehung und Betreuung in der „Freizeit“ eigentlich kaum. Es ist aber sofort absehbar, daß die quantifizierbaren Kosten auch ungefähr im Bereich der Kosten für einen einfachen Transportroboter liegen.

Der Unterschied zwischen der Nützlichkeit eines Roboters und der eines Menschen liegt für das Kapital darin, daß Menschen zugleich als Konsumenten auftreten, Roboter jedoch keinerlei Bedürfnisse haben. Roboter halten also den kapitalistischen Verwertungsprozeß nicht nur nicht am Laufen, sie produzieren auch keinen Mehrwert, da ihr Gebrauchswert nicht höher liegt, als es die Anschaffungskosten bereits ausdrücken. Derartige Roboter unterscheiden sich also gegenüber einer Werkzeugmaschine nur scheinbar. Sie ersetzen den Lohnarbeiter nicht wirklich. Der Lohnarbeiter versteckt sich jetzt nur hinter vielen Robotern, für deren richtiges Funktionieren er verantwortlich ist. Es ist demnach wie bei aller Maschi-

nenarbeit auch: Der Roboter potenziert nur die menschliche Arbeitskraft. Da der Roboter aber nicht wie der Lohnarbeiter zugleich als Konsument der kapitalistischen Warenwelt auftritt, verschärft er nur noch mehr den Widerspruch zwischen den Produktionsmöglichkeiten des Kapitals und den Absatzmöglichkeiten auf dem kapitalistischen Warenmarkt.

Für die Zukunft aber versprechen Wissenschaftler bereits Bio-Roboter. Künstlich erzeugte Muskel- und Nervenzellen in Verbindung mit äußerst beweglichen Gelenken sollen Roboter Arbeiten ausführen lassen wie richtige Menschen auch. Mal abgesehen davon, daß das Kapital noch nie teure Maschinen zum Einsatz gebracht hat, wo es billige Sklavenarbeit haben konnte – und Arbeit wird im Neoliberalismus immer billiger – könnten selbst menschenhafte Roboter niemals die kapitalistische Verwertungsschranke überwinden: Und die besteht darin, daß alle anfallenden Kosten der Produktion und der öffentlichen Daseinsfürsorge, und seien sie für letztere auch noch so knausrig, auf die Reste der bestehenden Lohnarbeit angerechnet werden. Die Löhne der letzten wenigen Lohnarbeiter müßten astronomische Summen annehmen, um daraus die Fortexistenz der menschlichen Gesellschaft bezahlen zu können. Denn der Mehrwert, den der Kapitalist dem Lohnarbeiter per Arbeitsvertrag abpreßt, bleibt immer Bestandteil des variablen Kapitals. Und der variable Kapitalteil ist nun mal die Lohnarbeit. Der Mehrwert kann niemals aus dem konstanten Kapitalteil entspringen, denn dann müßten Maschinen und Werkhallen lebendig werden, also ihre benötigte Energie selbständig aus der Natur exzerpieren, um genauso selbständig arbeiten zu können. Die Täuschung, auf der die ganze kapitalistische Ideologie beruht, ist ja gerade die, daß der Kapitalismus das Tote als etwas Lebendiges ausgibt (Kapital erzeugt Profit), und das einzig Lebendige im Produktionsprozeß des Kapitals, die Lohnarbeiter, als reinen Kostenfaktor darstellt.

7.1.2. Das Chaos der spätkapitalistischen Produktivkraftentfaltung

Der Kapitalismus ist nichts anderes als eine kurze Zwischenstation im Entwicklungsprozeß der menschlichen Gesellschaft. Der Kapitalismus zeigt der Menschheit, wozu sie in der Lage sein kann, wenn es mal notwendig sein sollte. Die riesigen Produktivkräfte, die der Kapitalismus bis jetzt hervorgebracht hat, haben die Welt nicht besser und die Menschheit nicht menschlicher gemacht. Bis jetzt haben sie die Menschheit nur zum

Nachdenken gebracht, was hier eigentlich schief läuft. Anstatt Hunger und Verzweiflung zu beseitigen, hat der technische Fortschritt den Hunger zum Massenphänomen und die Verzweiflung zur Dauererscheinung gemacht. Was läuft schief in diesem superreichen Kapitalismus? Karl Marx schrieb im ersten Band des „Kapital“ 1867: *„Jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in der Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebene Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit.“* Was Marx hier feststellt, ist die im Wesen des Kapitalismus steckende Zwieschlächtigkeit, daß die Ausbeutung des Arbeiters und die Ausbeutung des Bodens beider Überlebensfähigkeit ruiniert, weil das Wort Ausbeutung bedeutet, daß mehr entnommen wird als wieder zurückfließt, der Kreislauf der Natur also unterbrochen ist. Es ist, als ob man beständig einen Menschen zur Ader läßt. Irgendwann ist die Regenerationsfähigkeit der Körpers erschöpft, was seinen Tod bedeutet.

Der Kollaps der Natur ist mancherorts bereits mit Händen zu greifen. Der Kollaps der zähen Lohnarbeiterklasse kündigt sich gerade in den kapitalistischen Mutterländern an: Trotz Computer und modernster Maschinen brennen immer mehr Menschen in ihrer Arbeit geistig wie körperlich aus. Psychische Erkrankungen nehmen in einem Maße überhand, wie das selbst im schlimmsten Maschinenzeitalter der frühen Textilindustrie nicht bekannt war. Damals starben die Lohnarbeiter mit Ende 30 an Auszehrung. Heute sind sie mit Mitte 40 seelische Wracks. Was ist der Grund? Das Management bürdet den Maschinenarbeitern und Verwaltungsangestellten seine eigene Arbeit auf. Sie sollen nicht nur sich selbst beständig optimieren, sondern zugleich die Arbeitsabläufe im Betrieb. Sie sollen überall Werbung für ihre Produkte machen, am besten gleich selber die fertigen Waren unter den Bekannten und Verwandten verkaufen. Sie sollen den Betrieb als ihre Familie begreifen und ihr ganzes Denken und Handeln an dem Wohlergehen dieser ihrer Familie ausrichten. Kurz, sie sollen denken und handeln wie echte Kapitalisten, zugleich aber ihre Arbeitskraft bis zum äußersten verausgaben und dabei noch beständig ihre Löhne kürzen.

Als die ersten Monopole um 1890 sich die Märkte der Welt untereinander aufteilten, schien es vielen bürgerlichen und auch einigen sozialdemokratischen Ökonomen so, als ob nun langsam Ordnung in Produktion und Absatz Einzug hielte. Sie sahen schon den Sozialismus auf leisen Sohlen und wie von selbst kommen. Heute erzählen uns wieder Hunderte

von gelehrten Hofnarren des Kapitals, daß mit den neuen Produktivkräften das Leben leichter, schöner und eben lebenswerter würde. Doch die angeblich schöne heile Welt des fensterputzenden Hausroboters und des niedlichen Pflegeroboters für Gebrechliche ist noch immer die alte häßliche Ausbeuterwelt des Kapitals. Noch immer geht es um Einsparung an Arbeitszeit, noch immer um die maximale Verfügbarmachung des Lohnarbeiters für das Kapital. Nirgendwo geht es um ein menschenwürdiges Leben im Alter, höchstens um eine finanzierbare Pflege. Eine Maschine zur Pflege und Belustigung von alten Menschen – auf so was kann nur ein krankes vom Kapitalismus deformiertes Hirn kommen. Der Sozialismus kommt nicht von allein, und auch nicht allein durch die Produktivkraftentwicklung. Sozialismus wird immer von der Arbeiterklasse erkämpft.

Die wichtigsten neuen Produktivkräfte heißen Miniaturisierung von Maschinen und Antrieben, Computerisierung aller Steuerungs- und Regelungsprozesse, atomare Nanotechniken für neue stoffliche Eigenschaften, Biotechnologie zur Formierung des Menschen auf die Technik und umgekehrt, genetische Veränderungen von Pflanzen und Tieren zur Optimierung ihres industriellen Verwertungsprozesses. Alle diese neuen Produktivkräfte weisen bereits über die simple kapitalistische Industrialisierung hinaus und damit in den Sozialismus hinein, der allein das Gesamtinteresse der Menschheit über das Privatinteresse von Kapitalisten stellen kann.

Noch stehen die neuen Produktivkräfte erst am Anfang ihrer Entwicklung. Doch schon heute lassen sich die verheerenden Folgen überall sehen, die sich aus ihrer privatkapitalistischen Anwendung ergeben. Der Personalcomputer (PC) hat seit seiner Einführung in den 1970er Jahren nicht im geringsten das gehalten, wofür er ursprünglich bestimmt war, nämlich die Verwaltungsarbeit in den Betrieben zu verbessern, Doppelarbeit zu vermeiden und den Papierverbrauch zu reduzieren. Zwar fegte der PC ganze Büroetagen leer, aber nur, um sie woanders, nämlich „outgesourct“, in noch größerem Umfang wiedererstellen zu lassen. Die Betriebe sind keineswegs besser verwaltet als früher, man hat eher den gegenteiligen Eindruck. Papier konnte überhaupt nicht eingespart werden. Noch nie wurden so viele Wälder für die Papierproduktion gerodet wie heute. Stattdessen hat der Personalcomputer völlig andere Wege beschritten als anfangs gedacht. Er steht nicht nur an jedem Arbeitsplatz, inzwischen steht er auch in jeder Wohnung. Für manche daheim ist er Spielekonsole, für andere das wieder angeeignete Produktionsmittel. Von zu Hause aus kann heute gearbeitet werden. Nicht, indem man Arbeit mit nach Hause nimmt, sondern indem man sich auf der Arbeitsstelle einloggt, Daten

sendet und Daten bezieht. Konstrukteure können von zu Hause aus mitarbeiten an den Zeichnungen ihrer Kollegen im Betrieb, auf der Baustelle, im Urlaub und am andern Ende der Welt. Arbeitszeit und Freizeit fallen zusammen. Für einen Entwicklungsingenieur durchaus von Vorteil, wenn es nicht überhand nimmt. Für eine Verwaltungsfachkraft aber wohl nicht. Der Personalcomputer hat die einst festgefügte Arbeitswelt verwüstet. Er hat die zu bewältigende Arbeitsmenge vervielfacht, er hat den Arbeitsdruck erhöht, er hat die ständige Überprüfbarkeit der Arbeit durch die Vorgesetzten ermöglicht, er ist Überwachungsmittel und Antriebsmittel zugleich geworden. Und um all dem noch die Krone aufzusetzen, ist der Computer durch die Vernetzung über das allgegenwärtige Internet zutiefst verletzlich geworden. Würmer und Trojaner tummeln sich im Computernetz. Feindliche Angriffe häufen sich, während die absolute Abhängigkeit von computergesteuerten Systemen täglich zunimmt. Das Chaos ist bereits vorprogrammiert.

Wenn allein schon der nette Computer die Arbeitswelt der Lohnarbeiter auf den Kopf gestellt hat, was bewirken dann erst all die neuen technischen Systeme, die noch in den Kinderschuhen stecken? Ist es wirklich ratsam, unter kapitalistischen Profitbedingungen solch fundamental in die Lebensprozesse eingreifenden Technologien wie die Genetik oder die Nanotechnologie industriell nutzen zu wollen? Müßte nicht besser alles dafür getan werden, diese Technologien bis zum Sieg einer menschlicheren Gesellschaftsordnung auf Eis zu legen? Wie wenig die Lebensmittelkonzerne die Erhaltung des Lebens auf der Erde interessiert, läßt sich schon jetzt an den täglichen Auswirkungen der industrialisierten Landwirtschaft sehen. Obwohl es schon seit Jahrzehnten genügend wissenschaftliche Erkenntnisse über den Raubbau an der natürlichen Fruchtbarkeit der Böden gibt, sind nicht die geringsten Anzeichen dafür zu erkennen, daß die Politik an diesem Raubbau etwas ändern will. Im Gegenteil: Selbst in den hochindustrialisierten Staaten wird die Lebensmittelqualität immer schlechter. Die Lebensmittelkonzerne vergiften die Menschheit tagtäglich ungestraft. Was heute an Übergewichtigen und chronisch Kranken durch die Straßen läuft, kann nur als katastrophaler Gesundheitsverfall bezeichnet werden. Bis jetzt noch ist das Lebensalter in den Industriestaaten gestiegen. Doch das wird sich in den nächsten 20 Jahren dramatisch umkehren. Wenn dann immer noch kapitalistische Verhältnisse auf der Welt herrschen, wird der Staat froh sein, wenn seine Staatsbürger mit 60 Jahren oder noch früher ins Gras beißen, denn vom einstigen Sozialstaat der einst mächtigen Sozialdemokratie wird dann schon lange nichts mehr

übrig sein. Das bedeutet, daß die Sozialdemokratie entweder wieder zu ihren kommunistischen Wurzeln finden muß oder nicht mehr sein wird.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ergibt sich aus der schützenden Bedeckung der Böden, aus dem Humusgehalt und aus dem Leben in den betreffenden Böden. In einem Kilogramm Boden befinden sich mehr Organismen (Pilze, Bakterien, Viren) als die gesamte Erde Menschen trägt. Lößböden sind die fruchtbarsten Böden. In tropischen Landschaften dagegen mit hohen Niederschlagsmengen werden die im Boden befindlichen Nährstoffe ausgewaschen. Die Nährstoffe befinden sich in den Pflanzen. Sobald durch Rodung die Vegetation verschwindet, verliert auch der Boden schnell seine Fruchtbarkeit²⁶. Auf den ungeschützten Ackerböden der Welt tragen Wind und Wasser jedes Jahrhundert etwa 2,5 cm fruchtbaren Ackerboden ab. Ackerboden, der für immer verloren ist. Die industrielle Landwirtschaft mit ihren riesigen Flächen aus Mais und Getreide leistet dem noch weiter Vorschub. Die Erträge werden heute über hohe Mineraldüngermengen gesichert und nicht durch Humuszufuhr aus Tierdung. Die industrielle Düngung ersetzt zwar die drei wichtigsten Nährstoffe Stickstoff, Kalium und Phosphor, aber eben nicht all jene Spurenelemente, die für das dauerhafte Gedeihen von Pflanzen genauso wichtig sind. Außerdem ergibt sich durch den intensiven Feldbau genau das Phänomen, was auch die kapitalistische Welt prägt, nämlich die Ausbeutung. In der Natur gehen normalerweise alle Nährstoffe, die in die Pflanze eingehen, bei ihrem Absterben wieder in den Boden zurück. Wenn diese Pflanzen jedoch Jahr für Jahr abgeerntet werden, sind sie von diesem Stück Boden für immer verschwunden. Der natürliche Kreislauf wird unterbrochen. Und wenn dann noch versucht wird, diese Landwirtschaft zu optimieren, indem von der geernteten Pflanze restlos alles verwertet wird, statt zum Beispiel nur die Ähren abzuernten, schreitet die Ruinierung der Böden noch schneller voran. Darüber hinaus geht durch das Umbrechen der Böden durch Wind und Wetter der Boden selbst verloren. Eben das ist es, was Marx mit dem „Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit“ meinte.

Die industrialisierte und kapitalistisch betriebene Landwirtschaft ist also nicht die Lösung der Ernährungsprobleme, sondern deren Ursache. Der weltweite Handel mit Nahrungsmitteln führt zu absoluten Verlusten an Nahrungsmitteln, einmal durch den Transport selbst, aber noch viel mehr durch Spekulationen an den Börsen, die die Preise in die Höhe trei-

²⁶ Götz Brandt: „Wenn Fortschritt ruiniert“, Rezension zu David Montgomery: „Dreck. Warum unsere Zivilisation den Boden unter den Füßen verliert“

ben und Nahrungsmittel im Geheimen horten, durch die zunehmende Vertreibung von Bauern in den armen Ländern entweder durch die niedrigen Preise der amerikanischen und europäischen Nahrungsmittel oder durch Bodenspekulanten, die Verringerung der Genvielfalt durch monopolistische Saatgut-Hersteller sowie durch permanente Überdüngung der Böden und Vergiftung von Menschen und Umwelt durch Pflanzengifte.

Heute landen in den Industriestaaten bereits 50 Prozent der produzierten Nahrungsmittel im Müll. Dies wird weiter zunehmen, wenn die Transportwege noch weiter und die Züchtungen auf eine härtere Schale noch exzessiver werden. Wenn man darüber hinaus noch in Betracht zieht, daß rund 60 Prozent der Ackerflächen für die Produktion von Tierfutter und Biosprit verwendet werden und 30 Prozent der Weltbevölkerung permanent Hunger leiden und weitere 20 Prozent nie richtig satt werden, wird sofort klar, daß die globalisierte Landwirtschaft nicht für die Ernährung der Weltbevölkerung da ist, sondern ganz allein der Profitproduktion dient. Wer aber sind die Lenker, die am Steuer der globalisierten Landwirtschaft stehen? Es sind die großen Monopole der Nahrungsmittelindustrie und zunehmend Börsenspekulanten, die im Auftrage von einigen Superreichen, einigen nacheifernden Bewunderern und nicht zuletzt von weltweit agierenden Banken hier ihre ganz großen Gewinne machen wollen. Politiker sind entweder daran beteiligt oder sehen machtlos zu. Denn die Macht über die Welt haben seit dem Beginn des Neoliberalismus längst die internationalen Monopolvereinigungen und ihre Finanzfilialen übernommen.

Genauso verheerend wie in der industriellen Landwirtschaft sieht es in der globalisierten Industrieproduktion aus. Die Verlagerung aller in den Hochlohnländern nicht mehr gewinnbringend zu betreibenden Industrien in die Dritte Welt wie zum Beispiel die extraktive Industrie, die Stahlproduktion, Textilindustrie, Schiffbau, Chemieindustrie und nun auch schon die Mikroelektronik, verlagern auch alle Probleme, die mit diesen Industrien verbunden sind, in diese Länder, ohne daß diese davor geschützt würden. Katastrophale Arbeitsbedingungen, Löhne unter der Existenzgrenze, zusammenstürzende Fabriken, Verpestung der Luft, der Flüsse und des Bodens, giftige Textilien und giftiges Spielzeug, keinerlei staatliche Aufsicht, keine Arbeitszeitbegrenzungen und keine Altersbegrenzungen, das ist das wahre kapitalistische Gesicht des modernen Liberalismus. Am niederträchtigsten führen sich dann noch jene Wirtschaftsprofessoren und Politmarionetten in der Ersten Welt auf, die sich hinstellen und lauthals verlangen, daß die Länder der Dritten Welt

doch bitteschön ihre Klimaziele einhalten und am besten noch weiter verschärfen sollten. Indessen weisen sie darauf hin, wie sauber hierzulande doch inzwischen die Luft, die Flüsse und das Erdreich geworden sind. Ja, wenn man keine Kohle mehr fördern, keinen Stahl mehr schmelzen, keine Textilien mehr färben, keine verbrauchten Chemikalien oder Altöle mehr entsorgen muß, all das aber billigst aus der Dritten Welt importieren kann, dann ist es billig oder besser gesagt schäbig, mit dem Finger auf diese Länder zu zeigen. Deutschland zum Beispiel importiert jährlich Baumwolle und Textilien aus Pakistan, für deren Erzeugung das Land allein 5,46 Kubikkilometer Süßwasser aufwenden muß. Aus Südafrika importierte Deutschland 5,5 Millionen Tonnen Steinkohle und Erze, während über 2.000 südafrikanische Minen wegen Wassermangels im Jahr 2012 stillgelegt werden mußten. Der „plötzlich“ in der Dritten Welt um sich greifende Wassermangel ist ausnahmslos der Verlagerung der schmutzigen Industrien aus den Mutterländern des Kapitals in die Dritte Welt geschuldet und der nun dort stattfindenden ursprünglichen Akkumulation des Kapitals. Alle Verbrechen, die der Kapitalismus vor 200 Jahren an der europäischen Bevölkerung und der Natur in Europa verübt hat, darf er nun in der Dritten Welt ungestraft wiederholen. Wenn heute Dampfkraft noch billiger wäre als elektrischer Strom, dann würden dort unten noch immer die Transmissionsriemen durch die Werkhallen peitschen und den Arbeitern Finger, Hände oder Arme abschneiden. Daß die Gewerkschaften der Ersten Welt diese katastrophalen Arbeitsbedingungen in diesen Ländern einfach akzeptieren, ist eine Schande und wirft ein Licht auf die Geisteshaltung dieser Leute.

Alle Maschinen, egal ob in der Landwirtschaft oder der Industrie, benötigen Energie. Ohne Kraftstoff und ohne Strom würde alles stillstehen. Eine ausreichende Energieversorgung ist deshalb die Basis jeglicher Industrialisierung. Wer die Energieerzeugung beherrscht, dem kommt das Primat in einer Volkswirtschaft zu. Die kapitalistischen Energiekonzerne dominieren deshalb die wirtschaftliche Entwicklung seit Beginn der industriellen Revolution. Ihre Macht schöpften sie seit der Entdeckung der Elektrizität aus dem Fernleitungsnetz, das aufgebaut werden mußte, um alle Betriebe und Städte mit elektrischem Strom zu versorgen. Die jeweiligen Staatsregierungen leisteten den Energiekonzernen dabei jede nur erdenkliche Unterstützung allein für das Versprechen, daß die Energieversorgung im Land in jedem Augenblick gewährleistet sein müsse. Mit einem Verbundnetz aller Kraftwerke, das auch Ländergrenzen überschreiten konnte, war die Versorgungssicherheit schließlich garantiert. Ähnliches

gilt für die Mineralölkonzerne. Auch sie mußten ein Netz von Tankstellen installieren, um allerorten die Versorgung zu gewährleisten. Die zentral verwalteten Energienetze sind ein wichtiger Teil des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Ihr Funktionieren oder Nichtfunktionieren bestimmt entscheidend über das Wohl und Wehe einer Volkswirtschaft mit.

Seitdem Windräder und Sonnenkollektoren auf dem Vormarsch sind, zeichnet sich ein neues Szenario ab. Die Macht der Energieriesen schmilzt wie Eis in der Sonne. Die neuen Techniken machen zuerst die großen Kraftwerke überflüssig und danach das Verbundnetz der Stromtrassen. Die Energiewende weist bereits über die Schranken des kapitalistischen Verwertungsprozesses hinaus. Die großflächige Erzeugung und Verteilung des Stromes wird bald nicht mehr benötigt werden. Was dem noch entgegensteht, sind die Energiekonzerne selbst und die kapitalistische Massenproduktion, die auf dem Verbrauch von immer mehr Energie beruht. Das Korsett der kapitalistischen Produktionsverhältnisse wird deshalb mit aller Macht von den Energiekonzernen, dem kapitalistischen Staat und der übrigen kapitalistischen Großindustrie aufrechterhalten, denn eine Energiewende mit weniger Energieverbrauch und ohne Verbundnetze, dafür mit lokaler bedarfsgerechter Stromerzeugung darf nicht stattfinden, weil eine solche Energiewende das Fundament der kapitalistischen Produktionsweise unterminieren würde. Deshalb kämpfen die Energiekonzerne mit aller Macht und mit allen Mitteln um den Erhalt und den Ausbau ihrer Energienetze. Mit dem Verlust ihrer Energienetze würden sie zugleich die Kontrolle über die Verbraucher verlieren und über kurz oder lang auch die Kontrolle über die Energiegewinnung, was gleichbedeutend mit dem Verlust ihres Monopols auf Preisfestsetzung von der Erzeugung bis zum Verbrauch sein würde. Da nehmen sie schon lieber das Chaos eines zusammenbrechenden Stromnetzes in Kauf.

Die neuen Produktivkräfte verlangen nach gewaltigen industriellen Investitionen, wenn sie vom Labor in die Praxis überführt werden wollen. Diese Kapitalmengen zu beschaffen, ist heute einfacher denn je, denn der 130 Jahre alte Monopolkapitalismus und Imperialismus haben sich zu einem Finanzimperialismus ausgewachsen. Das Niederreißen des Sozialstaates durch die schrankenlose Befreiung des Kapitals durch die Neoliberalen hat zu nie gekannten Freiheiten auf dem Finanzsektor geführt. Heute ist nicht nur mit Geld alles möglich, heute ist im Finanzsektor auch ohne Geld alles möglich. Man muß nur schlau und skrupellos genug sein. Am skrupellosesten sind die, die die Schlaunen – Mathematiker, Finanzexperten, Juristen – für sich arbeiten lassen, sie hervorragend bezahlen und

ihnen beste Aufstiegsmöglichkeiten bieten, um deren Expertenwissen dafür zu verwenden, um aus kleinen Geldmengen große Geldmengen werden zu lassen, aus Schulden Guthaben, aus Hypotheken Schatzbriefe, aus unrentablen Großbetrieben viele kleine rentable Betriebe. Außerdem haben sie die Aufgabe, Steuerzahlungen an den Staat zu vermeiden. Der Diebstahl des gesellschaftlichen Reichtums ist allgegenwärtig und Geld in Unmengen vorhanden, nur leider in den Händen von Leuten, die für ihren Reichtum über Berge von Leichen gehen.

7.1.3. Der entwickelte Gegensatz von einfacher und komplizierter Lohnarbeit

Der Export der alten herkömmlichen Industriezweige in die Dritte Welt hat zu massiven Problemen auf den Arbeitsmärkten der Ersten Welt geführt. Der Bedarf an ungelernten Arbeitern sinkt seit drei Jahrzehnten dramatisch. Und selbst von Facharbeiterlehrlingen wird heutzutage oft schon das Abitur verlangt. Aber auch Akademiker geraten immer mehr unter Druck. Wenn sie nicht gerade eine solide Ingenieursausbildung haben oder Juristen sind, tun sie sich schwer, eine Anstellung zu finden. Die Anforderungen an die Qualifikation der Bewerber sind sehr hoch, die Betriebe andererseits immer weniger bereit, Geld in die Qualifikation ihrer Belegschaft zu stecken. Arbeitslose Akademiker gibt es schließlich mittlerweile in Hülle und Fülle. Die Personalabteilungen haben sich inzwischen zu Scoutingabteilungen umgeformt, das heißt, sie halten laufend Ausschau nach noch besseren Leuten. Das hat den Vorteil, daß man erstens nicht mehr selbst ausbilden muß, und zweitens, daß man durch permanente Neueinstellungen das Lohnniveau im ganzen Betrieb drücken kann. Das sind die wahren Hintergründe des überall beklagten „Fachkräftemangels“.

Die Industrialisierung hat zunächst die Arbeiten der gelernten Handwerker und Meister auf den Hund gebracht, indem die Industrie die komplizierten Handgriffe in einfache Bewegungsabläufe aufgliederte und diese nacheinander von vielen ungelernten Arbeitern ausführen ließ. Später ersetzten dann Maschinen diese Handgriffe, wodurch die Arbeitsproduktivität ins Unendliche gesteigert werden konnte. Manche Arbeiten ließen sich jedoch aus technischen Gründen nicht weiter zergliedern, so daß sie weiter von einem geschickten Handwerker in der Fabrik ausgeführt wer-

den mußten. Diese komplizierten Arbeiten wurden dann besser bezahlt als die einfachen Hand- oder Maschinenarbeiten. Das gilt auch für die neue Schicht der Geistesarbeiter.

Mit der Fortentwicklung des Kapitalismus und der Entstehung von Gewerkschaften differenzierten sich immer mehr Industriezweige heraus und damit auch unterschiedliche Lohnhöhen. Elektriker verdienten mehr als Maschinenarbeiter, Maschinenarbeiter mehr als Handarbeiter. Der Maschinenbau als Zugpferd der gesamten technischen Entwicklung stand an der Spitze des Qualifikationsniveaus. Die Tarifabschlüsse, die hier vereinbart wurden, dienten als Leitplanken für die anderen Industriezweige. Insgesamt entwickelten sich die Lohnhöhen in der Industrie schneller als in den übrigen Branchen, besonders im Dienstleistungsbereich.

In der theoretischen Ökonomie von Karl Marx bedeutete komplizierte Arbeit nichts anderes als potenzierte einfache Arbeit. Wie hoch die Potenz dabei ist, hängt vom Geschick oder dem Wissen des Entlohten ab. Der Arbeiter verausgabt bei all seinen Arbeiten immer nur seine Muskeln, seine Nerven und sein Hirn. In welchem Verhältnis zueinander, spielt bei der Schaffung von Wert und Mehrwert erst einmal keine Rolle, denn alles zusammen bildet seine Arbeitskraft, die er tageweise an den Kapitalisten verkauft.

Im Entwicklungsprozeß des Kapitalismus nimmt der Gegensatz zwischen einfacher und komplizierter Arbeit immer groteskere Formen an, weil das allgemeine Lebensniveau von den höchsten Löhnen bestimmt wird, die von den produzierenden Kapitalisten gezahlt werden. Die Fabrikarbeiter des Maschinenbaus und der Elektroindustrie verdienen am meisten, und auf dieses Lohnniveau hin fokussieren sich alle nichtproduzierenden Kapitalisten wie Miethäuser, Stromanbieter, Kaufleute, Warenhäuser, Pfandleiher und letztlich auch der Staat bei den Gebühren für öffentliche Einrichtungen. Gleichzeitig aber bleiben die Löhne der Handwerksgelesen, der Friseur, Kellner, Fassadenreiniger etc. hinter denen der Industriearbeiter permanent zurück. Nach einigen Jahrzehnten schließlich klappt eine gewaltige Lücke in den Verdiensten zwischen einem Elektromonteur und einer Kellnerin oder einem CNC-Dreher und einer Krankenschwester. Die allgemeinen öffentlichen Kosten dagegen wie Miete, Wasser, Heizung, Gas, Straßenbahnfahrt sind jedoch inzwischen so hoch, daß diese Berufsgruppen ihre laufenden Ausgaben kaum noch stemmen können. Hier muß dann der Staat einspringen mit Steuergeldern, weil die Kapitalisten der Dienstleistungsbetriebe keine höheren Löhne zahlen wollen.

Das Problem der niedrigeren Löhne für Dienstleistungen wächst sich schließlich zu einem gesellschaftlichen Problem aus. Während die Verbraucherpreise sich an den Löhnen der Industriearbeiter orientieren, haben die Dienstleistungsberufe stets das Nachsehen, obwohl sie genauso hart arbeiten wie die Industriearbeiter und oft auch noch länger sowie an Sonn- und Feiertagen. Das Argument von einfacher Arbeit und komplizierter Arbeit taugt in diesen Fällen auch nichts mehr, denn eine Krankenschwester muß oft wesentlich mehr im Kopf haben als zum Beispiel ein Autobauer mit seinen immer gleichen Handgriffen. Und dennoch verstärkt sich dieser Trend immer mehr. Warum? Nach Karl Marx sind alle Dienstleistungsarbeiten nichtproduktive Tätigkeiten im Sinne des Kapitals. Denn Dienstleister produzieren keinen Mehrwert, da sie nicht aus dem Kapital bezahlt werden, sondern aus der Revenue der Kapitalistenklasse. Für eine Kellnerin, einen Gärtner oder einen Friseur springt das sofort ins Auge. Für die seit der neoliberalen Wende wie Pilze aus dem Boden geschossenen Dienstleistungsbetriebe erschließt sich das jedoch nicht. Und das ist auch richtig. Diese Dienstleistungsbetriebe werden von den produzierenden Kapitalisten nur als Dienstleistungsbetriebe bezeichnet, in Wirklichkeit aber sind es aus den produzierenden Betrieben ausgelagerte Bereiche wie Lohnbuchhaltung etc. pp., die dadurch „offiziell“ in den Niedriglohnsektor entsorgt wurden mit all den negativen Folgen für die Betroffenen. Auf diese Weise senkt der einzelne Kapitalist seine Betriebskosten und das ganze kapitalistische System seine Reproduktionskosten. Und das alles nach Recht und Gesetz, allerdings dem bürgerlichen, wohlgehemmt.

Seit Anbeginn des Kapitalismus ist die Kapitalistenklasse bemüht, die Lohnarbeit auf das Existenzminimum und darunter zu drücken. Die beständige Kostenreduktion der Löhne ist das wichtigste Anliegen der Kapitalisten. Jedes Mittel ist dabei recht, „teile und herrsche“ die Hauptparole. Doch auch die fortschreitende Entgegensetzung der einfachen Arbeit zur komplizierten Arbeit verschärft den Kostendruck auf die Lohnhöhe sowohl der ungelerten Arbeit als auch der verwissenschaftlichten Arbeit. Die einen werden gegen die anderen beständig ausgespielt. Den einfachen Arbeitern wird vorgeworfen, sie sollten doch etwas Anständiges lernen, dann würden sie auch mehr verdienen, den gut Ausgebildeten wird das Schicksal der einfachen Arbeiter entgegeng gehalten nach dem Motto: Wenn du nicht spurst, kannst du ganz schnell in der Gosse landen. Potenziert wird dieses Spiel, wenn das Kapital die internationale Karte zieht: Dann liegen Welten zwischen den Lohnhöhen, den Arbeitszeiten

und den gezahlten oder verweigerten Vergünstigungen. Und dieses bürgerliche Spiel nennt sich Globalisierung.

7.1.4. Das Barock des Kapitalismus

Mit Marx formuliert ist die Geschichte der Menschheit – ökonomisch betrachtet – die Geschichte der Arbeitsteilung, politisch betrachtet die Geschichte des Klassenkampfes zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, im Zusammenhang betrachtet ist es die Entwicklung der Menschheit, die vereinzelt in Menschengruppen den Naturgewalten frei ausgeliefert war hin zu den in gesellschaftliche Gewalten gepreßten Individuen, die fast nur noch über die von ihnen geschaffene Warenwelt miteinander kommunizieren; und letztlich romantisch betrachtet ist es der ewige Kampf des Guten gegen das Böse.

Da der Mensch ein Gattungswesen ist, kann er nicht allein existieren (die Robinsonade ist nur die verklarte Welt des bürgerlichen Träumers). Das konnte er nicht als Affe auf dem Baum, nicht als Jäger und Sammler in den Savannen, nicht in den Dorfgemeinschaften der Seßhaften, nicht in den ersten Städten und erst recht nicht in der elektrifizierten Großstadt. Die Gattung war und ist das Wesen, die Teilung in Bauer, Arbeiter und Ingenieur die Erscheinung, der Austausch dieser Gegensätze über die Warenwelt ist die heutige Wirklichkeit. Individuelle Talente gab es seit jeher. In ihrer Gegensätzlichkeit trieben sie die gesellschaftliche Entwicklung voran. Und damit sind wir schon wieder bei der Arbeitsteilung.

Die erste natürliche Arbeitsteilung war die zwischen Mann und Frau sowie zwischen Alt und Jung. Die erste gesellschaftliche Arbeitsteilung aber brachte die sogenannte Zivilisation und damit die ersten Städte hervor. Noch gab es in diesen ersten Städten keine Paläste. Doch mit der Teilung der Arbeit schritt die Entgegensetzung der Produzenten und damit die Herausbildung von verschiedenen Klassen einher. Die Arbeitsteilung und die nunmehr existierenden verschiedenen Klassen brachten jene Widersprüche hervor, die zum Motor einer explosiven Produktivkraftentwicklung wurden.

Die im Schoß der Gesellschaft schlummernden Produktivkräfte sind nicht an sich produktiv. Sie können für uns, die Menschen, produktiv sein. Sie können für andere, die Natur, zerstörerisch sein. Sie können, wenn ihnen dummfreie Entfaltung geboten wird, zuerst den Menschen und

dann die Natur, oder zuerst die Natur und dann den Menschen zerstören. Sie können aber auch Natur und Mensch erhalten. Doch dazu bedarf es des Gattungswesens Mensch, der sich seiner Verantwortung gegenüber der Natur und der eigenen Zukunft bewußt wird. Die Ingenieure müssen selbst wieder verantwortlich sein und eine mehrfache Folgenabschätzung durchführen. Und damit sind wir erneut bei der Arbeitsteilung.

Der sogenannte intelligente Mensch ist eine Schimäre. In ihrer Intelligenz unterscheiden sich die Menschen weniger als in ihrer Körpergröße. Die in den USA so beliebten IQ-Tests engen auf wenige Fähigkeiten und Fertigkeiten ein. Dahinter steckt nur der Prozeß der Spezialisierung. Die Musikalität ist dem Menschen angeboren, man muß sie nur wecken und fördern. Geschieht dies frühzeitig, entwickeln sich Fähigkeiten, die über das allgemeine Maß hinausreichen. Diese über Generationen immer wieder frühzeitig vermittelt, kann dann irgendwann ein musikalisches Genie hervorbringen. Aber auch das musikalische Genie muß essen, will sich kleiden, will außer der Musik auch die anderen Freuden des Lebens genießen. Nur die gesellschaftliche Arbeitsteilung ermöglicht die Existenz des Genies. Ob das musikalische Genie noch etwas darüber hinaus vermag, steht auf einem anderen Blatt und darf bezweifelt werden. Dieses andere Blatt nennt sich nämlich Spezialisierung, und diese ist so mannigfaltig, daß es Millionen Blätter davon gibt.

Die Spezialisierung wird oft mit der Arbeitsteilung verwechselt, sie ist jedoch die – im menschlichen Sinne – negative Seite der Arbeitsteilung. Denn sie verkrüppelt den Menschen, und das sogar im praktischen Sinne: Vor 100 Jahren gab es noch die Bäckerkrankheit - ein verkürztes Bein, ein schiefes Becken, ein verkrüppelter Rücken. Denn es gab noch keine Rührmaschinen. Die positive Seite der Spezialisierung ist natürlich die größere Menge und die bessere Qualität der Produkte. Der menschliche Spezialist wird dabei jedoch zur Maschine herabgewürdigt. Wissenschaftler und Ingenieure sind auch nur ein Produkt der Spezialisierung.

In der Menschheitsgeschichte hat es Epochen gegeben, die heute je nach Standpunkt teilweise vollkommen entgegengesetzt interpretiert werden. Die eine Gruppe sagt zum Beispiel, daß die Sklaverei das furchtbarste Verbrechen in der Geschichte gewesen ist. Die andere Gruppe meint, über die griechische Antike werde sich nie wieder etwas kulturell erheben. Aber die griechische Antike baute doch ökonomisch auf der Sklaverei auf. Was war daran so schön? Ganz einfach: Der freie Grieche hatte Muße, sich mit Sport, Spiel, Gesang, Mathematik und Philosophie zu beschäftigen, indes seine Sklaven für ihn die Drecksarbeit erledigten.

Dabei war die Sklaverei ein großer humaner Fortschritt gegenüber der Barbarei. Denn bis dahin wurden keine Kriegsgefangenen gemacht. Doch die Sieger von heute konnten sehr schnell die Verlierer von morgen sein ...

Die Antike wäre ideal gewesen, wenn die Sklaven Maschinen und Automaten gewesen wären. Doch dazu bedurfte es der Wissenschaft. Die freie Zeit, die die Sklaven den griechischen Bürgern ermöglichten, nutzten einige wenige zum Denken und erfanden die Wissenschaften. Philosophen waren zwar in der Antike hoch angesehen, aber noch höher die reichen Minen- und Großgrundbesitzer. Denn mit der Sklaverei trat erstmals die Trennung des Menschen von den Produktionsmitteln in die Geschichte. Der reiche Grieche besaß die Minen und Werkzeuge bzw. die Äcker und Ackergeräte, der Sklave besaß sein Leben, das der Siegreiche ihm gelassen hatte. Dafür mußte er arbeiten. Das war gerecht. Damals.

An der Trennung der Produzierenden (Sklaven) von den Produktionsmitteln und ihre Usurpation unter die Kontrolle der Sklavenbesitzer ging die Sklavenhalterdemokratie zugrunde. Die Sklaven hatten, je gnadenloser die Ausbeutung wurde, kein Interesse mehr an der Arbeit. Das Wort Arbeit war aber noch mehr den reichen Nichtstuern ein Grauen. Da niemand mehr arbeiten wollte, verkam das große Rom, der würdige Nachfolger Griechenlands, zu einer Kloake. Einfallende Barbarenstämme machten dem ein Ende und brachten zugleich die Achtung vor freier Arbeit zurück. Die Produktionsmittel gehörten den Produzenten bei den Germanen, den Franken, Kelten und wie die Barbaren alle noch hießen. Die halbfreien Kolonen retteten das Abendland vor dem Verhungern durch Nichtstun. Die Kirche rettete in dieser Zeit die Menschheit vor der Verblödung und dem moralischen Verfall auf Kosten der eigenen Verblödung und des eigenen moralischen Verfalls.

Das Ketten der freien Bauern an den Boden und das Aufkommen der Leibeigenschaft erinnert sehr an die frühe Phase der Antike, als die Griechen sich gegenseitig versklavten. Das Erstarken der christlichen Kirche ging einher mit der Zunahme ihres Grundbesitzes. Im Hochmittelalter war die Kirche der größte Grundbesitzer und ihre weltliche Macht dadurch allumfassend. Der leibeigene Bauer konnte seiner Unterdrückung durch die Grundbesitzer nur entkommen, wenn er unerkannt in die Stadt entkam. „Stadtluft macht frei“ hieß es damals zu recht.

Das freie fortschrittliche Bürgertum in den Städten kämpfte zu dieser Zeit mit Geist gegen den Adel und die Kirche. Als dritter Stand fühlte es sich gleichberechtigt, wenn nicht sogar den nichtstuenenden Schmarotzern der Adelsschicht überlegen. Die flüchtenden Bauern wurden in den

Städten Handwerker oder Handwerksgelesen. Sie schwangen ihre eigenen Produktionsmittel. Die Kapitalisierung der Produktionsmittel lief so schleichend, wie es immer mehr Handwerker in den Städten wurden. Zunächst entstanden weitere Gewerke, schließlich aber mußten sich immer mehr als Gesellen bei den „erfolgreichen“ Meistern verdingen. Wieder begann die Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln (obwohl die Handwerksgelesen ihre Werkzeuge ja mitbrachten, die großen Produktionsmittel wie Öfen, Schmelztiegel, Fuhrwerke usw. besaßen aber die Meister). Aus dem Meister wurde der Fabrikbesitzer, das heißt, der Kapitalist.

Der Kapitalismus brauchte nur wenige Jahrzehnte, um mehr und besser zu produzieren, als zuvor all die Jahrtausende zusammen. Er vollbrachte das durch die massenhafte Menschenhaltung in Fabrikstädten, durch ausgeklügelte Spezialisierung auf immer weniger Handgriffe, bis sie so einfach waren, daß eine Maschine sie ausführen konnte und dies durch – den Ingenieur.

Nach dreihundert Jahren kapitalistischer Entwicklung ist der Ingenieur die wichtigste Produktivkraft. Er schaltet die Kernkraftwerke ein und überwacht sie. Er erfindet ständig Neues (auch immer mehr Sinnloses), er arbeitet (gut bezahlt) rund um die Uhr. Er ist immer ansprecherbereit, steht seinem Chef jederzeit zur Verfügung. Aber die Computer setzen seit 30 Jahren auch dem situierten Ingenieur immer mehr zu. Sie sind ihm Hilfe, aber sie gehören ihm nicht (wenn sie ihm gehören, stehen sie ausserhalb des kapitalistischen Produktionsprozesses). Der Ingenieur steht am Scheideweg. De facto ist er Lohnarbeiter, also Prolet, meist jedoch „Stehkragen-Proletarier“, weil sein Standesdünkel (oder das scharfe Auge des Kapitalisten) darüber wacht, mit wem er verkehrt.

Wer als bürgerlicher Ingenieur den Mr. Hyde in sich besiegen will, der kann es nicht mit dem innewohnenden Dr. Jekyll, sondern nur mit seinem außer ihm existierenden Gattungswesen, dem Homo proletarensis, tun.

Im Sozialismus wird es vor allem um eine neue Art der Teilung der Arbeit gehen. Nicht Spezialisierung, sondern Abwechslung muß das Motto lauten. Indem der rundum aufgeklärte Mensch seinen Dreck alleine wegräumt, schafft er die „Eliten“ wie den „Untermenschen“ ab.

Daß der Kapitalismus seinem Ende entgegengeht, zeigt der historische Vergleich: Auf dem Höhepunkt des Feudalismus, dem politischen Absolutismus, hatten die Mächtigen so viel Reichtum zentralisiert, daß das kulturelle Zeitalter des Barock anbrechen konnte. Die Fülle von Kunst und Kultur in den Hauptstädten des Reichtums verkleisterte lange Zeit

den Blick auf die in Agonie liegenden Produktionsverhältnisse. Die feudalen Hochburgen verfaulten indes von den Rändern nach innen. Immer rücksichtslosere Ausbeutung der Bauern und die Indienststellung des bürgerlichen Fortschritts halfen, die Verschwendungssucht weiter zu finanzieren. Zunächst stützte die neue aufstrebende Klasse des Bürgertums die Weiterexistenz des Adels mit ihren immer billiger produzierbaren Waren. Doch das Zeitalter der Aufklärung konstituierte das Bürgertum zur Klasse. Im absolutistischsten aller Länder, in Frankreich, siegte schließlich die Bourgeoisie im blutigen Kampf über den Feudaladel. Noch unmittelbar vor dem endgültigen Sturz des Feudalismus blühten im Absolutismus das Barock und das nachfolgende verspielte Rokoko.

Der moderne Kapitalismus hat dagegen in Manhattan längst sein Barock erlebt. Inzwischen sprießt in Hongkong, Singapur und Taiwan sein Rokoko²⁷.

7.2. Die Aufhebung der entfremdeten Arbeit

„Letztlich löst sich jede Ökonomie in der Ökonomie der Zeit auf.“ Dieser Satz von Karl Marx ist Dreh- und Angelpunkt jeglichen ökonomischen Verständnisses von „Effizienz“, „Arbeitsproduktivität“, „Reichtumsvermehrung“ und wie der ganze Schwachsinn noch heißt, den bürgerliche Ökonomen für den viel treffenderen Begriff Arbeitshetze erfunden haben. Doch Karl Marx wäre nicht Karl Marx, wenn er bei dieser beschränkten Sichtweise stehengeblieben wäre. Was Marx mit diesem Satz wirklich meint, ist, daß wir alle darüber nachdenken sollten, wie, auf welche Weise und mit welchem Ziel die Menschheit ihr unvergleichliches Arbeitsvermögen einsetzen will. Und genau diesen Überlegungen wollen wir uns jetzt zuwenden.

Zeit ist das einzige, was die Menschheit im Überfluß besitzt. Der Begriff Menschheit ist hier allerdings im Sinne einer unzähligen Abfolge von Generationen gefaßt. Der Fehler, den die Menschheit seit Anbeginn der Zivilisation begeht, ist der, lieber heute als morgen all das haben zu wollen, was möglich erscheint. Dieser Fehler aber ist kein der Menschheit angeborener, sondern ein erst in der Zivilisation erlernter Fehler. Er stammt aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Teilung der

²⁷ Nachwort aus Holger Lorenz: „Kennzeichen Junkers“, Ingenieure zwischen Faust-Anspruch und Gretchen-Frage, Druck- und Verlagsgesellschaft Marienberg, 2005.

Menschen in gegensätzliche Klassen her. Und zwar in Klassen, bei der eine Klasse nicht arbeitet und sich alles wünschen darf, und in andere Klassen, deren Leben nur aus Arbeit besteht und die dazu gezwungen sind, die Wünsche der herrschenden Klasse mit ihrer Muskelkraft und ihrer Hirnleistung zu erfüllen. Die Teilung der Menschheit in Klassen ist also letztlich der Grund, warum menschliche Arbeit immer wieder in ausbeuterische Arbeitshetze umschlägt.

Die Menschheit kann nicht existieren, ohne zu arbeiten. Doch der Kapitalismus ist gerade dabei, die Arbeit abzuschaffen. Er tut das, indem er die lebendige Arbeit durch totes Kapital ersetzt. Der lebendige Arbeiter wird durch eine tote Maschine verdrängt. Die kapitalistische Effizienz dieses Prozesses besteht darin, daß der Unterhalt der toten Maschine über ihre Abschreibungsdauer weniger kostet als der ersetzte Arbeiter. Bei sehr teuren Maschinen ersetzt eine Maschine viele Arbeiter. Diese kapitalistische Effizienz liefe theoretisch darauf hinaus, eine Maschinenwelt zu schaffen, in der es keine Arbeiter mehr gibt und die Maschinenwelt ausschließlich für die Bedürfnisse der Kapitalisten produziert. Hier wäre dann derselbe Zustand erreicht wie in der Sklavenhalter-Demokratie, als die Produktion ausschließlich von Sklaven betrieben wurde, die in den Augen der Sklavenhalter aber keine Menschen waren. Sklaven und die modernen Roboter von heute wären so betrachtet ein- und dasselbe. Das Endergebnis dieses Prozesses wäre, daß die nichtarbeitenden Kapitalisten Wünsche äußern und die Roboter diese Wünsche schnellstmöglich erfüllen. Die Arbeiter wären ausgestorben und die feinen, faulen Herrschaften würden sich gegenseitig im Ausdenken von immer verrückteren Wünschen übertrumpfen. Es wird hier sofort klar, daß die Wunschliste ganz schnell ziemlich klein werden würde, denn ohne Arbeit und ohne die arbeitende Auseinandersetzung mit der Welt könnten keine neuen Ideen für Wünsche mehr entwickelt werden, weil nur in einem solchen Prozeß neue Wünsche entstehen. Das menschliche Dasein würde aufhören, sich zu entwickeln. Stillstand aber bedeutet Tod.

Das gesellschaftliche Arbeitsvermögen wächst mit der Anzahl der arbeitenden Menschen und es wächst noch mehr mit der Produktivität der Arbeit. Die Menschheit hat disponible Zeit im Überfluß. Wie sie diese Zeit verwendet, ist die alleinige Entscheidung der Menschheit selbst, niemand redet ihr da hinein. Die Menschheit muß sich nur als eine Einheit verstehen und sich endlich darüber klar werden, wie und wofür sie diese Zeit verwenden will, ob für eine Massenproduktion und die Vermüllung der Erde und der Meere, oder ob sie dieses Arbeitsvermögen so dispo-

niert, daß die Menschheit menschlicher und somit klüger und die Erde samt der Meere wieder sauberer wird.

Wie aber disponiert man die viele Zeit so, daß die nachfolgenden Generationen eine saubere und vielfältige Welt vorfinden? Ganz einfach: Indem die Menschheit wieder mehr lebt und weniger arbeitet. Aber wie lebt man mehr, wie lebt man besser? Das geht nur, indem der Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital, indem also der Klassegegensatz aufgehoben wird. Aber nicht künstlich, wie das die Faschisten tun wollen, indem sie die klassenbewußten Arbeiter morden und den Rest ideologisch in Betriebsführer und Gefolgschaft zusammenkleistern, sondern nur durch konsequente Klarlegung des unüberwindlichen Gegensatzes der jeweiligen Klasseninteressen zwischen Lohnarbeitern und Kapitalisten sowie durch Verweis auf das ständige Wachstum der Arbeiterklasse. Die Arbeiterklasse bildet allein die Mehrheit und sie vertritt die Zukunftsinteressen der gesamten Menschheit, denn sie ist die schaffende Klasse.

Im Kapitalismus wird die gesellschaftlich betriebene Produktion allein von den Privatinteressen einiger weniger Kapitalbesitzer dominiert. Die Gesellschaft produziert, was die Kapitalbesitzer vorgeben. Dieser Widerspruch muß notwendigerweise zu immer größeren Krisen führen, wenn es auf der einen Seite immer weniger Kapitalbesitzer und auf der anderen Seite immer mehr von Lohnarbeit Abhängige gibt. Wieso können wenige Dutzend Kapitalmagnaten mit ihren Investitionen bestimmen, wohin die Entwicklung der gesamten Menschheit führen soll? Wenn diese Kapitalmagnaten wenigstens ausgewiesene Wissenschaftler wären, die aus fundierten Studien ihre Erkenntnisse gewonnen hätten. Aber nicht mal das. Dumpfbackene Kleingeister, die nichts als ihr persönliches Wohlbefinden im Sinne haben, entscheiden über die gewaltigen Kräfte unseres gesellschaftlichen Produktionsvermögens. Es sieht wohl jeder ein, daß dieser Anachronismus nicht bis in alle Ewigkeit fortgeführt werden kann. Was aber ist die Alternative?

Die einzige wissenschaftlich gesicherte Alternative besteht darin, daß sich die Produzenten die Ergebnisse ihrer Arbeit wieder aneignen, daß sie selbst darüber bestimmen, was sie produzieren, wie sie es produzieren, in welchen Mengen und Qualitäten sie produzieren und nicht zuletzt, wie die produzierten Dinge wieder zurück in den Produktionskreislauf gelangen können, um die Abfallberge auf dieser Welt endlich zu beseitigen. Diese Aneignung der Produktion durch die Produzenten kann natürlich nur gegen den Willen der Kapitalbesitzer geschehen. Das geht nur durch Klassenkampf. Doch bevor man den führen kann, muß man nicht nur das

Ziel des Kampfes kennen, sondern auch über die Mittel verfügen, um ihn erfolgreich zu bestehen. Über die Mittel wird in den nachfolgenden Kapiteln zu sprechen sein. Zunächst müssen die Ziele und Etappen des Weges dahin geklärt werden.

Der Grund für die Entstehung der Klassen war die gesellschaftliche Arbeitsteilung. Diese anfängliche Arbeitsteilung hatte noch keine sich feindlich gegenüberstehende Klassen hervorgebracht, nur Klassen von verschiedenen Produktionsmittelbesitzern, die mit ihren speziellen Produktionsmitteln speziellere und deswegen für verschiedene Dinge oder Prozesse besser geeignete Produkte herstellten, die wiederum die Teilung der Arbeit voranbrachten. Diese anfängliche Arbeitsteilung war von den Menschen noch überschaubar, und jeder wußte, daß er vom anderen abhängig ist. Der Fischer spezialisierte sich auf den Fischfang, während er seine Fische in den ersten Städten gegen Netze eintauschte und so weiter und so fort. Von Anfang an gab es aber auch ein paar Reichere, deren Reichtum meist noch aus natürlichen Ursachen herrührte wie das Glück, ein fruchtbareres Stück Ackerland erwischt zu haben oder eine fruchtbarere Kuh. Wenn diese etwas Reicherer ihre Überschüsse dafür verwendeten, um fremde Arbeit anzukaufen, legten sie den Grundstein für ihren dauernden Reichtum, der natürlich nur aus der dauernden Armut der angemieteten Knechte und Mägde herrühren konnte. Ein Klassengegensatz hatte sich jetzt herausgebildet. Dieser Klassengegensatz entfremdete im Laufe der Zeit die Produzenten immer mehr von ihrem Arbeitsprodukt. In der Sklavenhaltergesellschaft schließlich erreichte diese Entfremdung ihren ersten Höhepunkt. Die Sklaven hatten keinerlei Interesse an ihrer Arbeit und der Verwendung ihrer Arbeitsprodukte. Die Sklavenhalter hatten keinerlei Interesse am Befinden ihrer Sklaven, dagegen ein volles Interesse am Mehrwert der Sklavenarbeit. Und genau das ist heute wieder in weiten Teilen der lohnarbeitenden Welt der Fall.

Die permanente Einsparung von lebendiger Arbeit im Kapitalismus hat schon am Anfang des Kapitalismus, allerdings nur in seinen Krisen, zu einer industriellen Reservearmee von Arbeitslosen geführt. Diese industrielle Reservearmee drückte in der Krise auf die Löhne der noch in Arbeit Stehenden. War die Krise vorbei, diente die industrielle Reservearmee als Jungbrunnen des Kapitals, denn das Kapital verfügte nach dem Anspringen der Konjunktur sofort wieder über disponible Arbeitskräfte, die nach der langen Auszehrung durch die Krise für jeden Lohn zu arbeiten bereit waren. Nach nunmehr 200 Jahren industrieller Entwicklung ist der Kapitalismus in der Dauerkrise angelangt und die industrielle Reser-

vearmee die Dauererscheinung eines nach Millionen zählenden Heeres geworden. Dieses Millionenheer drückt beständig auf die Arbeitslöhne, die nur noch eine Tendenz kennen, nach unten. In den Peripherien der kapitalistischen Zentren sind die Arbeitslöhne längst auf einem Niveau angekommen, das fernab aller menschlicher Vorstellungskraft liegt. Von der Peripherie fressen sich diese Arbeitslöhne langsam bis zu den Hochburgen des Kapitals hinein. Der Druck auf die Löhne hat mit dem Verweis auf die Peripherien durch die Kapitalistenklasse auch in den Zentren so stark zugenommen, daß die Angst vor der Globalisierung überall mit den Händen zu fassen ist. Die Löhne sinken überall ins Bodenlose, selbst für hochqualifizierte Arbeit. Das ist nicht nur für die Lohnarbeiterklasse ruinös, das ist auch für diejenigen Teile des Kapitals existenzbedrohend, die von den Löhnen der Arbeiterklasse ihr Einkommen bestreiten wie Miethaie, Versicherungen und Lebensmittelindustrie. Vor der heutigen Menschheit stehen Verwerfungen geologischen Ausmaßes.

Diese sozialen Verwerfungen kommen immer näher. Der Westen kann sich bald auch nicht mehr durch Zäune und das Mittelmeer davor abschirmen. Die Verwerfungen rücken nicht nur durch Millionen von Flüchtlingen immer näher an den noch heilen Westen. Sie kommen noch viel nachhaltiger durch die Globalisierung aller Produktionsketten, durch den freien Kapitaltransfer, den freien Handelsverkehr und den freien Arbeitskräftetransfer. Überall auf der Welt gibt es einen billigeren Geldgeber, einen billigeren Hersteller, einen billigeren Händler und erst recht einen billigeren Arbeiter. Dagegen kann sich kein Geldgeber, kein Hersteller, kein Händler und erst recht kein einzelner Arbeiter wehren. Die einzigen, die aus dieser absoluten Freiheit einen Nutzen ziehen können, sind diejenigen, die die gesamte Produktionskette vom Rohstoff bis zum Vertrieb beherrschen. Und das sind nun mal die global agierenden Monopole. Sie sind der Nutznießer, und sie stecken hinter der überall geforderten Handelsfreiheit. Mit der Globalisierung aller Produktionsprozesse werden auf der einen Seite die Profite bis auf ihr Maximum gesteigert und auf der anderen Seite die Löhne auf ihr jeweiliges örtliches Minimum reduziert. Den Preis dafür trägt die Lohnarbeiterklasse und trägt die vergiftet zurückbleibende Erde.

Wenn die Löhne immer weiter sinken bis aufs Existenzminimum oder noch darunter, dann lohnt sich Arbeit bald nicht mehr, dann wird Arbeit zu einer Strafe für die, die noch welche haben. Dieser rein kapitalistische Prozeß stigmatisiert Arbeit als etwas, was grundsätzlich zu vermeiden ist. Erstens, weil man davon nicht mehr leben kann. Zweitens, weil der

Mensch zur Maschine erniedrigt wird. Und drittens, weil die Erde vergiftet wird und letztlich diejenigen Leute nur noch reicher gemacht werden, die für all diese katastrophalen Zustände verantwortlich sind.

Der Kapitalismus ist also gerade dabei, die Arbeit zu vernichten. Kurz, er bringt die Arbeit auf den Hund. Der Stellenwert der Arbeit wird bald wieder dort angelangt sein, wo er am Ende der Sklaverei schon einmal gewesen war. Bei Null. Die Sklaven wollten lieber sterben als weiterarbeiten, die Sklavenhalter wollten lieber verhungern als zu Sklaven werden, denn nur Sklaven arbeiteten. Die Rettung für das römische Sklavenhalter-Reich kam in Form der Barbaren, die die Arbeit von ihren Sklavenketten befreiten, indem sie die Sklaven zu freien Bauern oder halbfreien Kolonen machten und die Sklavenhalter zu ihren Verwaltern des römischen Nachlasses. Wer oder was aber sollen heute die Rettung bringen?

Nach zehntausend Jahren Zivilisation ist die Zeit reif, die Zivilisation und damit die Ausbeutung des Menschen zu beenden. Die entfremdete Arbeit muß von ihrer Entfremdung befreit werden und nicht der Mensch von der Arbeit. Die Arbeit ist der Lebensprozeß des Menschen. Es geht also nicht um eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine Verlängerung der Freizeit, sondern allein um die Aneignung der eigenen Lebenszeit. Dafür aber muß die Arbeit die Freude am Leben bei jedem Einzelnen erwecken. Freude an der Arbeit aber kann es nur geben, wenn die Arbeit von allen als ein sich Ausdrücken der eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Verbesserung des Lebens aller begriffen und in dieser Form verinnerlicht wird. Und hier treffen sich dann die Arbeit, das Können und die Einsicht in die Notwendigkeit im Begriff der Lebenskunst wieder, nämlich der Kunst, wahrhaftig menschlich zu arbeiten, indem nur das produziert wird, was zu einem freudvollen Leben gebraucht wird. Wie funktioniert diese Kunst?

In den Ausbeutergesellschaften lebten die arbeitenden Menschen, um für andere zu arbeiten. In einer von Ausbeutung befreiten Gesellschaft arbeiten alle Menschen, um die Freiheit des Menschseins ausleben zu können. Wie wird die gesellschaftliche Arbeit dann aussehen? Wenn Arbeit kein Zwang mehr ist, sondern erste Lebensbetätigung, dann kann die Basis dafür nur die frei gewählte gemeinschaftliche Arbeit für einen gemeinschaftlichen Zweck sein, dann müssen dem gemeinschaftliche Ziele zugrunde liegen, dann muß das Produkt dieser gemeinschaftlichen Arbeit von allen Beteiligten auch gemeinsam angeeignet werden können. Diese Art der Arbeit war in der Urgesellschaft bereits vorhanden. Die mensch-

liche Horde arbeitete damals gemeinsam für ihre gemeinsamen Zwecke. Die allseitige Anerkennung für gute Arbeit war der höchste Lohn für jeden Einzelnen, und das Endergebnis war eine Verbesserung des Lebens aller.

Wenn Arbeit keine Ausbeutung mehr ist, sondern erstes Lebensbedürfnis, dann spielt die Zeit der geleisteten Arbeit keine Rolle mehr. Arbeitszeit ist dann Lebenszeit und diese steht für die gesamte Menschheit unbegrenzt zur freien Verfügung. Hier findet also ein Umschlag von einer Qualität der Arbeit in eine neue Qualität statt. Von nun an muß die Arbeit nicht mehr wie im Kapitalismus beständig reduziert und durch Maschinen ersetzt werden. Jetzt kann wieder mehr Arbeit verausgabt werden, dafür aber mehr Eisen, Stahl, Kohle, Erdöl, Verkehr oder Lagerhaltung eingespart werden. In der ausbeutungsfreien Gesellschaft arbeiten wieder alle Menschen, auch die Arbeitslosen und die einstigen Kapitalisten. Dadurch wird mehr Arbeit verrichtet. Wenn diese dann noch ständig neu verteilt wird, wird sie für alle abwechslungsreicher und so auch schwere Arbeit leichter erträglich. Nichts macht mehr Spaß im Leben als gemeinsam zu arbeiten an einem gemeinsamen Projekt für eine gemeinsame Aneignung der Ergebnisse dieser Arbeit. Selbst die beschissenste Arbeit wie das Reinigen von Kloschüsseln oder Pißbecken macht Spaß, wenn sie gemeinsam erledigt wird und nicht tagtäglich erledigt werden muß, wie das beim Beruf einer Klofrau heutzutage der Fall ist. Nicht die immer weiter wachsende Spezialisierung von Arbeit ist die Zukunft, sondern die abwechslungsreiche Kombination von verschiedenen Arbeiten unter immer wechselnden Arbeitsgruppen. Wie dies dann konkret zu regeln ist, wird einstimmig wie im Matriarchat in den Arbeitsgruppen und zwischen den Gruppen festgelegt.

Diese neue Art der kombinierten gesellschaftlichen Arbeit schafft völlig neue Möglichkeiten des Lebensgenusses. Nach einhundert Jahren industrieller Landwirtschaft wird es unendlich viel Mühe kosten, die Böden wieder fruchtbar zu machen. Dieses Fruchtbarmachen geht nur ganz schlecht mit maschineller Arbeit. In die Böden müssen Bestandteile eingebracht werden, die Wasser und Nährstoffe speichern. Ein Verfestigen der Böden durch schwere Maschinen muß vermieden werden. Kurz, hier ist Handarbeit vonnöten. Damit diese Arbeit Spaß macht, muß sie von vielen Menschen gleichzeitig getan werden. Man spornt sich gegenseitig an, man erzählt sich Witze und andere „wahrhafte Begebenheiten“, man macht gemeinsam Frühstück und schaut sich dabei den Partner für die Nacht aus, kurz, man lebt seine Arbeit, weil die Arbeit pralles Leben ist.

So vergeht der Tag in sinnvoller Eintracht. Und am Ende wird ein großes Fest gefeiert. Nicht einen Tag, nicht zwei Tage, nicht drei Tage, sondern gleich eine ganze Woche lang. Leben ist Arbeiten und der Genuß an der Arbeit ein grundlegendes menschliches Bedürfnis. Die Wiederaneignung der Arbeit als erstes Lebensbedürfnis muß kein jahrhundertelanger Prozeß sein. Vielleicht finden die Nachgeborenen daran schneller Gefallen, als wir uns das heute vorstellen können.

Was die heutige große Industrie betrifft, wird diese selbst unter kapitalistischen Bedingungen weiter schrumpfen, weil die neuen Technologien weniger Materialeinsatz erfordern und die Industrie insgesamt in Richtung Miniaturisierung verläuft. Die neue sozialistische Gesellschaft dagegen wird die große globalisierte Industrie abschaffen und durch eine selbstbestimmte regionale Produktion entsprechend der Größe der Verwaltungseinheiten (Großstadt oder Kleinstadt) sowie den geographischen und klimatischen Besonderheiten ersetzen.

7.3. Das neue Motto heißt: Globalisierung allen Wissens, Regionalisierung aller Arbeit

Das internationale Monopol ist das Hauptproduktionsverhältnis unserer Zeit. Es kontrolliert alle Produktion. Es beherrscht die nichtmonopolistische Bourgeoisie. Es diktiert die Preise und die Löhne. Es trifft Absprachen mit anderen Monopolen. Es unterhält eigene militärische Abteilungen. Es macht eigenständig Politik.

Was das internationale Monopol von einem Staat unterscheidet, ist, daß es an keine nationalen oder internationalen Gesetze gebunden ist. Nur andere Monopole können sein Agieren einschränken oder die massenweise öffentliche Empörung zum Kampf bereiter Arbeiter. Diese Freiheit der internationalen Monopole macht sie selbst unkontrollierbar. Mit juristischen Spitzfindigkeiten oder Kartellbestimmungen ist ihnen nicht beizukommen.

Fast jeder Lohnarbeiter arbeitet heute direkt oder indirekt für irgendein Monopol. Jede produzierende Branche wird heute von einem oder ganz wenigen Monopolen beherrscht. Wenn man von der Globalisierung sprechen will, muß man fragen, woher sie kommt und wohin sie führt.

Als Handelskapital war das Kapital schon vor 700 Jahren eine globale Macht. Die venezianischen Kaufleute beherrschten den Fernhandel

nach Indien und China. Ihr Reichtum entsprang aus der Entfernung ihrer Handelsplätze. Für ihre exotischen Waren erzielten sie in Europa Rekordgewinne. Die Entdeckung Amerikas 1492 durch Christoph Columbus erweiterte den Welthandel nicht durch den Handel selbst, sondern durch die Gründung von Kolonien in der Neuen Welt, deren Produkte Europäern gehörten und als deren Eigentum nach Europa verkauft wurden. Anfangs mußten die Ureinwohner Amerikas auf den Plantagen arbeiten. Als diese vernutzt waren, verschifften die europäischen Kaufleute schwarze Sklaven zur Arbeit nach Amerika.

Mit Beginn der industriellen Revolution im 18. Jahrhundert begann der Kapitalismus auf seiner eigenen Grundlage zu wachsen. Die Reichtumsexplosion verlagerte sich aus dem Handel in die Produktion. Während die Kaufleute noch reich geworden waren aus der gegenseitigen Übervorteilung ihrer Handelspartner und einem exorbitanten Risikoaufschlag auf ihre riskanten Unternehmungen, produzierte von nun an mehr und mehr die große Industrie den ganz großen Reichtum, in der Theorie sogar ohne die Übervorteilung aller Vertragspartner. Das industrielle Kapital hatte den Lohnarbeiter aus seinem Nischendasein geholt und ihn zur Klasse gemacht. Die Lohnarbeiterklasse produzierte das Kapital zum Preis ihrer Existenz, darüber hinaus produzierte die Lohnarbeiterklasse sich noch mehr selbst, und das zum Nulltarif. Der koloniale Welthandel und die industrielle Revolution machten der Kapitalistenklasse Appetit auf erweiterte Absatzgebiete, billige Rohstoffe und billige Arbeitskräfte. Seitdem ist die Bourgeoisie rund um den Globus auf der Jagd nach immer billigerem „Input“ und immer teurerem „Output“.

Die Maßlosigkeit des kapitalistischen Reproduktionsprozesses kennt keine natürlichen Grenzen. Durch immer weitergehende Spezialisierung der Produktion und anschließende Zentralisierung dieser spezialisierten Produktion in verschiedene Sparten verbilligt das Kapital die Herstellungskosten, benötigt dafür aber andererseits immer größere Stückzahlen und deshalb ein immer größeres Absatzgebiet, um diese Massenproduktion verkaufen zu können. Diese rein werthaltige Sicht auf die eigene private Kapitalakkumulation ist vollkommen blind für die dahinter stekenden Gebrauchswerte – das gesellschaftliche Arbeitsvermögen und die natürlichen Ressourcen. Beide werden durch das Kapital in ihrer Substanz unterminiert.

Was wir heute als Globalisierung erleben, ist nicht nur das von Marx beschriebene natürliche Bedürfnis des Kapitals, sich die ganze Welt untertan zu machen, indem das Kapital in freier Konkurrenz wächst und

jeden Zipfel dieser Erde seiner Produktionsweise unterwirft. Womit wir es hier zu tun haben, ist das imperialistische Gebilde bestens strukturierter Monopole, die dank ihrer Strukturen und ihrer Weltmarktmacht in der Lage sind, ganze Regierungen nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen. Der Grundstein dafür wurde in den kapitalistischen Sozialstaaten nach 1945 gelegt, als diese sich Jahr für Jahr verschulden mußten, um in der Konkurrenz mit dem Sozialismus bestehen zu können. Diesen unhaltbaren Zustand nutzten dann die Neoliberalen ab 1978 aus. Sie attackierten die Ausgabenpolitik des Sozialstaates solange, bis der Sozialstaat nicht mehr als notwendiger Verteiler des gesellschaftlich produzierten Reichtums da stand, sondern als „Verschwender von Volksvermögen“. Jetzt wurde der „schlanke Staat“ von den Neoliberalen durchgesetzt und als erstes all seine Kontrollgremien geschleift. Als diese dann beseitigt waren, mußte der Staat bei seinen Wirtschafts- und Finanzentscheidungen und auch schon bei politischen Entscheidungen auf externe Beratung zurückgreifen, die von den Monopolvereinigungen bereitwillig und natürlich gegen horrenden Rechnungen gern geleistet wurden. Seitdem schreiben die internationalen Monopole die staatlichen Gesetze selbst. Auf diese Weise herrschen sie jetzt ganz legal über die Politik der Staaten und damit über die Welt als Ganzes.

Das imperialistische Gebilde der Weltkonzerne zeigt sich am deutlichsten in der Hightech-Branche und in der Rüstungsindustrie. Während die körperliche Arbeit gnadenlos globalisiert wird, sieht das bei der Wissensproduktion ganz anders aus. Jede Idee, jedes neue vielversprechende Produktionsverfahren, jede neue Entdeckung werden sofort beschlagnahmt, auf ihre Verwendbarkeit und vor allem Verwertbarkeit geprüft, um anschließend für den Konzern als Patent geschützt zu werden, damit der Konzern alleiniger Nutznießer dieser neuen Idee bleibt. Die Wissensproduktion findet dabei entweder immer im Mutterland des Konzerns statt (wo durchaus auch Forscher aus aller Herren Länder zusammenarbeiten dürfen), oder aber vernetzt in einer internationalen „Cloud“, deren Zugang streng limitiert ist. Es geht um nichts anderes, als um einen Wissensvorsprung, durch den die einen zu Herrschern werden und die anderen zu Beherrschten. Wer einen Computerchip besitzt, der die doppelte oder zehnfache Leistung von herkömmlichen Chips bringt, der ist nun mal technologisch im Vorteil. Und wer ein Maschinengewehr herstellen kann, daß 1.000 Schuß pro Minute abfeuert, der schießt alle Gegner in Grund und Boden, die mit Gewehren mit nur 60 Schuß pro Minute dazukommen.

Was wir heute als Globalisierung erleben, ist der Aufbau einer weltbeherrschenden Stellung einiger weniger Monopole, die die Welt mit ökonomischen Mitteln und mit imperialistischen Methoden bis aufs Blut aussaugen. Aller erkämpfter nationalstaatlicher Schutz der Lohnarbeiter geht verloren oder ist bereits nichts mehr wert. Die Garantierung von Höchstprofitraten für die Monopole wird zur internationalen Pflicht. Die Freiheit des Kapitals allgemein zum ersten Menschenrecht. Das ist die Demokratie der Monopole: freiwillige Unterwerfung unter die Monopolmacht oder Kopf ab.

Die Globalisierung hat drei Stufen durchgemacht. Die erste Globalisierungswelle zwischen 1880 und 1914 war ähnlich der heutigen: Schnell wachsende Monopole, Syndikate und Kartelle eroberten sich den Weltmarkt durch festgelegte Monopolpreise bei Beschaffung und Absatz von Waren. Die Macht der damaligen Monopole war jedoch labil, erstens, weil es noch viele Monopole gab, und zweitens, weil die technische Entwicklung noch nicht wissenschaftlich abgesichert war, wodurch es leicht zu Wertrevolutionen bei Investitionsgütern kommen konnte. Nach dem ersten Weltkrieg kam es besonders durch die Kreditpolitik der USA angeleitet zur zweiten Globalisierungswelle, die direkt in den Schwarzen Freitag der 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise mündete und zu ihrem abrupten Ende führte. Von nun an versteckten sich die Monopole wieder hinter dem Nationalstaat, weil sie selbst keine Antwort auf die Weltkrise finden konnten. Die Nationalstaaten und ihre Industrien wetteiferten lieber auf dem Weltmarkt untereinander mit den Gesetzmäßigkeiten von Handelsabkommen, als die nationalen Monopole direkt ihre Gegensätze austragen zu lassen. New Deal und Faschismus waren die beiden politischen Systeme, die dieser Haltung entsprangen. Das Ende des Sozialstaates, von Margaret Thatcher 1978 eingeläutet, war zugleich der Beginn der dritten Globalisierungswelle. Sie ist die bisher längste Globalisierungswelle in der Geschichte des Kapitalismus, und ihr Ende ist nicht abzusehen, wenn die internationale Arbeiterklasse keine Gegenmacht aufbauen kann. Von staatswegen wird diese Globalisierungswelle nicht mehr beendet werden können, weil die Regierungen mit den Monopolen versippt und verschwägert sind.

Bei aller Ähnlichkeit zu den vorangegangenen Globalisierungswellen besitzt die jetzige eine Besonderheit, die sie für die Arbeiter so verheerend macht, dies ist die Globalisierung des Arbeitsmarktes. Das hatte es früher nicht gegeben. Das war undenkbar, weil die Verkehrssysteme noch nicht so weit waren und weil es noch das sogenannte Normalarbeitsver-

hältnis gab. Jetzt dagegen „flexibilisieren“ die neoliberalen Strategen die Arbeitsverhältnisse. Wobei Flexibilisierung ein Kampfbegriff und eine Lüge ist. Denn unter Flexibilisierung versteht die Kapitaleseite die Auflösung aller von der Arbeiterklasse hart erkämpften gesetzlichen Regelungen. Die „Einmischung“ des Staates in die Arbeitswelt ist diesen Strategen Teufelswerk. An die Stelle gewerkschaftlicher Normen und staatlicher Verbindlichkeiten soll die absolute Freiheit der Arbeitskontrakte treten wie vor 200 Jahren. Nur, daß sich jetzt Arbeiter aus der ganzen Welt um eine Stelle bewerben können. Der Lohnarbeiter muß sich also wieder stückchenweise, für Stunden, Tage, Wochen oder bestenfalls Monate auf einem ungeschützten und jetzt globalen Arbeitsmarkt verkaufen. Allein sein eigenes Verhandlungsgeschick mit der Unternehmenseite kann ihn vor der Unbill der völligen Rechtlosigkeit bewahren – sofern sich die Kapitaleseite an den geschlossenen Arbeitskontrakt hält.

Die neue Qualität der dritten Globalisierungswelle liegt in der imperialistischen Herrschaft von privaten Monopolen statt von Staaten. Der Umsatz der ganz großen internationalen Monopole liegt oft höher als der Staatshaushalt mittelgroßer Länder. Ihre Finanzmacht, ihre Investitionsmacht und noch viel mehr ihre Macht am Arbeitsmarkt lassen die Regierungen aller Staaten ohnmächtig zum Bittsteller werden. Das einzige, womit die Staaten die internationalen Monopole noch locken können, sind ihre Armeen. Die Unterhaltung von Armeen ist extrem teuer. Sie kosten nur Geld und bringen keinerlei Profit. Deshalb bleiben sie in der Hand des Staates und ihre Bezahlung obliegt dem treudoofen Steuerzahler, sprich dem Lohnarbeiter.

Wenn die Globalisierung so weiter geht wie bisher, dann wird die Welt in 20 oder 30 Jahren eine einzige Kloake sein mit weltweit 12 Milliarden Menschen, von denen 11 Milliarden in städtischen Slums oder unter erbärmlichen Verhältnissen auf dem Lande leben. Der entfesselte Wettbewerb zwischen den Lohnarbeitern hat die Lohnarbeit selbst in den Hochburgen des Kapitals auf das unmittelbare Existenzminimum herunter gebracht. In München und Manhattan werden hochqualifizierte Ingenieure aus Indien und China in den Personalbüros stehen und alle Einheimischen verdrängen, weil sie ohne Heim und ohne Familie anspruchloser, arbeitssamer und also gewinnbringender arbeiten als alle Einheimischen. Der Trend zum Single-Haushalt ist in den Trend zum billigen Gemeinschaftschlafraum umgeschlagen. Männerhäuser, Frauenhäuser, Kinderhäuser und dazwischen Freudenhäuser, das wird dann das heilige Familienleben darstellen. Weite Landstriche werden hoffnungslos vergiftet und kahl

sein, wenn die große Heuschrecke namens Investitionskapital weitergezogen ist. Alle, die noch laufen können, müssen ebenfalls weiterziehen oder auf dem vergifteten Land vergiftete Nahrung anbauen. Sie schließen dann Wetten ab, wer als erster ins nicht mehr vorhandene Gras beißt. Die monopolistische Globalisierung ist die letzte Antwort des Kapitalismus auf die Verwertungslogik des Kapitals: Immer billigere Lohnarbeit einsaugen, um am Ende immer mehr tote Ware auszuspucken.

Allerdings, die Globalisierung beschleunigt alle Prozesse der Verwertung und der Entwertung. Die Menschen sehen nicht nur zu ihren Lebzeiten, sondern bereits in einer einzigen Generation, welche Verheerungen das Kapital und seine Globalisierung anrichten. Darüber läßt sich schon jetzt nicht mehr hinweg sehen. Doch die Verheerungen wachsen exponentiell. Das kann man in Büchern von Ökonomen, Klimaforschern, Geologen, Glazologen, Biologen, Genetikern und Meeresforschern nachlesen und auch schon selbst beobachten. Die Globalisierung wird so zum Wächtrüttler, bevor es vielleicht für immer zu spät ist.

Kann die Globalisierung aufgehalten werden, muß man ihr etwas entgegensetzen? Oder ist die Globalisierung nur in ihrer kapitalistischen Hülle so verheerend?

Die Menschheit war an ihrem Anfang eine Einheit. Zu diesem Zeitpunkt war sie zahlenmäßig überschaubar. Ein paar tausend Menschen können zusammenstehen und ihre Probleme diskutieren. Bei acht Milliarden Menschen ist das nicht mehr möglich. Zumal ihre Unterschiedlichkeit durch zehntausend Jahre zivilisatorische Ausbeutung ins Extreme gestiegen ist. Die kapitalistische Globalisierung bringt die Menschen objektiv gesehen wieder zusammen, allerdings unter unsäglich großen Widersprüchen – Arm und Reich, Landloser und Großgrundbesitzer, indischer Kuli und britischer Bankier, Inuit und Aborigines, Deutscher und Franzose, Fischer und Astronaut, Bayer und Berliner. All das geht zusammen, weil es alles Menschen sind, die zur Einsicht in die Notwendigkeit gelangen können. Es ist der Kapitalismus, der die Menschen in Klassen und Schichten teilt. Die Natur hat die Menschen nicht sozial geteilt. Die Natur des Menschen steht dieser sozialen Teilung direkt entgegen. Man sieht das daran, daß jeder Mensch zu irgendeiner Gruppe gehören will. Meist ist es die Gruppe, in die er hineingeboren wurde. Die soziale Spaltung, die sich in zehntausend Jahren Zivilisation herausgebildet hat, muß und kann überwunden werden. Das erfordert die Kenntnis der menschlichen Geschichte und das Ziehen der richtigen Lehren aus dieser Geschichte. Derzeit geht die Geschichte der Menschheit auf einen Punkt

zu, wo das Ende der Ausbeutergesellschaften unmittelbar bevorsteht. Die kapitalistische Globalisierung ist zugleich das Ende des globalen Kapitalismus. Sie schafft das globale Dorf, das erst die Voraussetzung für einen siegreichen Sozialismus sein kann, der sich nicht mehr mit militärischer Gewalt gegen seine kapitalistische Umklammerung wehren muß wie 1917 bis 1989, der nicht mehr einen zweiten, „sozialistischen“, Weltmarkt schaffen muß, um diejenigen Produktivkräfte entfalten zu können, die ein Leben des Menschen im Einklang mit seinem Gattungswesen und im Einklang mit der Natur erst ermöglichen.

Die Globalisierung aufhalten zu wollen, wäre also töricht. Im Gegenteil, man muß sie nutzen, um die anstehenden Probleme erkennen und schließlich lösen zu können. Die kapitalistische Globalisierung macht mit ihren Verwerfungen und Verheerungen den Grundwiderspruch des Kapitalismus erst richtig sichtbar. Indem man aufzeigt, wie Globalisierung im sozialistischen Sinne ablaufen würde, stünde der Gegensatz zwischen kapitalistischer und sozialistischer Globalisierung jedem deutlich vor Augen. Denn Globalisierung läßt sich auch umgekehrt gestalten. Im Sozialismus würden nur noch die geistigen Ergebnisse der menschlichen Arbeit globalisiert, damit überall auf der Welt die neuesten Forschungsergebnisse und die modernsten Produktivkräfte zur Anwendung kommen könnten. Über das Internet könnte das Wissen ohne Zeitverzug in alle Teile der Welt gelangen. Hier könnte es dann kostenlos genutzt werden. Das würde der Dritten Welt mehr nützen, als alle imperialistische „Entwicklungshilfe“. An die Globalisierung des Wissens wären auch kaum materielle Ressourcen geknüpft. Jede Gemeinde auf dieser Welt könnte selber entscheiden, was sie von dem gespeicherten Wissen verwenden will und was nicht. Das alles wäre sogar zutiefst gerecht, denn das Wissen der Menschheit ist durch die gesamte Menschheit seit vielen tausend Jahren entstanden. Jedes neue Wissen wird immer im Widerstreit mit dem bereits vorhandenen Wissen erworben, denn ohne das vorhandene Wissen würden wir jeden Tag wieder von vorn bei Adam und Eva oder dem ersten Steineckpfer beginnen müssen.

Der Kapitalismus kann seinem ganzen Wesen nach nur die materielle Produktion globalisieren. Das aber tut er mit aller Konsequenz. Der Ausschluß der Entwicklungsländer von der Wissensproduktion des Westens ist ob seines imperialistischen Charakters schon abscheulich genug. Aber wie der Kapitalismus die materielle Produktion globalisiert, das ist lebensvernichtend und letztlich weltzerstörend. Eine ins Uferlose gehende Arbeitsteilung zerstückelt die Produktionsketten und verlagert diese Stük-

ke über den gesamten Globus, je nachdem, ob in diesem Teil der Welt gerade die Arbeitskräfte am billigsten sind, oder der Grund und Boden, oder der Maschinenpark, oder es winkt eine gewerkschaftsfreie Zone, eine Zuschußfinanzierung oder aber die giftigen Abfälle können gleich hinter der Fabrik in den Fluß entsorgt werden. Die globalen Produktionsketten spielen jeden gegen jeden aus. Sie nutzen hier die Vergünstigungen und dort die laschen Kontrollen. Überall hinterläßt die kapitalistische Globalisierung verbrannte Erde, überall ausgelaugte Lohnarbeiter und hungernde Familien, überall nur Industriegifte und Zerstörungen. In diesem globalen Prozeß wächst die Menschheit ungebremst weiter und verwahrlost in einem erschreckenden Tempo, überall Landstreicher, Tagelöhner und Mundräuber. Die Kriminalität explodiert, die Brutalität ebenfalls. Die Fratze des Kapitalismus zeigt sich inzwischen auch wieder in den einstigen Vorzeigeländern des Kapitals. Über sieben Millionen Menschen in Deutschland arbeiten in prekären Jobs, von denen sie nicht leben können. Und selbst die, die abgesichert sind, haben Angst, weil ihre Kinder keine Arbeit finden oder nur fernab der elterlichen Wohnung. Kinder hatten auch einst die Aufgabe, ihre alten Eltern zu pflegen oder wenigstens zu unterstützen. Das geht aber nicht, wenn man 400 Kilometer oder sogar 5.000 Kilometer von der Heimat weg ist.

Die Globalisierung der materiellen Produktion intensiviert die Arbeit der Lohnarbeiter und den Ressourcenverbrauch vor Ort. Diese punktuelle Vernichtung verhindert eine natürliche Regeneration der Örtlichkeiten und macht die Lohnarbeiter dauerhaft krank. Das einzige Ziel, das dahinter steckt, ist mehr Profit zu machen als der Konkurrent. Die Textilindustrie ist das treffendste Beispiel dafür. Die Textilindustrie war schon vor 200 Jahren in Europa der schlimmste Vernichter von Leben und Natur, und sie ist es bis heute im angeblich hochmodernen Kapitalismus geblieben, ob in Indien, Pakistan, Bangladesh oder anderswo. Nichts hat sich in 200 Jahren geändert. Nur die organisierte Arbeiterklasse Europas konnte kurzzeitig für sich bessere Arbeitsbedingungen erkämpfen.

Eine sozialistische Globalisierung dagegen würde die gesamten materiellen Fertigungsketten auflösen und die Produktion wieder vor Ort ansiedeln. Jegliche materielle Arbeit würde regionalisiert werden, weil Verbrauch und Produktion nur unmittelbar vor Ort aufeinander abstimmbare sind. Mit der im Sozialismus weiter betriebenen Miniaturisierung der Technik würden auch große Mengen an Rohstoffen für Maschinen und Anlagen entfallen und so der Produktionsumfang weiter abnehmen. Damit ginge auch eine Reduzierung des Energieverbrauchs einher. Alle

Städte würden jetzt ihre eigene Energie herstellen und deren Verbrauch entsprechend regeln. Alle Produktion würde nur noch den Bedürfnissen der Stadtbewohner dienen, die diese selbstverwaltet steuern würden, um sie in ausreichender Menge zu befriedigen. Kurz, das sozialistische Motto würde lauten: „Globalisierung allen Wissens und Regionalisierung aller Arbeit“. Diese Art von Globalisierung wäre regional selbstbestimmt, dadurch zutiefst menschlich, für die Gemeinschaft sinnstiftend, hochmodern und flexibel an die jeweiligen Bedürfnisse der Bewohner angepaßt, in jeder Beziehung naturschonend, abwechslungsreich in der Arbeitsaufgabe und letztlich auch wettbewerbsfördernd zwischen den Arbeitskollektiven, zwischen den Städten und Regionen. Und der Austausch von neuen Ideen, von gemachten Erfahrungen, aufgetretenen Problemen und deren Lösungen könnte blitzschnell und kostenfrei zwischen den Städten und Regionen über das Internet weltweit verbreitet werden, wodurch wiederum wertvolle materielle Ressourcen, Arbeitskraft und Gehirnschmalz in den digital vernetzten Städten und Regionen eingespart werden könnten.

7.4. Das organische Zusammenwachsen von Stadt und Land zur Dorfstadt

Wenn im kommenden Sozialismus alles Wissen globalisiert und alle Arbeit regionalisiert wird, dann ändert sich die Entwicklungsrichtung der Produktivkräfte radikal, nämlich von der permanenten Einsparung von Arbeit in eine zielgerichtete Verausgabung von Arbeit. Die Zielrichtung dabei kann nur die Einsicht in die Gesetze der Natur, insbesondere in die Gesetze der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft, sein. (Den Grundstein dazu haben Marx und Engels bereits gelegt.) Das hat allerdings zur Voraussetzung, daß sich die Verhältnisse der Produktion grundlegend geändert haben. Der private Besitz von Produktionsmitteln muß für all jene Produktionsmittel aufgehoben sein, die nur gemeinschaftlich in Bewegung gesetzt werden können. Diejenigen Gemeinschaften, die diese Produktionsmittel in Bewegung setzen, müssen auch die Eigentümer dieser Produktionsmittel sein. Wie das konkret aussehen wird, ist heute nur so allgemein wie oben angeführt beantwortbar, weil man heute nicht sagen kann, was das für Produktionsmittel sein werden, wie sie in Funktion gesetzt werden können und schließlich auch, in welchen Gruppen und regionalen Zusammenhängen die Produktionsmittelbesitzer

arbeiten werden. Die Globalisierung allen Wissens und die Regionalisierung aller Arbeit führen geradewegs zu einer selbstversorgenden städtischen Einheit auf der Grundlage eines globalen Wissensaustausches.

Die Regionalisierung aller Arbeit ist natürlich ein Prozeß. Wenn er dereinst abgeschlossen sein wird, herrschen kommunistische Verhältnisse. Ob das 100 Jahre, 200 Jahre oder 2.000 Jahre dauern wird, weiß heute ebenfalls niemand. Schon heute aber ist klar, daß sich in diesem Prozeß vor allem das Verhältnis von Stadt und Land grundlegend ändern wird. Aus der Stadt und dem Land wird die Dorfstadt hervorgehen – eine sich selbst versorgende und sich selbst verwaltende Gemeinde, die je nach klimatischen und geologischen Verhältnissen von unterschiedlicher Größe sein wird. Diese Dorfstadt wird in sich dicht bebaut sein für kurze Wege und weniger Landverbrauch und in selbständige Bezirke gegliedert sein, nach außen hin werden landwirtschaftliche Nutzflächen, Wiesen und Wälder die Dorfstadt umschließen bis zum Einflußbereich der nächsten Dorfstadt. Zwischen den Dorfstädten liegen zum Teil auch größere ungenutzte Naturareale. Auf diese Weise wird die natürliche Natur maximal geschützt und die kultivierte Natur optimal ausgenutzt.

Das Besondere dieser Dorfstadt ist nicht ihre städtische Anlage oder ihre Gliederung in selbstverwaltete familienartige Bezirke. Die Besonderheit der Dorfstadt ist ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit. Ihre Bewohner sind für eine ausreichende Nachwuchsplanung sowohl bei den Geburten als auch bei der Ausbildung der Jugendlichen und Fortbildung der Erwachsenen verantwortlich. Ihre Bewohner steuern die Produktionsmengen direkt auf ihre Bedürfnisse hin und die dafür notwendigen Arbeiten und Arbeitskräfte durch eine hohe Abwechslung bei der Arbeit oder durch spezielle Kombinationen der Arbeit. Die Produzenten werden auf diese Weise wieder zu ihren eigenen Konsumenten. Die entfremdete Arbeit schlägt um in die Wiederaneignung der eigenen Arbeit und ihrer Produkte. Damit wird nicht nur der Kapitalismus aufgehoben, sondern alle früheren Ausbeutersysteme ebenfalls. Die Dorfstadt mit ihren umgebenden Ländereien wird zu einem selbstregulierenden Kreislaufsystem. Die einstige Borniertheit des Landlebens wird durch die städtischen Kommunikationssysteme und eine neue Kultur des Zusammenlebens ersetzt, die einstige Geringschätzung des Landlebens durch die überheblichen Städter durch die gemeinsame Arbeit auf den gemeinsamen Feldern abgelöst und somit auch auf geistig-kulturellem Gebiet die Einheit von Stadt und Land vollbracht. Die Menschen brauchen dann keine besonderen Künstler mehr zu ihrer Unterhaltung, sie unterhalten sich

dann selbst durch ihre eigenen Vorstellungen und Ideen und ihre selbst organisierten Feste. In den Dorfstädten wird viel gefeiert werden, denn die notwendige Arbeitszeit zur Herstellung von Produkten wird nur noch gering sein.

Was die Wissenschaft noch sehr genau erforschen muß, ist die absolute Größe der kleinsten Zellen dieser Dorfstädte, also ihrer Stadtbezirke und ihrer Arbeitsgruppen. Dafür muß untersucht werden, wie viele andere Menschen sich ein einziges menschliches Gehirn merken kann und mit wie vielen Menschen ein Mensch permanent zusammenarbeiten kann. Die aufwachsenden Kinder müssen schließlich in ein funktionierendes Gemeinwesen hineinwachsen, das sie geistig wie gefühlsmäßig nicht überfordert. Wahrscheinlich dürfte die Zahl bei rund 5.000 Leuten liegen, die in einem Stadtbezirk zusammenleben, zusammenarbeiten und zusammen über ihre Zukunft entscheiden können. Die Zahl der Stadtbezirke pro Dorfstadt hängt allein von der Ernährungslage in den jeweiligen Regionen ab. In wüstenähnlichen Gebieten muß deren Zahl natürlich kleiner sein als in gemäßigten Zonen. Die Stadtbezirke selbst sind ebenfalls selbstverwaltet und mit den anderen Stadtbezirken aufs engste verbunden. Die erste Aufgabe der Stadtbezirke wird die soziale Betreuung ihrer Bewohner sein mit Essenkochen, Wäschewaschen, Wohnungsbau, Kinderbetreuung und -erziehung, während die Gesamtproduktion wie Nahrungsmittelproduktion, Herstellung von Grundstoffen und Baustoffen sowie die Weiterbildung und der Austausch mit anderen Dorfstädten die Aufgabe der gesamten Dorfstadt sein wird. Von größtem Interesse dürfte auch die Gliederung der Stadtbezirke als kleinste selbständig produzierende Einheiten sein. Da die patriarchalische Familie am Aussterben ist (vgl. hierzu nächstes Kapitel 7.5.), wird ein neuartiges Zusammenleben der Menschen, sowohl was den materiellen Wohnungsbau als auch das zwischenmenschliche Zusammenleben betrifft, von grundlegender Bedeutung sein. Hier muß höchste Flexibilität gewährleistet werden, damit beispielsweise junge Paare schnell zusammenziehen können, während gescheiterten Beziehungen sofort individueller Wohnraum zur Verfügung gestellt werden muß. Für Kinder und für Alte wird dieses neue Zusammenleben ein Paradies sein. Für die Kinder erweitert sich durch die ganzheitliche Betreuung in der Gemeinschaft ihr Horizont von den ersten eigenen Gehversuchen an. Für die Alten ergibt sich ein Gebrauchtwerden bis zum letzten Tag und damit hohe Wertschätzung des Alters und fortwährende Unterstützung bei Gebrechlichkeit, und die mittleren Jahrgänge werden nicht mehr zwischen Alt und Jung zerrieben.

All das sind keine Hirngespinnste. Das ergibt sich zwangsläufig bei einem Blick auf die Geschichte der Menschheit und die geschichtliche Entwicklung von Stadt und Land. Jede heutige Stadt, selbst die größte, ist doch nichts anderes als ein großes Dorf, zumindest, was ihre geistige als auch mentale Verfaßtheit betrifft. Lokalpatriotismus allerorten, Aufspaltung der Städte in überschaubare Bezirke, Kieze oder Wohnquartiere – eben in Dörfer. Was die Stadt einst vom Dorf getrennt und beide gegenübergestellt hat, das war die Arbeitsteilung zwischen ihnen. Diese hat sich im Laufe der Jahrtausende so verquirlt, daß beide weder miteinander noch ohneinander in Eintracht existieren können. Stadt und Land sind zu unüberbrückbaren Gegensätzen innerhalb der bisherigen Ausbeutergesellschaften geworden, die sich gerade auf ihren absoluten Gegensatz zubewegen. Wenn die großindustrielle Landwirtschaft zusammenbricht, die ja gegenwärtig allein die Städte mit Nahrung, Baumwolle und Rohstoffen versorgt, dann zerbrechen auch schlagartig alle städtischen Strukturen, dann zerbricht die kapitalistische Arbeitsteilung, dann ist sich jeder selbst der Nächste. Dann werden Milliarden Städter die Felder besetzen, sie zuerst abgrasen, im nächsten Jahr versuchen, selbst etwas anzubauen, was wegen Saatgutmangels nicht mehr funktionieren und deshalb in eine furchtbare Hungerkatastrophe führen wird. Am schlimmsten wird es für die städtischen Mittelschichten, die das Kämpfen um Lebensmittel nie gelernt haben, die sich immer alles problemlos kaufen konnten. Doch für Geld wird man dann nichts mehr bekommen.

Als die allerersten Dörfer entstanden, lebte die Menschheit noch in der Urgesellschaft. Die damaligen Menschen waren über ihre Blutsverwandtschaft miteinander aufs engste verbunden. Als die Dörfer sich zu den ersten Städten mauserten und die Arbeitsteilung immer schneller voranschritt, konnte die Blutsverwandtschaft nicht mehr länger das Band sein, das die Menschen einte. In den Städten ersetzen fortan die regionale Gemeinschaft und das Geburtsrecht der Stadt die Blutsverwandtschaft. Die familiären Bande blieben der letzte Rest der Blutsverwandtschaft. Doch auch die Familienmitglieder zerstreuten sich über das Land und die neu entstehenden Städte mit der weiteren Teilung der Arbeit. In der Antike dann bildeten die Stadtstaaten selbständige Einheiten, die sich manchmal bekriegten und manchmal verbündeten. Im Mittelalter mußten sich die Städte wieder der Macht des Landes und der Landesfürsten unterwerfen. Im aufkommenden Kapitalismus schließlich errangen die Städte ihre politische Unabhängigkeit vom Land, während sie wirtschaftlich noch lange vom Lande abhängig blieben. Erst der moderne Kapitalismus be-

endete auch die wirtschaftliche Abhängigkeit. Jetzt dominiert die Stadt über das Land, wirtschaftlich und noch mehr politisch. Die Arbeitsteilung hat sich so verflochten, daß die Städte alles Wissen, alles Technische und Industrielle, alles Kulturelle und fast alle Freizeitangebote produzieren, das Land dagegen nur noch Lebensmittel, pflanzliche Rohstoffe und die ewige ländliche Verblödung. Mit der neoliberalen Wende hat die Verblödung nun auch die Zentren der Städte erfaßt.

Die bürgerliche Stadt stirbt gerade vor unseren Augen. Alles Attraktive, was die bürgerliche Stadt einst für ihre gutsituierten Bürger ausgemacht hat, ist bereits längst verschwunden: Die großen Prachtstraßen mit ihren Flaniermeilen und endlos langen Schaufensterketten, den peinlich sauberen Gehsteigen und Schnittgerinnen, den vielen verschachtelten Straßen und Gäßchen, wo ebenfalls tausende Händler ihre Läden und Lädchen betrieben – an jeder Ecke ein Bäcker, ein Fleischer, ein Kolonialwarenhändler, überall Cafés, teure und weniger teure Restaurants, Imbißstände, Kinos, Theater, Abwechslung, Unterhaltung, Amusement. Die bürgerliche Stadt als wohlgeordnete Heimstätte sowohl des Großbürgertums, des Bildungsbürgertums, des Staatsbeamtentums und des Kleinbürgertums als auch der zusammengepferchten Massenhaltung der Arbeiter in den Ghettos am Eastend der Städte, in denen das Leben so richtig pulsierte und wo der Schutzmann noch eine Respektperson war, eben diese Heimstätte hat sich mit der technischen Entwicklung und dem Druck nach mehr Effizienz der Arbeit verflüchtigt. Vernichtet wurde die bürgerliche Stadt aber letztlich durch die individuelle Motorisierung und noch viel mehr durch die Monopolisierung allen kleinteiligen Handels. Die großen Shoppingmeilen haben die Städte ihrer individuellen Note beraubt, die Innenstädte entvölkert und zu Einöden gemacht. Mit der bürgerlichen Stadt stirbt auch alles andere typisch Bürgerliche aus, die Tageszeitung, der Journalistenberuf, das bürgerliche Nachtleben mit seinen Empfängen und Bällen in den Fabrikantenvillen, der öffentliche Klatsch über die Stadtprominenz, dutzende Dienstleistungen wie die morgendliche Post, die tägliche Milchlieferrung und die frischen Brötchen direkt bis an die Haustür, das Straßenkehren mit dem Besen bis in den kleinsten Winkel, die Pflege der städtischen Gärten, die Sicherheit durch Hausmeister und patrouillierende Polizisten. Kurz, die schöne bürgerliche Stadt ist tot und wird auch nicht mehr wiederbelebt werden können. Die Zeit ist einfach über sie hinweggeschritten.

Eben weil eine neue Zeit angebrochen ist, muß sich die Stadt radikal wandeln, müssen sich die Menschen wandeln, die in diesen Städten leben

wollen, müssen sich die ganzen Verhältnisse wandeln, denen die Städte ausgesetzt sind. Die politisch selbständige und wirtschaftlich sich selbstversorgende Dorfstadt ist die einzige vernünftige Lösung des zehntausend Jahre lang gewachsenen Widerspruchs zwischen Stadt und Land. Eines Widerspruchs, der ein rein gesellschaftlicher ist und der deshalb gesellschaftlich gelöst werden muß.

Die heutigen verwahrlosten Städte sind unweigerlich an ihrem Entwicklungsende angekommen. Der Neoliberalismus besiegelt gerade ihr Ende. Durch die immer weiter fortschreitende Einsparung und Zentralisierung aller Arbeit, sprich „Effizienzsteigerung“, sind die heutigen Städte bei lang anhaltender Kälte und Schneereichtum schon nicht mal mehr in der Lage, die Straßen frei zu bekommen, geschweige denn die Gehwege. Den zentralen Räumkommandos mit ihrer Riesentechnik stehen die tausenden Autos im Wege und es fehlt der Platz, wohin der Schnee gebracht werden könnte. Das ist das selbst organisierte Chaos einer kapitalistischen Stadtverwaltung. Nur wenn die Hausbewohner selbst wieder zur Schippe greifen und den Schnee meterhoch auf den kleinen Rasenflächen auftürmen, kann das Verkehrschaos verhindert werden. Dann aber ist die angebliche kapitalistische Effizienz auch schon überwunden. Dann wird nicht mehr an Arbeit gespart, sondern das gemacht, was notwendig ist, nämlich das Problem durch gemeinsame Anstrengungen beseitigt.

7.5. Die Herausbildung der patriarchalischen Großfamilie und ihre Degeneration zur proletarischen Kleinstfamilie

Das Mutterrecht im urgesellschaftlich-familienlosen Matriarchat erzeugte stets aufs neue immer wieder eine relative Gleichheit unter allen Mitgliedern einer Sippe, weil es vor allem nichts außer individuellen Gegenständen der Verstorbenen zu vererben gab. Alles andere, was die Sippe gemeinsam besaß bzw. nutzte wie zum Beispiel die Jagdgebiete und das über Generationen aufgespeicherte Wissen, war und blieb Gemeineigentum aller Sippenmitglieder. Überschüsse über das tagtäglich Benötigte hatten keinen Sinn, da sie bei der halbnomadischen Lebensweise nur unnötigen Ballast darstellten. Die Gleichheit aller Sippenmitglieder erzeugte bei allen eine tiefe Zufriedenheit, eine allgemeine Friedfertigkeit und das Vertrauen, daß man immer alle Schwierigkeiten, die ihnen die Natur abverlangen würde, gemeinsam meistern werde.

Mit dem Entstehen der patriarchalischen Großfamilie aus den urgesellschaftlichen Sippen mit Beginn von Viehzucht und Ackerbau änderte sich mit dem Vererbungsrecht das Zusammenleben der Menschen grundlegend. Nicht nur, daß die Sippe in viele Großfamilien zerfiel, die miteinander nur noch lose verbunden waren, noch viel mehr änderten sich die Produktionsverhältnisse sowohl zwischen den Großfamilien als auch innerhalb der Großfamilien. Mutter, Kinder, Angeheiratete und Sklaven lebten unter der Knute des Hausherrn. Die Frau hatte im Haushalt nichts mehr zu sagen. Der Patriarch hatte sich das angestammte Gebiet der Frau, den Haushalt, angeeignet. Er war nicht nur Vorstand der Familie, er war der Besitzer der Familie. Ihm gehörten das Haus, der Hof, die Frau, die Kinder, die Sklaven und alles, was sich im Haus und auf dem Hof befand. Zwischen den patriarchalischen Großfamilien herrschte bald ein Kleinkrieg um Land, Einflußgebiete und Arbeitskräfte. Die patriarchalische Großfamilie war die erste Form von Familie überhaupt und nach dem Siegeszug von Ackerbau und Viehzucht überall auf der Welt anzutreffen. Sie war sozusagen die kleinste produzierende Einheit einer auf Ausbeutung basierenden Arbeitsgemeinschaft. Jeder Patriarch war bestrebt, seine Familie zu vergrößern, um über noch mehr Arbeitskräfte und noch mehr Krieger zu verfügen. Das Bibelwort „Seid fruchtbar und mehret euch“ stammt aus dieser patriarchalischen Urzeit. Die patriarchalische Großfamilie bildete das wirtschaftliche Fundament für die feudalen Gesellschaften wie für die Sklaverei, sie war das erste Ausbeutungsverhältnis überhaupt, sie war ein innerfamiliäres Ausbeutungsverhältnis.

Die patriarchalische Großfamilie taucht am Ende der Urgesellschaft erstmals auf. Wir finden sie dann weitverbreitet in allen Sklavenhaltergesellschaften, in den frühfeudalen Hochburgen Asiens und Arabiens und wir finden sie auf eine einzige Familie reduziert in den altorientalischen Despoten Mesopotamiens und Ägyptens wie auch bei den frühen Hochkulturen Südamerikas, wo die ganze Gesellschaft als ideelle Großfamilie und der Despot als oberster Patriarch aufgefaßt wurde. Diese verschiedenen Formen der Großfamilie hatten eines gemeinsam: die familiäre zwischenmenschliche Bindung als Produktionsverhältnis, das heißt, die Großfamilie als selbständige produzierende und sich reproduzierende Einheit unter der Tyrannei eines despotischen Herrschers. Die patriarchalische Großfamilie ist dabei immer an einen bestimmten niedrigen Stand der Produktivkräfte gebunden. Entwickeln sich die Produktivkräfte, insbesondere die Arbeitsteilung, über diesen Punkt hinaus, wird der Zusammenhalt der Großfamilie gesprengt. Dann ist ihr Ende gekommen.

Die kapitalistische Entwicklung sprengte die Ketten der patriarchalischen Großfamilie. Der Feudaladel und die Großbauern auf dem Lande, die Patrizierfamilien in den Handelsstädten und die Manufakturbesitzer in den produzierenden Städten, sie alle verwandelten sich in bürgerliche Großfamilien. Denn die Produktion war aus der Familie herausgewandert in die Fabriken des aufstrebenden Bürgertums. Dort standen die Maschinen, die die menschliche Arbeitskraft verzehn- und verhundertfachten. Diese Potenzierung der Arbeitskraft machte die Heimarbeit in den patriarchalischen Großfamilien zum Auslaufmodell. Deren Familienmitglieder mußten sich nun als Lohnarbeiter in den Fabriken verdingen. Die patriarchalische Großfamilie löste sich in der großbürgerlichen Familie und in den massenhaften familienlosen Proletariern auf. Allein das patriarchalische Prinzip blieb der ganzen, nunmehr kapitalistischen Gesellschaft erhalten. Denn das patriarchalische Denken und Handeln gehört zum immer wiederkehrenden ideologischen Überbau aller Ausbeutergesellschaften.

Die großbürgerliche Familie avancierte durch die ideologische Herrschaft des Besitzbürgertums schnell zum Idealzustand menschlichen Zusammenlebens überhaupt. Die neu erfundenen Massenmedien Tageszeitung mit Fortsetzungsroman, Kintop und vor allem das Groschenheft malten tagtäglich ein Bild der Harmonie und des wachsenden Wohlstandes der bürgerlichen Gesellschaft. Ein erfolgreicher Geschäftsmann liebt eine wunderschöne Frau aus ebensolchen Kreisen, sie heiraten, sie bauen sich eine Villa auf einem Hügel außerhalb der Stadt, sie bekommen Kinder, sie bereisen die Welt, die Kinder bekommen wieder Kinder, auch diese sind geschäftlich erfolgreich, die Familie wächst, wird reich und reicher, und wenn sie nicht gestorben sind, dann lieben, vermehren und bereichern sie sich noch immer. Da dieses bürgerliche Märchen zu banal ist, um ein Massenpublikum anzulocken, muß es natürlich noch entsprechend dramatisiert werden, entweder durch Schicksalsschläge, durch Nebenbuhler oder hinterhältige Proleten (Stichwort: Der Gärtner ist der Mörder).

Die großbürgerliche Familie erscheint als eine in ewiger Liebe vereinte Gemeinschaft gebildeter, feinfühligere Menschen, die mit ihrem Erfindungsreichtum und ihrer Großzügigkeit gegenüber anderen die Welt von morgens bis abends beglückt. Diese Familie, bestehend aus dem befehlsgewaltigen Vater, der ihrem Mann stets zur Seite stehenden Mutter, den vielen niedlichen Kinderlein, der selbstlosen Amme und treusorgenden Gouvernante, dem Gärtner von zwielichtiger proletarischer Abkunft, und nicht zu vergessen dem halben Dutzend Dienstmädchen, die immer adrett und verführerisch gekleidet für das leibliche Wohl des Patriarchen

(auch unterhalb der Gürtellinie) und seiner wohlgezogenen Familie sorgen. Diese nette Familie lebt in Wirklichkeit von der Arbeit vieler armer Lohnarbeiter, die jeden Morgen pünktlich um sechs den großen Maschinensaal betreten und dann bis acht Uhr abends ohne Unterlaß drehen, bohren, fräsen, schleifen, nähen, weben, spinnen und so ihre Lebenskraft in den Stoffen verwickeln, die sie bearbeiten. Die großbürgerliche Familie ist also im Gegensatz zu ihrem von ihr selbst verbreiteten heiligen Schein in Wirklichkeit ein blutsaugender Parasit am lebendigen Körper der unterbürgerlicher Flagge segelnden Nation.

Die Masse in der bürgerlichen Gesellschaft bilden indes nicht die Familien des Großbürgertums, auch nicht die Familien des Kleinbürgertums, die Masse des Volkes bilden die Proletarier, die nach dem guten Leben des Bürgertums schielen wie einst die Bürgerlichen im Spätbarock nach dem Leben der blaublütigen Adligen. Die Proletarier, die der bürgerlichen Propaganda von früh bis abends ausgesetzt sind, wollen natürlich auch so schön leben wie das Bürgertum: wohlversorgt, ringsherum bedient, bar aller finanzieller Sorgen. Im Kino und im Groschenheft finden sie für ein paar Stunden jenes Leben, von dem sie geblendet sind, das ihnen erstrebenswerter erscheint als das Leben der Filmsternchen selbst, die so oft viel zu schnell verglühen. Indem sich die Bourgeoisie selbst in den Mittelpunkt all ihrer Überlegungen stellt wie einst die Sklavhalter Griechenlands, produziert sie ein Weltbild von sich nicht nur für sich, sondern auch für die unterdrückten Lohnarbeiter, die erstens keine eigene Mediengewalt besitzen, und die zweitens sich in ihrer kurz bemessenen Freizeit nicht auch noch ihr schmutziges Leben im Kino oder Fernsehen anschauen wollen. Was die Arbeiter in ihrer Freizeit wollen, ist Abschalten, wenigstens kurzzeitig der Tristesse entfliehen. Eben deshalb produzieren das tägliche Leben und die bürgerliche Propaganda auch in den Köpfen der ausgebeuteten Arbeiter die bürgerliche Denkweise. Ihr Familienleben gestalten sie so, wie sie es täglich im Fernsehen sehen, bürgerlich-kleinkariert.

Die schnell wachsende Produktivkraftentwicklung im Kapitalismus hat die Industrialisierung globalisiert und eine Arbeitsteilung zwischen den kapitalstarken Mutterländern und der verarmten Peripherie vollzogen, die den einen die Wissensproduktion und den anderen die Drecksproduktion zuweist. Zwischen diesem Gegensatz werden die Lohnarbeiter und ihre Familien zerrieben. Der absolut flexible Lohnarbeiter, sowohl was seine Arbeit als auch seine Freizeit betrifft, ist zum Standard der modernen global geteilten Arbeit geworden. Die einen hausen für vier Wo-

chen in Containern fernab ihrer Heimat, losgelöst von Heim, Weib und Familie, und schufteten 16 Stunden am Tag für einen Hungerlohn, von dem sie noch nicht mal wissen, ob sie ihn je ausgezahlt bekommen. Die anderen werden mit exklusiven Arbeitsbedingungen, flexiblen Arbeitszeiten und vorgegaukelten Aufstiegsmöglichkeiten in einer Spielewelt geködert, müssen dafür aber ebenfalls auf feste Arbeitszeiten, auf Familie, Kinder und heimische Geburtstagsfeiern verzichten, um jederzeit für den Chef verfügbar zu sein. In beiden Fällen aber wird das Familiäre den Proletariern unter den Füßen weggezogen.

Im Gegensatz zur bürgerlichen Familie mit ihrem Einkommen aus Kapital, muß die proletarische Familie mit den stets wechselnden Verwertungsbedürfnissen des Kapitals zurechtkommen. Wenn viele Aufträge vorhanden sind, wird gearbeitet bis zur Erschöpfung. Sind die Auftragsbücher leer, fliegt der Proletarier auf die Straße, und niemand fragt nach dem Befinden seiner Familie. Schutzlos ist die Proletarierfamilie den Wechselfällen des Lebens ausgeliefert. Wenn es doch ein wenig Schutz gibt, dann nur, weil sich die Proletarier diesen Schutz als Klasse mit ihrem Zusammenhalt und ihren eigenen Spargroschen erkämpft haben. Um unter diesen Verhältnissen überhaupt leben zu können, sind die Proletarierfamilien auf die unbedingte Mindestgröße geschrumpft: Vater, Mutter, Kinder. Indem die Proletarierfamilien eng beieinander wohnen, können sie sich gegenseitig unterstützen und auf die Kinder achten. Durch die Beengtheit grassieren allerdings auch Krankheiten und Seuchen. In armen Ländern wie Indien oder in den südafrikanischen Townships mangelt es an frischem Wasser und Strom. Die Lebensverhältnisse erniedrigen die Menschen, die Arbeitsverhältnisse ketten sie an die ausbeuterischen Monopole. Am meisten leiden die Frauen, weil ihre Kinder leiden, weil es keine Zukunft gibt, weil sie doppelt und dreifach ausgebeutet werden: durch die Konzerne, durch die Vermieter, durch ihre Männer.

Immer öfter besteht die proletarische Familie nur noch aus der Mutter und den Kindern. Das ist sowohl in den armen Ländern der Fall wie auch in den reichen westlichen Ländern. Während in den armen Ländern sich die Männer als Wander- und Gelegenheitsarbeiter verdingen und monatelang unterwegs sind und nichts vom Lohn übrigbleibt, um es nach Hause schicken zu können, manche Männer sich auch aus Verzweiflung umbringen, liegt der Grund für das Fehlen der Väter in den westlichen Ländern zuerst in der miesen Ausbildungs- und Arbeitssituation, in denen sich vor allem junge Männer nach Abschluß der Schule wiederfinden. Einfache Jobs sind im Westen immer weniger zu finden, eine Hochschulausbildung

können sich nur wenige Arbeiterkinder leisten und auch vorstellen. Die jungen Männer haben einfach Angst, eine Familie zu gründen. Gerade in den reichen Ländern wiegt ein Versagen besonders schwer, denn der Vergleich mit denen, die es geschafft haben, ist einfach zu kraß. Das macht hilflos, das macht wütend. Die Wut bekommen dann Ausländer zu spüren, die eigentlich noch ärmer dran sind als die Wütenden. Ein Teufelskreis, dem im Kapitalismus nicht abgeholfen werden kann. Denn dazu müßte die imperialistische Ausbeutung der Dritten Welt durch die Erste Welt aufgehoben werden.

Wir haben gesehen, wie die patriarchalische Großfamilie mit der Entwicklung der Produktivkräfte und dem Fortschreiten der Arbeitsteilung in immer kleinere Einheiten zerfallen ist und im Kapitalismus aufgehört hat, als Familie eine produzierende Einheit zu bilden, denn die bürgerliche Familie produziert nichts und die proletarische Familie erwirbt nicht, weil sie keine Produktionsmittel besitzt. Seit geraumer Zeit kommt nun noch hinzu, daß der Familienvater weder der Ernährer der Familie ist noch deren Beschützer. Die jungen Proletarierfrauen bekommen ihre Kinder ohne Väter. Nicht, weil sie das so wollen, sondern weil die jungen Männer nicht mehr in der Lage sind, die ihnen zugewiesene Rolle als Vater, Ernährer und Beschützer zu spielen. Wir stehen also vor dem Fakt, daß sich die proletarische Familie zur proletarischen Kleinstfamilie fortentwickelt hat. Diese Kleinstfamilie, eine Mutter und ihre Kinder, ist der Nukleus einer Familie. Sie reproduziert sich selbst, sie verkauft ihre Arbeitskraft ans fremde Kapital, sie erhält die Gesellschaft mithin am Leben. Hier hat in der kleinsten Quantität einer Familienform ein Qualitätsumschlag stattgefunden: Das Patriarchat ist in diese kleinsten Zellen der Gesellschaft zurückgekehrt. Die Mutter ist der Gravitationspunkt der ganzen kleinen Familie. Sie plant die Zukunft, sie geht arbeiten, sie verdient den Unterhalt, sie kümmert sich um die Bildung und Erziehung der Kinder, sie kleidet die Kinder, sie kocht, sich wäscht, sie räumt auf, sie gibt der Kleinstfamilie ihren Halt. Diese Mutter wird zur Urmutter der nachfolgenden Generationen. Wenn sie ausschließlich Töchter hat, ist das Patriarchat bereits gezeugt. Denn Patriarchat heißt grob gesprochen Vererben auf die Töchter. Sind Söhne dabei, so fallen diese unter den heutigen Bedingungen aus dem Patriarchat, denn sie werden keine eigene Familie gründen, aus besagten wirtschaftlichen Gründen und der patriarchalischen Rechtslage, die sie zu „Versorgern“ stempelt. Das heißt, das Patriarchat wurde nach 10.000 Jahren Zivilisation im gegenwärtigen Neoliberalismus wiedergeboren. Das Patriarchat beendet mithin die Zivilisation, also die Aus-

beutergesellschaften, und begründet eine alte aber rundherum erneuerte Lebensweise, die matriarchalische Lebensweise, diejenige Lebensweise, die bereits die Urmenschen zur Gemeinschaft geformt hat.

Die Wiederentstehung des Matriarchats beweist die Richtigkeit der dialektischen Negation der Negation: Die Negierung des Matriarchats durch das Patriarchat hat der Menschheit den Stachel gegeben zur schnellstmöglichen Entwicklung ihrer Produktivkräfte. Jetzt, da die Produktivkräfte auf eine Höhe entwickelt sind, wo sie die Menschheit und das Überleben des gesamten Planeten bedrohen, erfolgt eine erneute Negation, diesmal die Negation der patriarchalischen Familie, dem letzten Überbleibsel der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Die Entwicklung der Menschheit aus dem Tierreich hat sich vollendet. Nachdem der Mensch seine gesellschaftlichen Gesetze entdeckt hat, beginnt von nun an das wirkliche Reich des Menschen, die Entdeckung der Welt und ihrer wundervollen Geheimnisse.

7.5.1. Die patriarchalische Lüge von der ewigen Liebe

Die bürgerliche Familie baut auf einer Lüge auf – der ewigen Liebe zwischen den Eheleuten. Diese Lüge hat das Bürgertum nicht erfunden. Sie war schon eher in der Welt, nämlich seit Beginn des Patriarchats. Aber das Bürgertum hat diese Lüge in den Himmel gehoben, hat sie tausendfach in der Literatur, im Theater und auf der Leinwand wiederholt und so zu einer unumstößlichen Tatsache erhoben, die sich jedoch bei genauerer Betrachtung als Mummenschanz erweist. Nichts auf dieser Welt ist ewig, einzig und allein die Materie und ihre Bewegung. Alles andere kommt und vergeht mit der Zeit wie das Wetter oder eine Nierenkolik. Warum also diese Lüge? Warum das verbissene Festhalten an ihr?

In der bürgerlichen Ehe geht es um nichts anderes, als um die Bewahrung der Herrschaft des Mannes über die Frau und die damit im Zusammenhang stehende Erbfolge, die alles eheliche Eigentum auf die ehelichen Kinder überträgt, was die patriarchalische Herrschaft des Mannes in die nachfolgende Generation fortschreibt. Der Mann bleibt Herrscher im Haus. Die Frau, egal wieviel Vermögen sie in die Ehe eingebracht hat, wird zur Gebärmachine einer neuen Generation des männlichen Samens degradiert und der Ehemann zum Sachwalter ihres Vermögens erhoben. Die Kinder werden gezwungen, in die Fußstapfen des Vaters zu treten

und das ererbte Vermögen auf dieselbe Weise weiter zu vermehren. Das Motto ist fast genauso wie beim alten Feudaladel: Das Vermögen zusammenhalten und durch Heirat möglichst vergrößern. Eben das wird nur den männlichen Nachkommen zugetraut, denn die Weiber sind einfach zu weich dafür.

Diese reine Vermögensbeziehung zum Zwecke der Vermögensvermehrung ist so alt, so reaktionär, so erniedrigend für die Frau, wie die Sklaverei alt, reaktionär und erniedrigend ist. Die sexuelle Fortpflanzung wird hier ganz in den Dienst der Reichtumsvermehrung gestellt. Für Zuneigung, Lust, Spaß, ausgelassene Fröhlichkeit ist da kein Platz. All das lenkt nur von der Konzentration auf die Vermögensvermehrung ab. Die allein ist der Zweck der bürgerlichen Ehe. Doch diese Wahrheit zeigt sich erst nach Vollzug der Ehe. Zuvor wird gesungen, gedichtet, geflirtet, betört und dabei pausenlos gelogen und betrogen. Ist dann die Trauung vollzogen und der pompöse Schein durch ein teures Fest untermauert, beginnt im Bett der Kampf um einen männlichen Erbfolger. Diesem Ziel wird jede geschlechtliche Vereinigung untergeordnet. Zu diesem Kampf gesellt sich tagtäglich der Kampf um die Vermehrung des Vermögens. Sollte am Anfang der Beziehung tatsächlich so etwas wie Liebe im Spiel gewesen sein, so verdorrt diese schnell bei den Pflichten des bürgerlichen Ehealltags – einen männlichen Nachkommen zeugen, ihn für das väterliche Geschäft begeistern, das Vermögen mehren, Abwehr von finanziellen Forderungen Dritter und all dem Kleinkram, der beim Besitz eines Unternehmens, eines Anwesens mit Haus, Garten und Swimmingpool anfällt.

„Beim Happy-End wird gewöhnlich abgeblendet“ lautet das Motto im bürgerlichen Liebesroman wie im bürgerlichen Liebesfilm. Denn alles, was danach kommt, zerstört nur die mühsam aufgebaute Romantik. Kein Mensch würde dann mehr Liebesromane lesen oder Liebesfilme sehen wollen. Fakt ist: Mann und Frau sind von Natur aus nicht dafür gemacht, ein Leben lang in einem Haus und noch weniger in einer kleinen Wohnung zusammenzuleben. Mann und Frau sind dafür gemacht, möglichst viele Nachkommen in die Welt zu setzen, die genetisch weit voneinander entfernt sind. Dieses Ziel ist nur dann zu erreichen, wenn sich die Frau mit vielen verschiedenen Männern paart. So war es im Matriarchat und so wird es seit Jahrtausenden heimlich von den Frauen fortgeführt, während sich die Männer weniger heimlich ihrer außerehelichen Eroberungen brüsten. Beide Geschlechter wissen also ganz genau, daß nur der Treueschwur für die Ewigkeit ist, die Treue dagegen nicht. Etwas anders liegt die Sachlage bei Jugendlichen, die zur Wahrheit, zur Ehrlichkeit und Auf-

richtigkeit erzogen wurden. Hier ist es dann wie bei den unglücklichen Kindern, die in streng katholischen Familien groß geworden sind. Der Katholizismus hängt ihnen ein Leben lang an, sie fühlen sich permanent schuldig, obwohl Schuld eine Kategorie jenseits allen Menschseins ist. Schuld ist von herrschsüchtigen Leuten erfunden worden. Sie existiert in der Wirklichkeit nicht. Jeder Mensch handelt, wie er es für richtig hält. Wenn er dabei etwas Falsches tut, muß man sich den ganzen Prozeß ansehen, der dazu geführt hat, und dann wird man feststellen, daß es keinen Schuldigen gibt, sondern nur falsche Anschauungen, Versäumnisse aus den unterschiedlichsten Gründen, und Lebensverläufe, wo vieles schief gelaufen ist.

Die Lüge von der ewigen Liebe kam mit dem Patriarchat auf. Der Mann forderte von seiner ihm gehörenden Frau Keuschheit ein, um sicher zu gehen, daß die geborenen Kinder allein seine Kinder sind. Im Gegenzug mußte er sich gegenüber seiner Frau nicht zur ewigen Treue, sondern vielmehr zur ewigen Liebe verpflichten. Denn das Geliebtwerden war den Frauen wichtiger als die Treue. Denn bis dahin wurden geschlechtliche Verbindungen von den Frauen nur mit Männern akzeptiert, die sie selbst wollten. Im Matriarchat herrschte die Freiwilligkeit von Frauen und Männern zur Paarung. In der patriarchalischen Ehe dagegen war die Paarung zur ehelichen Pflicht erhoben. Diese Pflicht jedoch konnte den Frauen nur durch Liebe schmackhaft gemacht werden. Da die patriarchalische Ehe in der Regel nicht beendet werden konnte, weil daran aller Besitz und die gesamte Großfamilie einschließlich der Sklaven hingen, war die Ehe von vornherein auf Ewigkeit geschlossen und damit auch die ewigliche Liebe zum Zwang geworden.

Da das Patriarchat sich von der patriarchalischen Despotie über die Sklaverei, den Feudalismus, den Kapitalismus bis hin zum gewesenen Sozialismus erhalten hat, färbte es auch auf die proletarische Kleinfamilie ab. Die Masse der proletarischen Ehen im gewesenen Sozialismus waren durchtränkt von den bürgerlichen Ehekonventionen. Die Kleinbürgerlichkeit schaute aus allen Fenstern der so einheitlichen Plattenbausiedlungen heraus. My home is my castle, mein Heim ist meine Festung, so wurden die Balkons zu Schaufenstern des Habens ausgestattet. Die sozialistische Planwirtschaft sorgte schließlich für ein stetiges Einkommen. Man konnte sich was leisten, und man hatte etwas zu vererben.

Die ewige Liebe zwischen Mann und Frau existiert dann, wenn beständige Abwechslung im gegenseitigen Verkehr herrschen darf, wenn jede Generation mit sich selbst verheiratet ist und deren Kinder die Kinder al-

ler sind, wenn also jeder Mann und jede Frau innerhalb einer Generation zum natürlichen Geschlechtspartner für den anderen wird, sofern es beide so wollen. Dafür aber muß die heutige überall vollzogene Erbschaftsfolge grundlegend geändert und die Ehe ein für alle mal abgeschafft werden. Die Gesellschaft selbst muß für die Geborgenheit aller sorgen. Die Wiederkehr des Matriarchats wird so zur übernächsten Aufgabe nach dem Sieg des Sozialismus in der Welt.

7.6. Nur das moderne Matriarchat kann das unkontrollierte kapitalistische Bevölkerungswachstum überwinden

Das Kapital produziert den Lohnarbeiter in einem höheren Tempo, als der Lohnarbeiter das Kapital produziert, weil die Produktion neuer Generationen von Lohnarbeitern das Kapital nichts kostet, denn das machen die Lohnarbeiter des Nachts mit sich selbst und ohne Bezahlung. Sobald aber der Kapitalismus überwunden ist, sinken die Geburtenraten auf einen Wert wie vor dem Kapitalismus. Die seit 250 Jahren andauernde Bevölkerungsexplosion ist also kein Naturgesetz, sondern die Kehrseite des gesellschaftlichen Gesetzes von der Akkumulation des Kapitals.

Die gesamte Welt befindet sich in einem Umbruchprozeß. Der Kapitalismus geht immer schneller seinem Ende entgegen. Doch dabei wächst er weiter. Kapitalwachstum bedeutet Bevölkerungswachstum, und zwar dort, wo das Kapital produziert. Bis vor 70 Jahren waren es Europa und Amerika, heute sind es Asien und immer stärker Afrika. In diesen Regionen werden die Nahrungsmittel knapp, vor allem weil die einheimischen Landwirte durch die ausländischen Monopole vernichtet werden. Die Nahrung wird immer teurer, die Böden dort immer unfruchtbarer. Auch das ist kein Naturgesetz, sondern ein von kapitalistischer Menschenhand gesteuerter Prozeß.

Die Lösung liegt nicht in der Antibaby-Pille. Die Lösung liegt in der Schaffung einer Lebensperspektive für die Frauen in Asien und Afrika. Auch hier gilt das sozialistische Motto: Globalisierung allen Wissens, Regionalisierung aller Arbeit. Wenn die Frauen eine Schule besuchen können und so lernen, wie man sich selbst Wissen aneignet, wie man selbst im Leben „seinen Mann“ stehen kann, nicht nur im Dorf (was sie jetzt schon tun), sondern in der vernetzten Welt, dann können sie selbst über ihre Zukunft entscheiden, dann hört ihr Gebärmaschinendasein auf, dann

erfüllen sie sich ihren Kinderwunsch und dann verhindern sie weitere Geburten. Denn jedes weitere Kind muß ernährt, gekleidet und bis zum Erwachsenenalter versorgt werden. Das wissen die Frauen schon jetzt, aber sie brauchen für das Alter eine Lebensversicherung, und die sind nun mal ihre vielen Kinder.

Im gewesenen Sozialismus haben die Frauen ihren Kinderwunsch mithilfe der Pille ziemlich genau steuern können. Das Bevölkerungswachstum ging auf unter 2,0 zurück, also unter die Reproduktionsrate. Bei einer gezielten sozialen Unterstützung stieg die Geburtenrate wieder an. Die Frauen im Sozialismus waren gebildet und selbstbewußt. Sie forderten ihre Rechte ein, ohne ihre Pflichten zu vernachlässigen. Das Matriarchat konnte in ganz kleinen Schritten und meist gegen den Willen der Männer wiederbelebt werden. Dasselbe könnte in Asien und Afrika geschehen, wenn proletarische Solidarität in ihrer ganzen Breite vom Westen geleistet würde.

Letztlich wird aber nur ein modernes Matriarchat die Probleme des unkontrollierten Bevölkerungswachstums in der Dritten Welt lösen können. Bis dahin wird es noch lange dauern. Weshalb zu schnellen Lösungen gegriffen werden muß, die da sind: Schaffung regionaler Wirtschaftskreisläufe, Beendigung der Landnahme durch ausländische Monopole und Spekulanten, Verbot von Kapitalexport in diese Länder und statt dessen Gewährung zinsloser Kredite durch Staaten statt privater Banken, kostenlose Schulbildung und kostenlose Aufklärung der Frauen und Kinder sowie der Männer, sofortige kostenlose Abgabe von Verhütungsmitteln, allgemeine gesellschaftliche Anerkennung der Frauen als einziges Familienoberhaupt.

Wenn all diese Maßnahmen umgesetzt werden und darüber hinaus eine ausreichende Altersversorgung eingeführt wird, dann werden die Geburtenzahlen rasch zurückgehen auf einen Wert von zwei Kindern pro Frau, wodurch die Weltbevölkerung erstmals nicht mehr wachsen würde. Um aber wieder auf eine vernünftige Weltbevölkerungszahl von ein bis zwei Milliarden Menschen zu kommen, muß eine neue Lebensweise entstehen, die auf Gemeinschaft beruht wie einst im Matriarchat, wo die geborenen Kinder die Kinder aller waren, so daß nicht jede Frau eigene Kinder bekommen mußte und dennoch als Frau geachtet blieb. Wenn dieser Zustand erreicht sein wird, dann wird es vielleicht noch einmal 150 Jahre dauern, bis die Weltbevölkerung auf zwei Milliarden geschrumpft ist, eine Zahl, die allen Menschen ein mehr als angenehmes Leben garantieren kann. Dann bekommt die Natur auch wieder den Platz, den sie benötigt.

7.7. Der befreite Mensch oder die menschliche Natur des natürlichen Menschen

Die Zivilisation ist das Kainsmal, das die gesellschaftliche Arbeitsteilung der Menschheit auf die Stirn bzw. ins Bewußtsein gemeißelt hat. Dieses Mal trägt sie seit Beginn der ersten gesellschaftlichen Arbeitsteilung, der Teilung zwischen Ackerbau (Kain) und Viehzucht (Abel), mit sich fort, ohne es zu sehen, ja, nicht einmal sich dessen bewußt zu werden, eben weil es jeder zivilisierte Mensch auf der Stirn trägt. Und was alle tragen, sieht man nicht, es ist unsichtbar. Das Kainsmal der Zivilisation kann nur von außen, von oben herab, also nur durch die Sicht der Wissenschaft erkannt werden. Getilgt werden kann es dagegen nur durch den siegreichen Klassenkampf der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker. Dann erst ist die Arbeitsteilung und damit die Klassenteilung und damit die Zivilisation in der neuen Form einer kombinierten, abwechslungsreichen Arbeit aufgehoben. Dann ist der arbeitende Mensch von der Zivilisation mit ihren wechselnden ausbeuterischen Produktionsverhältnissen und den damit korrespondierenden Moralvorstellungen befreit.

Die Zivilisation hat die Produktivkräfte der menschlichen Arbeit vervielfacht, indem sie sie vereinfacht hat: Der eine wird Ackerbauer, der andere Viehzüchter, beide für ihr ganzes Leben lang. Diese lebenslange Einseitigkeit wird auch schon ohne Ausbeutung zur Tortur, körperlich wie geistig. Diese Tortur schreibt zugleich den „Erwerb“ für ewig fest: Der eine kann sich jeden Tag Fleisch leisten, der andere nur magere Körner. Damit wird diese Tortur auch noch zu einer seelischen. Der Ackerbauer oder der Sklave oder der Leibeigene oder der Lohnarbeiter, sie alle werden nie aus ihrer gesellschaftlich festgeschriebenen Armut herauskommen. Sie sind von der Gesellschaft zu Lebenslänglich verurteilt worden. Sie bilden die Klasse der lebenslang Ausgebeuteten. Das ist das Gesetz der Zivilisation.

Das indische Kastenwesen drückt am klarsten dieses Gesetz der Zivilisation aus: Jede Kaste hat eine ganz bestimmte Aufgabe innerhalb der indischen Gesellschaft zu erfüllen: Die oberste Kaste herrscht, die darunter denkt und lenkt, und alle weiteren Kasten vollführen die ihnen zugewiesenen Arbeiten, wobei die unterste Kaste immer nur die Abtritte zu reinigen hat. Je nachdem, in welche Kaste man hineingeboren wird, muß man Abtrittreiniger oder Regierungsbeamter werden. Eine solche Art der Arbeitsteilung kann nur entstehen, wenn die Herrschenden Angst vor der Intelligenz der Beherrschten haben, wenn sie Angst vor dem Absturz in

die arbeitende Klasse haben, wenn sie Angst vor der einseitigen Arbeitsteilung haben. Der europäische Ständestaat war übrigens ähnlich organisiert, allerdings mit weniger Abstufungen der Arbeitsaufgaben.

Die Befreiung der menschlichen Arbeit aus ihren zivilisatorischen Fesseln wird der Produktivkraftentwicklung eine neue, eine menschliche Richtung geben. Die neuen Produktivkräfte werden die natürlichen Kräfte der Natur nutzen: die Kapillarwirkung, die Photosynthese, die elektrochemische Bewegung von Zellmembranen und andere Prozesse, wovon wir heute noch gar keine Vorstellung haben. Zugleich wird die menschliche Arbeit nicht mehr als eine zu minimierende Größe betrachtet werden, sondern als eine zielgerichtete und gemeinschaftlich zu verrichtende Tätigkeit selbstbestimmter Menschen, die Zeit und Arbeitskraft im Überfluß besitzen, die im gemeinsam gewollten Tätigsein Erfüllung, Abwechslung, Bestätigung und Befriedigung suchen und mit Sicherheit auch finden werden.

Von Natur aus ist der Mensch nicht in Klassen geteilt. Von Natur aus ist er nur in Mann und Frau geteilt. Eine Teilung, die den Antrieb erzeugt, sich jederzeit und überall zu vereinen. Die Vereinigung von Mann und Frau erzeugt erst den vollwertigen Menschen, das heißt, die nächste Generation Mensch. Das Streben nach Vereinigung ist also von Natur aus vorgegeben, um die Menschheit am Leben zu erhalten. Der einzelne Mensch ist mithin von Natur aus behindert. Um diese Behinderung auszugleichen, haben die Menschen der Urgesellschaft begonnen, ihre gemeinsame Arbeit auf natürliche Art zu teilen: Die Frauen als die Gebärerinnen neuen Lebens erledigen die ungefährlichen Arbeiten wie das Sammeln von Nahrung und deren Zubereitung sowie die Versorgung der Kleinkinder, die „entbehrlichen“ Männer dagegen müssen die gefährlichen Arbeiten verrichten wie Jagen, Kämpfen und Erforschen von Neuland. Eine weitere natürliche Arbeitsteilung ist die zwischen Alt und Jung. Die Alten bringen der Jugend ihr Wissen und Können bei, die Jugend übernimmt Aufgaben, zu denen die müden Knochen der Alten nicht mehr fähig sind, wie auf Bäume klettern, um nach Beute Ausschau zu halten. Die natürliche Arbeitsteilung wird immer notwendig sein. Sie ist eine menschliche Arbeitsteilung. Die bisherige gesellschaftliche Arbeitsteilung jedoch war der Anfang von Zwietracht und Mord und an ihrem Ende der Grund für zwei Weltkriege. Inzwischen jedoch ist die gesellschaftliche Arbeit so tief geteilt, daß ihre Kombination vollkommen neue Möglichkeiten der Produktivkraftentwicklung eröffnet. Dies wird jedoch nur in einer klassenlosen Gesellschaft konfliktfrei möglich sein.

Der heutige zivilisierte Mensch ist das ganze Gegenteil des einstigen natürlichen Menschen. Die Urgesellschaft, insbesondere das Matriarchat, hatte einen Menschentypus hervorgebracht, dem Selbstsucht, Eitelkeit, Herrschsucht und Ignoranz völlig fremd waren. Der urgesellschaftliche Mensch wußte nichts von Lüge, Leidenschaft, Gier oder Neid. Seine matriarchalische Erziehung konnte derlei nicht hervorbringen. Erst recht nicht seine Weltanschauung und seine Welterfahrung. Die Welterfahrung eines Urmenschen war die ihn umgebende natürliche Welt, die vollkommen frei war von all dem, was die Zivilisation später hervorgebracht hat wie die berüchtigten sieben Todsünden. Der Urmensch sah und begriff die Natur, wie sie ihm gegenüber war, berechenbar aber gnadenlos. Eben deshalb war die Gemeinschaft für ihn der Hort der Geborgenheit und die Kraft, die ihn am Leben erhielt. Nie wäre der Urmensch auf die Idee gekommen, seine Gemeinschaft zu teilen, noch dazu in sich gegenseitig bekämpfende Klassen. So etwas konnte nur im gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen enden.

Der natürliche Mensch kann nur eine einzige Natur haben, eine menschliche. Aber worin besteht diese? Von Natur aus ist der Mensch nicht des Menschen Feind. Er wird es erst durch die zivilisierte Arbeitsteilung. Die menschliche Natur des natürlichen Menschen liegt in seinem Gattungswesen. Jede Gattung ist von Natur aus auf ihr Überleben programmiert. Die Erzeugung einer ausreichenden Nachkommenschaft bildet dabei die Grundlage der Überlebensstrategie. Um das Großziehen des Nachwuchses dreht sich bei den Säugetieren alles. Ihr ganzer Lebensrhythmus ist darauf ausgerichtet. Wenn Tieren im Zoo das Erzeugen und Aufziehen von Nachwuchs vorenthalten wird, verfallen sie in „Depressionen“. Sie finden nicht zu ihrer Natürlichkeit. Sie werden krank und sterben früher. Beim kapitalistischen Menschen jedoch spielt der Nachwuchs keine wirkliche Rolle mehr. Der Nachwuchs wird abgegeben an ein bürgerliches Schulsystem, das versucht, wirtschaftlich verwertbares Wissen in die Kinder zu pumpen, das meist schon veraltet ist, wenn sie aus der Schule kommen. Dann erhalten die Jugendlichen eine einseitige Berufsausbildung, wo ihnen noch dazu ein gewisser Untertanengeist antrainiert wird. Eine Ausbildung zum Menschen bekommen die Kinder und Jugendlichen nicht, statt dessen Gesetze, Zwang, Zensuren. Am Ende dieses Ausbildungsweges steht ein abgerichteter Hund, der im voraus weiß, was sein Herrchen will: zuverlässiges Funktionieren im Betrieb. So wird ein Volk von Buchstabengelehrten, Duckmäusern, Jasagern und Gernegroßen herangezogen, das für alles zu gebrauchen ist.

Die Zivilisation wird von den Herrschenden gern als ein großer Fortschritt in der Menschheitsgeschichte dargestellt. In Wirklichkeit ist die Zivilisation nur ein großer Fortschritt in der Technikgeschichte. Denn zur Menschheitsgeschichte gehört viel mehr als Technik. Neben Wissen, Kultur und sozialen Verhältnissen gehören zur Menschheitsgeschichte auch immer diejenigen Klassen, die diesen Fortschritt erst erarbeitet haben, die Sklaven, die Bauern, die Arbeiter. Doch diese haben vom technischen Fortschritt meist nicht viel gehabt.

Die Zivilisation hat den natürlichen Menschen vernichtet. Übriggeblieben ist der zivilisierte Mensch, eben jene Janusköpfige Gestalt, die als gutbürgerlicher Dr. Jekyll tagsüber durch die Straßen defiliert, um sich dann des Nachts als Mr. Hyde mithilfe der Wissenschaft in eine blutrünstige Bestie zu verwandeln. Die bürgerliche Anwendung der Wissenschaft schafft genau diese Janusköpfigkeit: technischer Fortschritt ohne Ziel und Verstand auf der einen Seite, Verwertung der Forschungsergebnisse allein zu Profitzwecken auf der anderen. Selbst aus einem Vernichtungskrieg vermag das Bürgertum noch Profit zu ziehen. Fortschritt und Verderben sind die zwei Seiten der einen bürgerlichen Medaille Produktivkraftentwicklung. Beides gehört im Kapitalismus untrennbar zusammen. Es gibt keinen Kapitalismus ohne Ausbeutung, keinen ohne Krisen und ohne Krieg, und erst recht keinen ohne Naturzerstörung. Der einzige menschliche Fortschritt dabei ist, daß dieses Dilemma immer mehr Menschen bewußt wird. Und wenn diese dann zu handeln und sich zu organisieren beginnen, kann dem schnell ein Ende bereitet werden.

Der natürliche Mensch wird wiederentstehen, wenn er seine menschliche Natur wiedergefunden hat. Ein Mensch, der weder Zivilisation noch Ausbeutung kennt, weder Scham noch Religion, weder Staat noch Regierung, weder Gesetzestafeln noch Moral, weder Lügen noch Heuchelei, der dafür aber mit einer wissenschaftlichen Weltanschauung ausgestattet ist, mit sozialer Verantwortung für einen zielgerichteten technischen Fortschritt, mit Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, mit Gemeinschaftssinn für den gemeinsamen Nachwuchs und mit genauen Vorstellungen von der Zukunft, weil er sich mit seiner Vergangenheit vertraut gemacht hat. Diese Art von Mensch hat eine Zukunft, denn diese Art Mensch ist wesenseinig mit der Natur.

7.8. Das natürliche Absterben des Staates

Der Staat stirbt im Sozialismus ab, sagt Karl Marx. Er stirbt ab, weil die dann frei assoziierten Menschen in freier Übereinkunft über ihr eigenes Leben bestimmen werden und keine Institution über sich mehr brauchen, die ihnen befiehlt, was sie zu tun und zu lassen haben. Diese Aussage von Marx beweist seine tiefe Menschlichkeit und straft alle Lügen, die Marx als Despot und Diktator hinstellen wollen. Die von Marx ausge-rufene „Diktatur des Proletariats“ ist nichts anderes als die Antwort auf die überall bereits existierende Diktatur der Bourgeoisie. Auch wenn die Diktatur der Bourgeoisie sich selbst gern als Demokratie, als Rechtsstaat oder als Reich der individuellen Freiheit bezeichnet, ist sie bei genauerer Betrachtung eben doch nur eine bürgerliche Demokratie, ein bürgerlicher Rechtsstaat oder ein Reich der privaten Freiheit. Private Freiheit aber ist gestohlene Freiheit, ist die Freiheit des Kapitals.

Der Staat war notwendig geworden, als die Menschheit sich in Klassen gespalten hatte. Die Schaffung einer Staatsmacht schuf zugleich die Zivilisation, denn die mit dem Staat verbundenen Verwaltungsaufgaben erforderten Abgaben von allen Staatsbürgern für Staatsbauten, Polizei, Waffen, Besoldung, Reservefonds und vielerlei Sonderausgaben. Und diese ganzen Aufgaben mußten mit Klugheit, Weitblick und nicht zuletzt Durchsetzungsvermögen bewältigt werden, was wiederum die ganze neue Klassengesellschaft veränderte und in ihre zivilisatorischen Bahnen lenkte. Dabei wurde der Staat bald eine sich verselbständigende, sich selbst beschäftigende und sich selbst verwaltende Behörde. Seine eigentliche Aufgabe, die Klassenkämpfe in rechtlich geregelte Bahnen zu lenken, um so den Armen ihr Überleben zu ermöglichen, konnte er dabei immer weniger ausfüllen. Das lag daran, daß die Reichen den Staat mit ihrem Geld und ihrem Einfluß bereits gekapert hatten. Denn mit der Hilfe einer starken Staatsmacht im Rücken konnten sich die Reichen noch viel besser bereichern und nun auch große Eroberungskriege führen.

Selbst der beste bürgerliche Staat kann niemals besser sein, als es die bürgerlichen Produktionsverhältnisse zulassen. Und die Existenz von Lohnarbeitern und Kapitalisten ist nun mal das Fundament, auf dem der bürgerliche Staat steht. Das heißt, irgendeiner muß der Lohnarbeiter sein! Nicht alle können Kapitalist und damit Besitzbürger, Bourgeois, werden. Alle vom bürgerlichen Staat verlautbarten Bemühungen zur Bildung von Vermögen und Kapitalbesitz auf Seiten der Lohnarbeiter sind ein Appell an die Dummen, auch noch ihre letzten Ersparnisse für die Kapitalseite

flüssig zu machen, damit diese dann munter nicht die eigenen Vermögen, sondern fremde Vermögen an den Börsen verspekulieren kann.

Der bürgerliche Staat kann nur in einer gemeinsamen Aktion der gesamten Arbeiterklasse eines Staates überwunden werden. Damit ist aber die Geschichte des Staates noch nicht beendet. Das Proletariat muß kurzzeitig einen neuen proletarischen Staat errichten. Dafür werden eine neue Organisation, neue jederzeit absetzbare Staatsbedienstete, eine neue Verfassung und neue Gesetze gebraucht, die allein den Interessen der Arbeitenden (Arbeiter, Angestellte, Intelligenz, Bauern und Selbständige sowie kleine Gewerbetreibende) Rechnung tragen. Wenn die Verfassung, die Gesetze und die Staatsorganisation so gut sind, daß sie optimal die zu lösenden gesellschaftlichen Aufgaben flankieren, dann wird der Staat schon nicht mehr als Repressionsorgan von der Masse der Werktätigen wahrgenommen werden. Je weiter dann die Selbstverwaltung der Kommunen, ihrer Stadtteile und Bürger voranschreitet, je stärker sich alle Menschen mit ihrer Region und ihrer Arbeit in dieser Region identifizieren, desto weniger Staat wird benötigt, desto mehr Macht, Organisation und Verwaltung gehen an die Regionen, Stadtbezirke und die dort lebenden Bewohner über. Der zentrale Staat stirbt ab. Er ist tot, wenn jeder Mensch selbst frei über sich und seine Zukunft entscheiden kann, wenn es keiner Macht mehr bedarf, wenn alle Menschen gleich mächtig geworden sind, wenn alle Menschen alle anderen als Gleiche unter Gleichen empfinden. Dann erst sind der proletarische Staat und jegliche Form von Staatsmacht mausetot.

Die Klassen und der Klassenstaat haben in der Vergangenheit der Entwicklung der Individualität einen mächtigen Antrieb gegeben. Besonders auf der Seite der Herrschenden. Bei den Beherrschten dagegen blieb die Entwicklung der Individualität unter der Kontrolle der herrschenden Staatsmacht. Ihnen wurde Bildung vorenthalten, sie wurden gegängelt und drangsaliert. Dennoch haben sich die Unterdrückten als Arbeiterklasse eine gemeinsame Individualität geschaffen, die ihren Gegensatz zur Bourgeoisie betont und bei dieser nach und nach zu einem respektvolleren Umgang mit der Arbeiterklasse geführt hat. Die Entwicklung der Individualität für alle geht Hand in Hand mit dem Absterben des Staates.

Das Ende des Staates ist das Ende des Regiertwerdens, es ist das Ende der Entmündigung der Masse des Volkes durch eine Minderheit. Das Ende des Staates ist der Anfang eines selbstbestimmten Lebens aller. Dafür braucht es aber Menschen mit Wissen über die Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung. Der Erwerb dieses Wissens ist nicht

schwer, wenn man zum Beobachten, zum Lernen, wissenschaftlichen Denken und zur ständigen kritischen Überprüfung der eigenen Theorien und der Richtigkeit des eigenen Denkens bereit ist.

7.9. Die größte Propaganda-Lüge unserer heutigen Bourgeois-Klasse

In Naturfilmen, Auslandsreportagen und bei etlichen öffentlichen Diskussionsrunden taucht immer wieder und immer öfter der Satz auf „Der Mensch ist schuld“. Der Mensch ist schuld an der verdreckten Luft, am verschmutzten Wasser, an vergifteten Böden, eigentlich an allem. Diese Erkenntnis ist eine erste Negation der immer zuerst anzutreffenden Ausrede: Die anderen sind schuld. Der erste Schritt zur Selbsterkenntnis ist anscheinend getan. Aber ist es ein Schritt in die richtige Richtung?

Der Mensch ist also schuld. Und nun? Muß sich der Mensch ändern, daß alles wieder besser wird? Oder muß der Mensch aussterben, damit die Natur überleben kann?

„Wir sind selber schuld, daß die Welt so schlecht ist, wie sie ist.“ Da stellt sich die Frage: War die Welt schon immer so schlecht, oder ist sie erst so schlecht geworden? Warum ist sie schlecht geworden? Und warum erst in den letzten 200 Jahren? Was bedeutet eigentlich Schuld, und wer ist eigentlich „der Mensch“? Daß ein kurzer Satz so viele Fragen aufwirft, ist schon verwunderlich. Das gibt zu denken und verlangt nach einer wohlüberlegten Antwort.

Schuld ist eine religiöse Kategorie, die erfunden wurde, um der Kirche ein Machtmittel in die Hände zu spielen. Niemand auf dieser Welt war, ist oder wird an irgend etwas schuld sein. Also muß sich auch niemand schuldig fühlen. Um Schuld in ihrer Gänze zu begreifen, muß man ihr Gegenteil, die Vergebung, mitdenken. Die Vergebung aber ist das Machtmittel, das die Schuld tilgen kann. Schuld und Vergebung fallen immer auseinander bzw. verschiedenen Personengruppen zu, die Schuld den Unterdrückten, die Vergebung den Herrschenden. Die Entscheidung über die Vergebung einer Schuld dürfen allein die Herrschenden fällen, oder Gott, was dasselbe ist. Mit Schuld und Vergebung bauen die Herrschenden für die Unterdrückten seelische Zwänge auf, aus denen diese allein keinen Ausweg finden. Es handelt sich hier um psychische Gewalt, die die Unterdrückten durch Selbsterziehung, sprich Moral, in die Schran-

ken weist. Die Herrschenden werden dadurch der materiellen Gewalt zum größten Teil enthoben. Diese Herrschaftsform ist deshalb die hinterhältigste, subtilste, ekelhafteste, die existiert. Alle Kinder, die eine Kindheit ohne Katholizismus und ohne Schuldkomplexe erlebt haben, danken dafür ein Leben lang ihren Eltern oder Gott. Der Begriff Schuld erklärt also nichts, sondern weist nur zu. Wenn zum Beispiel ein Flugzeug abstürzt, weil ein Mechaniker statt eines Sicherungssplintes einen Sicherungsdraht für die Motorenbefestigung verwendet hat, dann ist nicht der Mechaniker am Absturz schuld, dann sind die Wartungsvorschriften nicht klar genug formuliert gewesen. Menschen machen sich nicht schuldig, Menschen arbeiten, denken, leben, und dabei begehen sie Fehler. Fehler lassen sich vermeiden, wenn sie erkannt sind. Wenn ein Mechaniker oder ein Pilot ein Flugzeug absichtlich zum Absturz bringt, dann liegt hier keine Schuld vor, sondern eine bewußte Tat. Dann muß man nach den Hintergründen der Tat fragen. Es gibt immer irgendeinen Grund. Und der muß abgestellt werden.

Das eigentliche Infame an dem Satz „Der Mensch ist schuld“ ist aber nicht die Schuldzuweisung selbst, sondern das kleine Wörtchen „Der“. Wer ist d e r Mensch? Das „Der“ meint wir alle. Wir alle leiten also unsere Abwässer in die Flüsse, wir alle verpesten die Luft. Genauso gut könnte man sagen, die Tiere verpesten mit ihren Furzen die Luft, die Fische kakken ständig ins Wasser und die Vögel scheißen ganze Guano-Berge in die Landschaft. Der Mensch macht das alles auch, sogar in noch größerem Umfang, aber ist deshalb d e r Mensch schuld an den Umweltkatastrophen und dem ganzen anderen Elend in der Welt? Oder sind es doch eher ganz bestimmte Menschen, die bestimmte Interessen verfolgen? Wir haben es hier ganz offensichtlich mit einer Propaganda-Lüge größten Ausmaßes zu tun. Dagegen nehmen sich die Kriegslügen eines Hitler oder Bush wie mißliche Notlügen aus.

Die bürgerliche Propaganda-Maschine schiebt uns allen die Schuld für die bürgerliche Produktionsweise in die Schuhe. Man will uns betroffen machen. Wir sollen in uns gehen. Wir sollen ein schlechtes Gewissen bekommen. Wir sollen gefälligst das Maul halten und wieder die uns zugewiesene Arbeit verrichten. Deshalb erklärt uns die bürgerliche Propaganda-Maschine tagtäglich, wie schlecht wir doch im Grunde genommen sind. Wir sind so schlecht, daß wir massenhaft die so mühsam produzierten Lebensmittel einfach in den Müll schmeißen, weil sie fleckig oder nicht mehr ganz frisch sind. Dabei ist doch die Lebensmittelindustrie es, die immer mehr Lebensmittel ungenießbar macht, indem sie

Lebensmittel hermetisch abpackt, Gemüse mit harten Schalen züchtet, Verfallsdaten definiert, Schweine durch ganz Europa karrt, der Landwirtschaft immer mehr Düngemittel und vorbeugende Medikamente aufhalst. Doch da erhebt sich schon wieder die mahnende Gutmenschenstimme des aufgeklärten Bürgertums: Jaaa, d e r geizige Mensch ist es, der vor allem billiges Fleisch kaufen will. Aber wer hat denn jahrelang die Geiz-ist-geil-Mentalität propagiert? Und ist es nicht eher der durch die geizigen Löhne klamm gewordene Geldbeutel der Lohnarbeiter, der zu immer billigeren Einkäufen zwingt? Ist es nicht die allgegenwärtige Werbeindustrie, die die Konsumenten zu unnützen Käufen drängt, nur um up-to-date zu sein? Wenn Lebensmittel wieder gesellschaftlich höher bewertet würden, würde die Industrie den großen Schreikampf bekommen, denn dann müßte sie auf Käufer verzichten, dann würden weniger Handys, weniger Flachbildschirme, weniger Computer, weniger Autos und andere Industriegüter verkauft werden können. Denn der allseits umworbene Lohnarbeiter kann sein Geld nur einmal ausgeben, entweder für hochwertige Lebensmittel oder für unnützen Industriekitsch. Da aber die Herren vom Industrie-Adel mehr Macht haben als die Bauern, werden die Preise für Lebensmittel auch weiterhin von der Industrielobby bestimmt, also kaputt gemacht.

Die Antwort auf die Frage, ob d e r Mensch an allem schuld ist, spitzt sich also mehr und mehr auf eine Klassenfrage zu. Wer hat ein Interesse an niedrigsten Lebensmittelpreisen bei gleichzeitig schlechtester Lebensmittelqualität? Wer profitiert von beidem? Oder anders ausgedrückt, welche Klasse von Menschen profitiert von der Nichtachtung der Natur und welche Klasse zahlt dafür den Preis?

Es war wieder einmal Karl Marx, der entdeckt hatte, daß die Gesellschaft in Klassen gespalten ist, diese Klassen sich bekämpfen und der Klassenkampf der Motor der Geschichte ist. D e r Mensch ist eine Einbildung, eine wirklichkeitsferne Hypothese wie „der Mensch an sich“. Jeder Mensch gehört in der Praxis einer Klasse an, und jede Klasse hat ihre eigenen Interessen. Erst wenn wir die Theorie der Klassen und des Klassenkampfes auf die Geschichte wie auf die Gegenwart der Menschheit anwenden, erkennen wir die wirklichen Widersprüche der Gesellschaft, aus diesen Widersprüchen die gegensätzlichen Interessen der kämpfenden Klassen und aus den Ergebnissen dieser Widersprüche die gesamte Entwicklungsrichtung der Menschheitsgeschichte.

Früher, vor 150 Jahren, setzten die Bäcker oder Fleischer dem Brot und der Wurst gern „Streckungsmittel“ zu, um das faule Arbeiterpack satt zu bekommen, denn viel Geld hatte das ja nicht. Sägespäne im Brot waren

ein probates Mittel. Heute sind es keine Sägespäne mehr, zumindest nicht im reichen Westen. Heute heißen die billigen Streckungsmittel Mais, Zucker, Salz, Konservierungsmittel und künstliche Geschmacksstoffe. Hauptsache, es schmeckt wie Erdbeerjoghurt, auch wenn die Erdbeeren weichgekochte Birnen sind oder wer weiß was. Was erkennen wir daraus? Die Streckungsmittel haben sich geändert. Das Prinzip aber ist geblieben. Was ist das Prinzip? Das kapitalistische Prinzip heißt, die Arbeitskosten zu minimieren. Die Arbeitskosten des Kapitals sind auf der anderen Seite aber immer Lebenshaltungskosten für die Lohnarbeiter. Billiges Brot oder billige Wurst nutzt der ganzen Kapitalistenklasse, weil sie dadurch geringere Löhne zahlen kann. Verdreckte Landschaften, vergiftete Flüsse und eine verpestete Luft senken genauso die Arbeitskosten für das Kapital. Denn Abgasanlagen, Filter und Kläranlagen müssen produziert werden, kosten also Arbeitskraft. Ihr Einsatz verteuert die Produkte und verringert dadurch wiederum deren Absatz. Die Katze beißt sich in den Schwanz: Die kapitalistische Reduzierung der lebendigen Arbeit erzeugt die Maschinerie, die noch mehr Arbeiter freisetzt bei noch höherem Produktionsausstoß, das führt zu noch mehr Umwulddreck, zu dessen Beseitigung dann noch mehr Maschinerie benötigt wird, denn Lohnarbeiter kosten auf Dauer mehr Geldkapital als Maschinen, zumindest in Hochlohnländern. Das heißt auch, daß es einen „grünen Kapitalismus“ nicht geben kann – höchstens als grünes Hirngespinnst oder aber als zweckdienlichen Propagandatrick. Die kapitalistische Effizienzsteigerung ist ein maßloser und endloser Prozeß, der entweder durch die revolutionäre Arbeiterklasse beendet wird oder bis zur Vernichtung allen Lebens auf der Erde fortläuft.

Das, was die bürgerliche Propaganda von uns im Grunde genommen verlangt, ist, daß wir ab sofort das Essen einstellen, das Atmen, das Kinderkriegen, die Notdurft, kurz, daß wir aufhören zu leben. Das ist die Beantwortung der bürgerlichen Propaganda-Behauptung „Der Mensch ist schuld“. Allein darauf läuft das hinaus. Da es schon heute Millionen von Arbeitslosen, Prekarisierten und immer mehr langlebige Rentner gibt, dürften Forderungen der Bourgeoisie nach staatlich gelenkter Tötung dieser überzähligen Esser nicht mehr fern sein, damit endlich die Luft, das Wasser und die Erde wieder sauberer werden können?

Die proletarische Antwort auf das vorsätzliche Verwischen der Klassenfrage durch die Bourgeoisie kann deshalb nur lauten, noch nachdrücklicher die Klassenfrage überall zu stellen. Und zwar so laut, daß alle Menschen den Klassencharakter des Kapitalismus erkennen und sich dann die Forderung nach Verschärfung dieses Klassenkampfes von unten wie ein

Sturm über alle Kontinente erhebt und das System Kapitalismus mit seinem Klassengegensatz hinwegfegt.

7.10. Die historische Mission der internationalen Arbeiterklasse

„Die Bourgeoisie befindet sich in einem fortwährenden Kampfe: anfangs gegen die Aristokratie; später gegen die Teile der Bourgeoisie selbst, deren Interessen mit dem Fortschritt der Industrie in Widerspruch geraten; stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder. In allen diesen Kämpfen sieht sie sich genötigt, an das Proletariat zu appellieren, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen und es so in die politische Bewegung hineinzureißen. Sie selbst führt also dem Proletariat ihre eigenen Bildungselemente, die Waffen gegen sich selbst, zu. Von allen Klassen, die heutzutage der Bourgeoisie gegenüberstehen, ist nur das Proletariat eine wirklich revolutionäre Klasse. Die übrigen Klassen kommen und gehen unter mit der großen Industrie, das Proletariat ist ihr eigenstes Produkt. Die Lebensbedingungen der kapitalistischen Gesellschaft sind schon vernichtet in den Lebensbedingungen des Proletariats. Der Proletarier ist eigentumslos; sein Verhältnis zu Weib und Kindern hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältnis; die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, ist dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, sie hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für den Proletarier ebenso viele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebenso viele bürgerliche Interessen verbergen. Alle früheren Klassen, die sich die Herrschaft eroberten, suchten ihre schon erworbene Lebensstellung zu sichern, indem sie die ganze Gesellschaft den Bedingungen ihres Erwerbs unterwarfen. Die Proletarier können sich die gesellschaftlichen Produktivkräfte nur erobern, indem sie ihre eigene bisherige Aneignungsweise und damit die ganze bisherige Aneignungsweise abschaffen. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Überbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird.“

Das Kommunistische Manifest von 1848 zeichnet hier einen gesellschaftlichen Zustand, wie er heute immer noch existiert. Die Produktivkräfte haben sich weiterentwickelt, die Produktionsverhältnisse mußten

sich dem anpassen, aber das Wesen der Produktionsweise und der Aneignungsweise sind die gleichen geblieben: ein eigentumsloses Proletariat nach fast 200 Jahren kapitalistischen Fortschritts, dagegen eine Bourgeois-Klasse, die an ihrem Eigentum fast erstickt. Dem Proletariat geht es in seinem Kampfe aber nicht um die Aneignung des bürgerlichen Eigentums, sondern um dessen Abschaffung, um eine den wahren Bedürfnissen der Menschheit dienende Produktionsweise, um eine gesellschaftliche Produktion basierend auf einer gesellschaftlichen Aneignung ihrer Produkte. Wie aber ist das erreichbar? Auf welche Weise muß sich das Proletariat erheben, damit es den gesamten gesellschaftlichen Überbau – den Staat, das Beamtentum, die Privilegien, den privaten Reichtum und die Armut der Gesellschaft in die Luft sprengt, ein für alle mal abschafft, und wie muß diese Übergangsperiode Sozialismus hin zum matriarchalischen Kommunismus gestaltet werden?

Das Proletariat existiert überall auf der Welt als ein Millionenheer von Lohnarbeitern. Alle diese Lohnarbeiter sind zunächst vereinzelt. Alle sind gegeneinander Konkurrenten, um die Arbeit, um die Höhe des Lohnes, um die Anzahl der Urlaubstage, um einen zeitlosen Arbeitsvertrag, um Aufstiegsmöglichkeiten. Der Lohnarbeiter braucht Arbeit wie die Luft zum Atmen. Für Arbeit tut er alles. Aber nur solange, wie er vereinzelt ist. Die militärische Dressur durch den Kapitalisten und seine Aufseher schweißt jedoch die einzelnen Arbeiter zusammen. Sie bilden Gruppen, sie empören sich gemeinsam gegen die Ausbeutung, sie legen gemeinsam die Arbeit nieder. Sie werden sich ihrer Kraft bewußt, die durch den Zusammenhalt entsteht. Sie gründen Vereinigungen, Interessenvertretungen, Gewerkschaften, sogar Parteien. Nun verbünden sich auch die Kapitalisten in ihren Gewerken, später in industriellen Vereinigungen. Der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat nimmt nationale Züge an. Die Grenzen sind gezogen, das eigene Terrain abgesteckt. Die Kämpfe werden von nun an aus Schützengräben heraus geführt. Die nationalen Regierungen versuchen scheinheilig zu vermitteln, um in Hinterzimmern mit den Monopolverbänden eine gemeinsame Linie gegen das Proletariat auszuarbeiten.

Auch die organisierte Arbeiterklasse steht im ständigen Kampfe, und zwar in einem doppelten. Nach außen muß die Arbeiterklasse ihre gewerkschaftlichen Errungenschaften gegen die Angriffe der Bourgeoisie-Verbände verteidigen. Sie muß laufend neue Vereinbarungen mit der Bourgeoisie erkämpfen, denn die Produktivkräfte entwickeln sich weiter, die Arbeiterklasse wächst weiter, neue Produktionsverhältnisse, neue

Abhängigkeitsverhältnisse, neue Unterdrückungsverhältnisse entstehen. Nach innen hin, also in ihren eigenen Reihen, muß sie kämpfen gegen die allseitige Konkurrenz untereinander. Sie muß gegen die mögliche Faulheit, Dummheit und Arroganz ihrer Führer kämpfen. Sie muß gegen Opportunisten, Paktierer und Revisionisten kämpfen. Die Arbeiterklasse muß insgesamt für ihre eigene Organisation, ihre Klassenbildung, ihre Unbestechlichkeit, also letztlich für eine klare politische Linie und eine klare Abgrenzung gegen die Bourgeoisie kämpfen. Sie muß sich darüber im klaren werden, daß ihr Kampf gegen die Bourgeoisie nicht mit ihrem Sieg über die Bourgeoisie beendet ist. Die Arbeiterklasse (bzw. ihre Führer) kann sich nicht einfach an die Stelle der Bourgeoisie setzen und mehr oder weniger sozialer regieren als diese. Die Arbeiterklasse muß das ganze kapitalistische Herrschaftsgefüge zerschlagen, den Staat, das Beamtentum, das Militär, und bereits im nächsten Schritt die kapitalistische Produktions- und Lebensweise umtransformieren in eine sozialistische Produktions- und Lebensweise. Dafür aber muß man die kapitalistische Produktionsweise genau verstehen, um zu wissen, was geändert werden muß, damit nie wieder eine Ausbeutergesellschaft ihr häßliches Haupt erheben kann.

Im Gegensatz zur Bourgeoisie hat das Proletariat in seinem revolutionären Kampf ein entscheidendes Problem: Es kann nicht wie die Bourgeoisie 1789 zur Revolution blasen auf der Grundlage der eigenen ökonomischen Herrschaft. Denn die Bourgeoisie hatte bereits die ökonomische Herrschaft über den Feudaladel in den Jahrhunderten zuvor errungen. Die großen absolutistischen Feudalreiche konnten gar nicht mehr ohne die Produktion und den Handel ihrer nationalen Bourgeoisien leben. Die feudale Ausplünderung der Bauern war längst an ihre Grenzen gestoßen. Die gotischen Kathedralen bildeten den finanziellen Endpunkt. Renaissance, Barock und Rokoko verlangten nach ganz anderen Geldflüssen. Und die lieferte die aufstrebende Bourgeoisie. Wie also kann das Proletariat zur Herrschaft gelangen, wenn es ökonomisch ohne Macht und Einfluß ist?

Die Bourgeoisie produziert das Proletariat, ihren eigenen Totengräber, sagt Marx. Die Bourgeoisie weiß das. Die Bourgeoisie weiß, daß die Klasse des Proletariats mit jedem Jahrzehnt kapitalistischer Produktionsweise weiter wächst. Sie weiß, daß sie dieses Wachstum nicht verhindern kann. Sie kann es nicht mal verlangsamen. Das einzige, was die Bourgeoisie dagegen tun kann, ist, die Bildung des Proletariats zur Klasse mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu verhindern, zu verzögern, und auch immer wieder zu zerschlagen. Dafür verfügt sie über drei Mit-

tel: staatliche Gesetze und juristische Winkelzüge, Polizei und Geheimdienste, bürgerliche Erziehung und ideologisch-mediale Beeinflussung. Gegen diese offenen und versteckten Gewaltmittel muß sich die Arbeiterklasse behaupten, dagegen muß sie ankämpfen, dagegen muß sie sich aber zuallererst organisieren.

Das wichtigste Mittel zur Verhinderung oder wenigstens Verzögerung der Bildung von Klassenbewußtsein bei den Arbeitern sieht die Bourgeoisie in deren Vereinzelung. Nicht umsonst wird im Kapitalismus das Wort Individualisierung so groß geschrieben. Die Individualisierung verhindert, verzögert oder zerstört die Bildung von Arbeiterorganisationen. Als kommerziellen Nebeneffekt erhöht die Individualisierung zugleich die Konsumtion der Arbeiter und damit Umsatz und Profit der Kapitalisten. Die fortschreitende Individualisierung zementiert also die ideologische und ökonomische Herrschaft der Bourgeoisie über die Arbeiterklasse. Die Vereinzelung der Menschen, ihre Individualisierung, ist das erste und einfachste ideologische Herrschaftsmittel der Bourgeoisie.

Wenn die Vereinzelung nicht fruchtet, dann läßt die Bourgeoisie die Arbeiter ihre staatlichen Machtmittel spüren. Von Geheimdiensten angeheuerte Schnüffler und Informanten mischen sich unter die Arbeiter, provozieren Zusammenstöße mit der Polizei, die dann juristisch verfolgt werden können bis zur Abstrafung oder zum finanziellen Ruin der Betroffenen. Die Bourgeoisie und ihr Staat verfügen über ein ganzes Arsenal an Gewaltmitteln, die gepflegt, ausgebaut, geheimgehalten und vom Steuerzahler finanziert werden. Wenn dieses Arsenal staatlicher Gewaltmittel nicht ausreichen sollte, dann ist sich die Bourgeoisie auch nicht zu schade, zu außerstaatlichen Gewaltmitteln zu greifen. In jedem kapitalistischen Land existieren paramilitärische Einheiten, die von reichen Privatleuten und staatlichen Schwarzkonten finanziert werden. In Südamerika verschwinden auf diese Weise jedes Jahr Dutzende Gewerkschaftsführer, ermordet und nie mehr gesehen. Auch Hitlers SA war eine solche Truppe.

Das Proletariat hat gegenüber der Bourgeoisie drei entscheidende Vorteile, die aber nur zum Tragen kommen können, wenn das Proletariat bewußt und organisiert ist. Der erste Vorteil ist die Zahl der Proletarier und ihr stetiges Wachstum. Der zweite Vorteil ist die absolute Internationalität der Arbeiterklasse. Der dritte Vorteil ist ihre neue Weltanschauung, die eine dialektische, eine materialistische und eine historische ist. Diese drei Vorteile bieten die praktische Gewähr und die theoretische Gewißheit für den Sieg der Arbeiterklasse. Dennoch kann die Befreiung der Lohnarbeit aus der Knechtschaft der Bourgeoisie nur die Tat der Arbeiter selbst sein.

Daß die Zahl der Proletarier mit dem kapitalistischen Akkumulationsprozeß wächst, ist bereits mehrfach erwähnt und im Abschnitt 6.5. nachgewiesen worden. Das Proletariat stellt heute die absolut größte Klasse von Menschen dar. Sie übersteigt die 80-Prozent-Marke. Gegen eine solche Masse kann auf Dauer nicht regiert werden. Erst recht nicht beim heutigen Stand der Produktion und der Technik. Auf den zweiten Vorteil, die absolute Internationalität, muß hier noch näher eingegangen werden. Auch die Bourgeoisie ist eine Klasse, die in allen Ländern existiert. Ist sie deshalb eine internationale Klasse? Das ist sie nicht. Die Bourgeoisie ist eine nationale Klasse. Sie kann ihren nationalen Boden nicht verlassen, ohne die Schutzzone ihrer Gesetze, ihres Staates, ihrer polizeilichen Gewalt und ihrer nationalen Armee zu verlassen. Außerhalb ihres Staatsgebietes schützt die Bourgeoisie nur noch ihr Geld. Weil das nicht hinreicht, ist ja der Imperialismus mit seiner Kanonenbootpolitik entstanden. Ein solcher Imperialismus funktioniert aber nur gegenüber Schwächeren; wo man sich mit Gewalt das nehmen kann, was man begehrt. Eben weil die Bourgeoisie außerhalb ihrer nationalen Grenzen ihrer innerstaatlichen Gewaltmittel beraubt ist, versucht sie, die ganze Welt in eine Freihandelszone umzuwandeln. Dafür aber braucht sie eine Weltpolizei und Weltgesetze. Bekommen aber hat sie nur einen Weltpolizisten, die USA, die größte imperialistische Macht dieser Welt. Und die USA schaffen Ordnung auf der Welt zuerst in ihrem Interesse. Denn sie wollen die Weltmacht Nummer 1 bis in alle Ewigkeit bleiben. Jede nationale Bourgeoisie dieser Welt will ihre Nation an die erste Stelle in der Welt rücken, weil die Konkurrenz unter ihnen absolut ist. Nichts und niemand kann diese Konkurrenz aufheben, weil Konkurrenz ein Grundprinzip des Kapitalismus ist. Es müßte der Kapitalismus also selbst aufgehoben werden. Das kann von der Kapitalistenklasse allerdings nicht erwartet werden.

Auch die Lohnarbeiter dieser Welt stehen in Konkurrenz zueinander. Doch in dieser Konkurrenz werden sie von der Bourgeoisie gehalten. Die Lohnarbeiter wollen diese Konkurrenz nicht. Sie wird ihnen aufgezwungen. Weil sie aufgezwungen ist, kann sie überwunden werden. Das unterscheidet die Arbeiterklasse diametral von der Bourgeoisie. Die Bourgeoisie braucht die Konkurrenz wie die Fische das Wasser, nur so kann ein Privateigentümer größer und reicher werden als ein anderer. Die Arbeiterklasse dagegen wird durch die Konkurrenz als Klasse klein gehalten, wodurch sie zu keinem politischen Einfluß kommt. Wenn die Arbeiterklasse siegen will, muß sie die Konkurrenz unter sich überwinden. Wie kann sie das schaffen?

Die Konkurrenz kann die Arbeiterklasse durch ihre absolute Internationalität überwinden. Dieser absoluten Internationalität muß sie sich aber wirklich erst bewußt werden. Dafür braucht es die proletarische Logik. Diese Logik ist der dialektische und historische Materialismus. Mit seiner Hilfe wird sich das Proletariat bewußt, daß die Natur vom Niederen zum Höheren strebt, daß die Geschichte der Menschheit eine Geschichte von Klassenkämpfen ist, daß die Arbeiterklasse die Zukunft in den Händen hält, denn sie allein produziert inzwischen den gesellschaftlichen Reichtum, alle anderen Klassen sind vergangen oder bedeutungslos geworden, es existieren nur noch Arbeiterklasse und Bourgeoisie. Wenn die Arbeiterklasse es schafft, sich als internationale Klasse zu formieren, wenn sie international denkt und handelt, wenn sie ein internationalistisches Bewußtsein entwickelt, dann entsteht eine internationalistische Geschlossenheit von sieben Milliarden Menschen, die nicht kampfflos, aber ohne Waffen das bereits international agierende Monopolkapital zur Strecke bringen wird.

Wie kann dieses internationalistische Bewußtsein in der Arbeiterklasse wachsen und zur Vollkommenheit entwickelt werden? Am einfachsten natürlich durch praktische Erfahrung in den Auseinandersetzungen mit der Bourgeoisie und ihrer Staatsmacht. Bei Demonstrationen, Streiks und Besetzungen öffentlicher Plätze geht die Staatsmacht auf Konfrontation mit den Demonstranten, Streikenden und Besetzern. Diese Konfrontation zieht eine Front zwischen die beiden Seiten. Der Gegensatz wird plötzlich sichtbar und fühlbar. Das prägt sich für ein ganzes Leben ein. Aus dieser Konfrontation erwächst ein Zusammengehörigkeitsgefühl, es beginnt das Pflänzchen Solidarität zu sprießen, es wächst das Bedürfnis nach Verstehen dieser eigenartigen Situation. Mit einem Schlag ist das Begreifen da, daß es ganz offensichtlich zwei Sorten von Menschen in der bürgerlichen Demokratie gibt: Die einen, die die Welt menschlicher gestalten wollen, und die anderen, die etwas dagegen haben. Plötzlich steht die Frage im Raum: Wieso haben die etwas dagegen? Und dort, wo Fragen entstehen, wächst das Bedürfnis nach Antworten. Und genau da beginnt die politische Bildung.

Die politische Bildung der Lohnarbeiter ist der Dreh- und Angelpunkt des Bildungsprozesses eines Klassenbewußtseins. Der Begriff Bildungsprozeß ist hier ein doppelter: die geistige Bildung des Einzelnen zunächst für sich und die Bildung vieler Einzelner als Folge der Einzelbildung zur bewußten Klasse. Die sich ihrer Kraft bewußt werdende Arbeiterklasse beginnt, ihre historische Aufgabe zu verstehen: Sie kann sich nur selbst

befreien, wenn sie alle Klassenherrschaft ein für allemal aufhebt. Das ist ihre historische Mission. Das heißt, eine klassenlose Gesellschaft, die wiederum nur eine bewußte Gemeinschaft mit einem gemeinschaftlichen Bewußtsein sein kann, also ein matriarchalischer Kommunismus. Dann ist die Menschheit wieder bei sich selbst, dann hat sie ihre verlorene Natürlichkeit wiedergefunden.

Das wichtigste gegenwärtige Ziel der Arbeiterklasse muß die Wiedererlangung des Bewußtseins ihrer Internationalität sein. Alle Kämpfe, egal ob Lohnkampf, Arbeitsrechtskampf, Umweltkampf oder politischer Kampf, alle diese Kämpfe können nur noch erfolgreich vom internationalistischen Standpunkt aus geführt werden. Ein Lohnkampf im reichen Deutschland kann nur noch erfolgreich sein, wenn von denselben deutschen Gewerkschaften ein Kampf in den Konkurrenzländern wie zum Beispiel Indien oder Brasilien mit den dortigen Partnergewerkschaften für mehr Arbeiterrechte, die Einhaltung der Umweltstandards und natürlich auch für Begrenzung der Arbeitszeiten und Erhöhung der Löhne eben auch dort geführt wird. Die Arbeiterklassen aller Länder müssen ihre Kämpfe verbinden, koordinieren und einem gemeinsamen Ziel unterordnen, die Ausspielung der einen Arbeiter gegen die anderen Arbeiter verhindern, die Konkurrenz unter ihnen unmöglich machen.

Zur reinen politischen Bildung der Arbeiter gehört zuallererst ein Losreißen der Arbeiter von den bürgerlichen Medien. Die bürgerlichen Medien, egal ob Staatsfernsehen, öffentlicher oder privater Rundfunk, Tageszeitungen oder die vielen bunten Ablenkungszeitschriften, verbreiten tagein tagaus ausschließlich das bürgerliche Bewußtsein, manchmal das kleinbürgerliche, manchmal das großbürgerliche, manchmal das spießbürgerliche und manchmal auch das bildungsbürgerliche, immer aber die bourgeoise Weltsicht. Dem kann sich praktisch niemand entziehen. Der westdeutschen Propagandamaschine reichten nach 1990 gerade mal 20 Jahre, um den „Ossis“ alle politische Bildung auszutreiben. Zurückgeblieben ist nur ein dumpfes Gefühl, daß sie irgendwie belogen und betrogen worden sind. So entstand die Wut auf die Lügenpresse. Doch niemand kann sagen, worin die Lüge besteht. Die „Ossis“ ahnen nicht einmal, daß die bürgerliche Presse nur Wahrheiten schreibt, aber eben nur die bürgerlichen Wahrheiten. Die proletarische Wahrheit wird weggelassen. Die bürgerliche Sicht auf die Geschehnisse ist so einseitig wie es die weltweite bürgerliche Ideologie ist. Ossis und Wessis eint nur ein Gefühl, nämlich, daß mit dem Mauerfall die fetten Jahre der Nachkriegszeit vorbei sind und der „Goldene Westen“ auf wundersame Weise entfleucht ist.

Die deutsche Sozialdemokratie ist ab 1866 nicht zuerst deswegen groß geworden, weil sie eine straff organisierte Partei war, sondern vor allem, weil sie mit ihren Zeitungsgründungen überall den bürgerlichen Zeitungen und damit dem bürgerlichen Bewußtsein Konkurrenz machen konnte. Die Arbeiter konnten erstmals die Wahrheit über die Zustände in der Welt und die Klassenkämpfe ihrer Zeit schwarz auf weiß nachlesen. Ihnen wurde bewußt, daß sie nicht alleine kämpften. Sie konnten Verbindung zu den anderen aufnehmen. Sie konnten sich zusammenschließen. Sie konnten ihre Kämpfe aufeinander abstimmen. Das machte sie stark. Das machte sie klassenbewußt. Das machte sie siegreich. Eben deshalb müssen die Gewerkschaften und die linksorientierten Parteien eigene Fernsehsender und eigene Massenmedien gründen, ständig „auf Sendung“ gehen, um den permanenten Lügen und Weglassungen des Bürgertums etwas Handfestes, etwas für die Arbeiterklasse Sinnstiftendes, entgegensetzen zu können. Der ideologische Kampf ist genauso wichtig wie der organisatorische Kampf. Denn durch ihn erst stoßen immer mehr Arbeiter zu den Arbeiterorganisationen hinzu.

Das Internet als weltweites Kommunikationsmittel ist dasjenige Mittel, das die theoretische Internationalität der Arbeiterklasse in eine praktische Internationalität umformen kann. Mit dem Internet wird die Arbeiterklasse in die Lage versetzt, eine eigene Internetzeitung herauszugeben, ohne daß sie eine Druckerei und die damit verbundenen Kosten aufbringen muß. Weltweite Zuarbeiten zu einer solchen Zeitung würde bei einer professionellen Redaktion zu einer führenden Informationsplattform, zu einem Kommunikationszentrum und nicht zuletzt zu einem Massenmobilisator führen, der die Arbeitermassen der Welt auf ein Ziel vereinigen und zu gemeinsam abgestimmten Aktionen führen kann. Die Basissprache muß natürlich Englisch sein. Ein überall zugänglicher Übersetzungsalgorithmus in alle wichtigen Sprachen sollte integriert sein. Für die Überschriften und die wichtigen Artikel müßten natürlich gute Übersetzer gefunden werden.

Die Bourgeoisie behauptet ja ständig, daß die Arbeiterklasse ausstirbt. Sie meint damit die Industriearbeiterklasse. Sie setzt beides gleich. Wenn es keine Industrie mehr gibt, gibt es auch keine Arbeiterklasse. Soweit die Ideologen der Bourgeoisie. Und in der Tat, die Industriearbeiter waren über viele Jahrzehnte der bewußteste, der kämpferischste und auch der erfolgreichste Teil der Arbeiterklasse. Warum? Weil diese Arbeiter in großen Fabriken unter einer einzigen Leitung standen. Und weil sie die modernsten Produktionsmittel bedienten. Für beides brauchten sie Bil-

dung, Können und Disziplin. Alles dreies wurde ihnen vom Fabrikbesitzer und seinen Aufpassern eingehämmert. Es waren also die Fabrikbesitzer selbst, die die Industriearbeiter zu einer bewußten kampfbereiten Truppe zusammenschweißten. Als solche konnten sie die erfolgreichsten Arbeitskämpfe der Geschichte führen, wovon auch die anderen Teile der Arbeiterklasse profitierten. Leider war es mit der kämpferischen Einheit dann immer an den nationalen Grenzen Schluß. Eben das sollte die große Lehre für die zukünftigen Kämpfe sein.

Die heutige Arbeiterklasse ist so bunt und so vielfältig wie noch nie zuvor. Von der ärmlichen Klofrau bis zum gut situierten Verkehrspiloten, vom chinesischen Wanderarbeiter bis zum angestellten Chefarzt, von der Sekretärin eines Autohauses bis zum Generaldirektor eines weltweit agierenden Großunternehmens reicht die Spannweite der heutigen Arbeiterklasse. Diese Vielfalt behindert auf der einen Seite die bewußte Vereinigung dieser Arbeiter zu einer Klasse mit einem gemeinsamen Ziel, diese Vielfalt stellt aber zugleich eine völlig neue Qualität der Arbeiterklasse, ihres Wissens und Könnens, dar. Aus diesem Gegensatz heraus ergibt sich für die Arbeiterklasse die Aufgabe, ihre neue Qualität als bewußte Stärke auszuspielen, was auf der anderen Seite bedeutet, daß sie ihre Einheit auf andere Art als bisher gestalten muß.

Ab sofort geht es in der Arbeiterbewegung nicht mehr darum, alle ähnlichen Arbeiten zu einem Gewerk zusammenzufassen und gemeinsam zu vertreten (was sich auch gegen andere Gewerke gerichtet hat), sondern darum, die Vielfalt der Arbeiten zu einer neuen höheren Form der Einheit zu verschmelzen. Was heißt das konkret? Wenn es gelingt, der Klofrau und dem Verkehrspiloten, dem Wanderarbeiter und dem Chefarzt, der Sekretärin und dem Generaldirektor ihr Lohnarbeiterdasein bewußt zu machen, dann können sie erkennen, daß sie sich bezüglich ihrer Stellung im kapitalistischen Verwertungsprozeß nicht im geringsten voneinander unterscheiden, daß sie alle austauschbar sind und irgendwann zum alten Eisen geworfen werden, dann erzeugt eben diese Vielfalt eine Arbeitskombination der vollkommensten Einheit, in der alle entsprechend ihres Könnens und ihrer Talente zu einem einzigen Organismus verschmelzen, der so perfekt funktioniert wie ein menschlicher Körper. Ein solcher Organismus als Organisation, als organisierte Arbeiterbewegung, ist unschlagbar. Doch dafür muß wirklich jeder, der kein Kapitalist ist, begreifen, daß auch er nur ein Lohnarbeiterdasein fristet, der Generaldirektor wie der Chefarzt wie der Verkehrspilot, denn Klofrau, Wanderarbeiter und Sekretärin wissen es bereits und bekommen es auch tagtäglich zu spüren.

Die Vielfalt der heutigen Arbeiterklasse kann dennoch nicht darüber hinweg täuschen, daß es innerhalb dieser Klasse bestimmte Berufsgruppen gibt, die klassenbewußter, disziplinierter und revolutionärer sind als andere Gruppen. Diese Berufsgruppen sind immer diejenigen, die am engsten mit den modernen Produktionsmitteln verbunden sind und deshalb wissen, in welche Richtung sich gerade der Kapitalismus entwickelt. Früher waren das die Arbeiter in den Werkzeugmaschinenfabriken. Die damaligen Arbeiter wußten, wenn der Absatz von Werkzeugmaschinen floriert, bereiten die Kapitalisten einen neuen Eroberungskrieg vor. Aber auch die Arbeiter der Schiffswerften, der großen Gießereien und Stahlwerke, die Kumpel untertage wie auch die Frauen der Textilindustrie, sie alle waren kämpferisch und fortschrittlich. Heute finden wir diese Industrien kaum noch in den Mutterländern des Kapitalismus. Sie sind aber nicht verschwunden. Sie sind nur verlagert in die Billiglohnländer. Der Kampf um eine neue Welt, die soziale Revolution, kann von der internationalen Arbeiterklasse nur noch international geführt werden. Die Billiglohnarbeiter der Dritten Welt müssen mit den Lohnarbeitern der Ersten Welt zusammengehen, sie müssen sich vereinigen, sie müssen eine neue Qualität von Klassenkampf, einen internationalistischen Klassenkampf, führen. Das ist die Herausforderung der heutigen Zeit. Wenn dieser Kampf organisiert werden kann, am besten ohne eine zentrale Führung aber mit einer gemeinsamen internationalen Kommunikationszentrale, dann hat die Arbeiterklasse nicht nur den Sieg auf ihrer Seite, dann hat sie für sich bereits die eine gemeinsame Welt geschaffen, die Welt, die schließlich alle Menschen vereinen wird, ob schwarz, ob braun, ob weiß, ob rot, ob gelb oder grün, ob Arbeiter oder Fabrikbesitzer.

Der Kampf der internationalen Arbeiterklasse kann vereinfacht werden, wenn es gelingt, den Mittelstand auf die Seite der Arbeiterklasse zu ziehen. Die gegenwärtige allumfassende Herrschaft der Monopolbourgeoisie beruht ja gerade darauf, daß sie den Mittelstand auf ihrer Seite hat. Doch der Gegensatz zwischen Monopolbourgeoisie und mittelständischer Bourgeoisie schwellt überall. Die monopolistische Ausbeutung des Mittelstandes ist allgegenwärtig. Die Industrie- und Handelskammern sind ein wichtiges Instrument, mit dem die Monopole den Mittelstand politisch unter ihre Fittiche bekommen. Die Monopole verstecken sich hinter dem Mittelstand, lassen dessen Repräsentanten aus den Industrie- und Handelskammern aber immer wieder ihre eigenen monopolistischen Interessen vertreten. Das ist bei den Mindestlöhnen so, das ist bei den alles verwässernden Ausnahmeregelungen so, das ist vor allem bei steuerrechtlichen

Fragen so. Wenn dem Mittelstand begreiflich gemacht werden kann, daß er unter sozialistischen Verhältnissen viel leichter existieren kann, dann stehen die Monopole allein und nackt vor der Öffentlichkeit. Und da die Monopole von fast jedem gehaßt werden, diese aber die einzigen Nutznießer des weltweiten freien Handels, freien Kapitaltransfers und freien Arbeitskräfteverkehrs sind, wäre ihre Entmachtung dann eine viel einfachere Sache, als wenn sie den Rest der Bourgeoisie auf ihrer Seite haben.

Wie der Kampf gegen die Monopolbourgeoisie geführt werden kann, zeigt das Beispiel des gewaltlosen Widerstands Indiens unter Führung Mahatma Gandhis gegen die britische Kolonialmacht. Machtvolle Demonstrationen, an denen sich Millionen Menschen beteiligen, die völlig friedfertig sind und in stoischer Ruhe ihre Ziele verfolgen, haben ein Beharrungsvermögen und ein Durchsetzungsvermögen, das letztlich militanter ist, als jede Art von bewaffnetem Aufstand. Wenn überall auf der Welt solche machtvollen Demonstrationen zu einem abgestimmten Zeitpunkt über zwei, drei Tage hinweg stattfinden, ist der kapitalistische Spuk wie von Zauberhand plötzlich vorbei. Das Schwierige ist der Weg dorthin – die Organisation, die politische Bildungsarbeit, das Vorgehen der Führer. Doch es ist möglich. Gandhi hat es bewiesen.

Damit der Klassenkampf gegen die Monopolbourgeoisie erfolgreich geführt werden kann, benötigt die Arbeiterklasse natürlich auch kampferprobte Führer. Sie dürfen keine Stubengelehrten, keine Abenteurer und vor allem keine Opportunisten sein. Sie müssen selbstlos sein, sie müssen begeistern können, sie müssen Organisationstalent haben, sie müssen immer voran gehen. Jeder Führer der Arbeiterklasse muß aber auch jederzeit absetzbar und durch ebenso qualifizierte ersetzbar sein. Doch noch viel wichtiger als gute Führer ist das massenhafte geschulte Bewußtsein der Arbeiterklasse selbst. Klassenbewußtsein ist der beste Schutzschild gegen alle politischen, wirtschaftlichen und militärischen Angriffe der Bourgeoisie. Klassenbewußtsein erzeugt Standhaftigkeit, Disziplin, Geschlossenheit, Wachsamkeit, Engagement, Kampfbereitschaft und Siegeswillen. Klassenbewußtsein bedeutet in der heutigen Welt, die Lohnarbeit als weltweites Ausbeutungsverhältnis zu begreifen und dem Gegeneinanderausspielen der nationalen Arbeiterklassen durch die internationalen Monopolvereinigungen einen Riegel vorzuschieben. Internationale Solidarität bis zum gemeinsamen Sieg aller Lohnarbeiter, das ist das Fundament, auf dem der Kampf international geführt werden muß. Dazu braucht es eine internationale Kommunikation – die hat die Bourgeoisie mit dem Internet bereits geschaffen, und dafür braucht es in-

ternationale Arbeiterorganisationen – das muß die ureigenste Aufgabe der Lohnarbeiter aller Länder selber sein. Aus diesen Gründen ist das Motto des Kommunistischen Manifests von 1848 noch nie so aktuell wie heute gewesen: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

7.11. Das Ende aller Klassenherrschaft

Der Sozialismus beendet alle Klassenherrschaft. Will man diesen Satz richtig begreifen, dann muß man an den Beginn von Klassenherrschaft gehen, also in den Grund ihrer Entstehung.

Ihren Anfang nahm die Klassenteilung mit der beginnenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Ihren Grund aber hat sie im Patriarchat. Wie ist das zu verstehen? Die Zähmung von Vieh machte aus den nomadisierenden Jägern immer seßhafter werdende Viehzüchter. In diesem Höherentwicklungsprozeß wurde aus dem Konsumtionsmittel Vieh das Produktionsmittel Vieh. Dieser dialektische Stellenwechsel verwandelte die einst jagenden Männer in besitzende und erstmals Reichtum erzeugende Viehzüchter. Dieser Reichtum sprengte die urgesellschaftliche Verfassung der Sippen. Um diesen Reichtum, also das Mehrprodukt über den unmittelbaren Bedarf hinaus, in den Sippen zu halten, mußten die Erbschaftsregeln des Matriarchats aufgegeben und in die Erbschaftsfolge des Patriarchats umgewandelt werden. Dazu genügte ein Beschluß. Doch dieser Beschluß hatte weitreichende Folgen. Denn die Vererbung des Viehs von der Sippe des Mannes auf die Männer der Sippe der Frauen erzeugte die patriarchalische Familie mit dem Mann als Familienoberhaupt und der Vererbung auch aller anderen Gegenstände nach patriarchalischen Regeln. Die patriarchalische Familie löste die urgesellschaftliche Sippe auf. Zugleich erzeugte sie erstmals das Privateigentum an Produktionsmitteln, nämlich an Vieh. Und mit der Viehzucht entstand der Ackerbau zur Ernährung des Viehs, was wiederum zur privat-familiären Besitzergreifung von Ackerflächen führte. Am Ende dieses Prozesses steht der Beginn einer stets wachsenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung auf der einen Seite – die der Höherentwicklung der Produktivkräfte diene und bis heute anhält, und auf der anderen Seite die Festschreibung der privaten Vererbung durch das Patriarchat, was letztlich die Anhäufung von Reichtum bei einzelnen statt bei der Gemeinschaft bewirkte und damit untrennbar verbunden eine private Macht über andere Menschen erzeugte.

Will der Sozialismus den seit 10.000 Jahren währenden Gordischen Knoten aus patriarchalischer Unterdrückung und religiöser Verdummung, aus einseitiger Arbeitsteilung und entfremdeter Arbeit, aus ziel- und hemmungsloser Entwicklung der Produktivkräfte und zügelloser Ausbreitung der kapitalistischen Lebensweise, aus privatem Reichtum und gesellschaftlicher Armut, aus staatlicher Willkür und gemeinschaftlicher Solidarität, aus privatwirtschaftlicher Planung und gesellschaftlicher Planlosigkeit zerschlagen, dann müssen folgende Wesensprobleme durch die zur Macht gekommene internationale Lohnarbeiterbewegung gelöst werden:

- 1.) das Privateigentum an Produktionsmitteln muß aufgehoben werden (zuerst bei internationalen Banken und Konzernen);
- 2.) die gesellschaftliche Arbeitsteilung muß durch eine gemeinschaftliche Arbeitskombination ersetzt werden;
- 3.) das Patriarchat muß in ein modernes Matriarchat (Agrarstädte) hinüberwachsen;
- 4.) Die Punkte 1, 2 und 3 erzeugen nur dann einen lebenswerten Sozialismus, wenn die „entfremdete Arbeit“ in eine „gemeinschaftliche Arbeits- und Lebensweise“ verwandelt wird durch eine regionale Produktions- und Konsumtionsweise.

Wenn die drei ersten Wesensprobleme und das Erscheinungsproblem der „entfremdeten Arbeit“ gelöst sind, dann sind auch alle anderen Erscheinungsprobleme praktisch von selbst gelöst, die da sind:

- a.) alle Produktions- und Konsumtionsprobleme;
- b.) alle sozialen Probleme;
- c.) alle Umweltprobleme einschließlich Bevölkerungsexplosion;
- d.) keine Bestimmung der gesellschaftlichen Entwicklungsrichtung mehr durch private Investoren.

Für eine geeinte internationale Lohnarbeiterklasse dürften diese nicht ganz leichten Aufgaben zu bewältigen sein. Doch es muß sofort mit dem Kampf dafür begonnen werden. Denn noch einmal 40 Jahre wie in der Nachkriegszeit sozialdemokratisch verträdeln oder als gelähmtes Kaninchen auf die Schlange schauend wie ab 1990, dafür haben wir in einer immer chaotischer werdenden Welt einfach keine Zeit mehr.

8. Auf dem Weg zum Kommunismus

8.1. Der Auflösungsprozeß des bürgerlichen Staates hat bereits begonnen

Mit dem Schlachtruf „Der aufgeblähte Staat behindert das freie Unternehmertum und verhindert die Schaffung von Arbeitsplätzen“ begann der Siegeszug der Neoliberalen unter den Kapitalisten im angelsächsischen Raum. Dieser Schlachtruf traf voll ins Schwarze bei all jenen, die nach ihrem „gesunden Menschenverstand“ zu handeln gewohnt sind. Alle Erscheinungen des behäbigen, spätkapitalistischen Sozialstaates gaben ihnen Recht. Für alles und jedes existierte eine spezielle Vorschrift. Der Behördenweg war unendlich lang und kaum durchschaubar. Die Staatsbeamten hatten vorwiegend mit sich selbst zu tun. Jedes Überstündchen wurde abgesetzt. Der Urlaub der Beamten war wichtiger als die Öffnungszeiten der Behörden. Vor den technischen Überwachungsstellen des Staates mußten die Unternehmen „die Hosen runterlassen“, wenn sie mit neuen Produkten auf den Markt wollten. Und mit der von der Europäischen Gemeinschaft geschaffenen Kolossal-Bürokratie in Brüssel schienen die staatlichen Vorschriften und Eingriffe einen nicht mehr zu überbietenden Höhepunkt erreicht zu haben. Der Sozialstaat war die Fessel des freien Unternehmertums. Das mußte geändert werden.

Gegen den Neoliberalismus war kein Kraut gewachsen. Nach 40 Jahren Freiheitsgeschwafel auf allen Sendern und Kanälen der bürgerlichen Medien hatte sich im öffentlichen Bewußtsein die Idee festgesetzt, daß der bürgerliche Staat seine Bürger nicht mehr vor den Widrigkeiten des Lebens beschützt, sondern ihren Wohlstand nur noch verwaltet, während der Westen technologisch immer weiter hinter den neuen aufstrebenden asiatischen Ländern zurückbleibt. Ein radikaler Umbau des Staates sei deshalb oberste Pflicht. Margaret Thatcher machte den Anfang.

Nach nunmehr 35 Jahren Neoliberalismus können die Folgen der neoliberalen Politik überall auf der Welt besichtigt werden. Nirgendwo ist der Staat noch in der Lage, seinen Aufgaben nachzukommen. Immer mehr private Dienste dürfen für viel öffentliches Geld einspringen, um die Straßen von Müll oder Schnee zu beräumen, die Autobahnen und Brücken instand zu halten, die Gesundheitsfürsorge aufrecht zu erhalten und die Ausbildung der Kinder und Jugendlichen zu garantieren usw. usf., wäh-

rend sich das Kapital die Filetstücke der staatlichen Betriebe unter den Nagel reißt. Was bedeutet das?

Wenn sich der Staat aus allen Aufgaben zurückzieht, die ihm in einem zweihundertjährigen Kampf durch die Arbeiterklasse um menschlichere Zustände aufgezwungen wurden, dann wird dem Kapitalismus seine Bewegungsform genommen, in der er seine unlösbaren Widersprüche ausleben kann, das heißt, er wird zugrunde gehen.

Der schmalbrstige bürgerliche Debattier-Staat – wie er unter den Bedingungen der freien Konkurrenz entstanden war, konnte so nicht bleiben. Denn an seinem Anfang waren die Kapitalisten wie einst die Sklavenhalter die absoluten Herren über Leben und Tod in ihren Fabriken. Sie konnten ihre Lohnarbeiter bis zur totalen Erschöpfung arbeiten lassen. Und wenn sie bei einem Arbeitsunfall ums Leben kamen, waren sie auch noch selbst dran schuld. Wenn der Vater starb, mußten eben Weib und Kinder in die Fabrik gehen, um die Familie zu ernähren. Und wenn sie alle an Unterernährung krepiereten, interessierte das den Fabrikbesitzer auch nicht weiter. Was gingen ihn Fremde an?

In diesen unmenschlichen Verhältnissen mußte sich der Staat als Gesetzgeber in das Arbeitsrecht und letztlich in alle Rechtsverhältnisse einschalten, um die Kapitalisten vor sich selbst zu schützen, ansonsten wäre die Gesellschaft alsbald vor die Hunde gegangen. Schnell wurde klar, daß im neuen Kapitalismus der Staat die Aufgaben der öffentlichen Daseinsfürsorge übernehmen mußte, damit nicht die ganze Nation einschließlich der Kapitalisten an Schwindsucht und ausbrechenden Seuchen zugrunde geht. Nach und nach übernahm der bürgerliche Staat immer mehr Aufgaben: Ausbildung, Verkehr, Kommunikation und vor allem Überwachungsaufgaben für die explosionsartig wachsenden Unternehmerideen und Patente, die auf Gefhrlosigkeit für die Öffentlichkeit überprüft werden mußten.

All das steht wieder zur Disposition. Einmal, weil die Rechte der Lohnarbeiter beschnitten werden sollen; zum andern, weil die staatlichen Betriebe noch die letzten ungenutzten Profitquellen sind, die sich das Kapital einverleiben kann.

Was bleibt dann noch vom bürgerlichen Staat? Es bleiben die reinen Repressivorgane: Armee, Polizei und Justiz. Damit ist der bürgerliche Staat wieder dort, wo er angefangen hat, und nicht nur er. Alle Staatsformen in der Geschichte der Zivilisation beruhen auf diesen drei Säulen. Der Staat ist wieder das, was er immer war, ein Unterdrckungsapparat der Herrschenden. Alle Illusionen der Unterdrückten über den Staat lösen

sich damit in Luft auf. Der Fabrikherr bestimmt wieder über das Wohl und Wehe seiner Arbeiter. Arbeitsgerichte werden nicht mehr benötigt. Sie vernichten schließlich nur Arbeitsplätze.

Indem die Macht des bürgerlichen Staates durch den verordneten Finanznotstand gegenüber dem Kapital ins Bodenlose fällt, kommen immer stärker die Gesetze der internationalen Konzerne zur Geltung sowohl gegenüber den Völkern als auch gegenüber der nichtmonopolistischen Bourgeoisie. Das internationale Monopolkapital stellt sich immer ungenierter gegen die Völker dieser Welt.

Die Bourgeoisie war an ihrem Anfang eine revolutionäre und fortschrittliche Klasse. In wenigen Jahrzehnten riß sie die Welt aus der feudal-kirchlichen Selbstgenügsamkeit und der mittelalterlichen Verblödung. berall setzte sie Fabriken hin, überall baute sie Schulen und Universitäten. Sie hat die weite Welt mit Eisenbahnen, Telegraphen und Flugzeuglinien überzogen und zu einer einzigen Großstadt verschmolzen. Sie hat Riesiges vollbracht, im menschlichen wie im unmenschlichen Sinne.

Doch mit dem Neoliberalismus ist sie an ihrem Ende angekommen. Der Neoliberalismus zerstört alle Staatlichkeit, alles Recht der Völker und alle Gesetze der Menschlichkeit. Der Neoliberalismus wurde zur absoluten Notwendigkeit, denn er ist die verspätete Antwort auf die Sozialdemokratisierung der Arbeiterbewegung. Der Sozialdemokratismus verfolgte von jeher den Klassenkompromi mit der nationalen Bourgeoisie. Doch der nationale Klassenkompromi ist das Bleigewicht am Bein der Bourgeoisie im internationalen Konkurrenzkampf um Rohstoffe und Absatzmärkte. Nur dasjenige Kapital, das schneller wächst als das konkurrierende Kapital, bleibt am Leben. Wirtschaft ist im Kapitalismus immer zuerst Krieg. Entweder du oder ich. Beide können nicht gewinnen. Aus diesem Grunde war es auch die Sozialdemokratie, die dem Neoliberalismus alle Widerstände auf dem Weg zum Sieg aus dem Wege geräumt hat. Der sozialdemokratische Schein von wirtschaftlichem Wachstum für alle machte ganz schnell seinem Wesen, der nationalen Beschränktheit, platz.

Einem Zurück zum Sozialstaat müßte ein Zurück zum Klassenkompromi vorausgehen. Der aber ist ausgeschlossen. Das Kapital regiert wieder direkt, es benötigt keinen selbständig agierenden Staat mehr, siehe TTIP-Verhandlungen. Die Lohnarbeit untersteht wieder der Fabrikgesetzgebung, also dem Kapital. Es ist die Negation der sozialdemokratischen Richtung in der Arbeiterbewegung. Die neu zu schaffende Arbeiterbewegung wird wieder eine internationalistische Arbeiterbewegung sein, das heißt, eine kommunistische. Damit es nie wieder heißt: „Wer hat uns

verraten – die Sozialdemokraten“. Es sind eben nicht die Kommunisten, die die Sozialdemokraten auf dem Gewissen haben, es sind die Neoliberalen unter den Sozialdemokraten, also die Vorwärtstrebenden unter den Rückwärtsgewandten, die den Sozialstaat vernichtet haben. Der sozialdemokratische Sozialstaat ist damit Geschichte. Und Geschichte wiederholt sich nicht. Wenn doch, dann als Farce (K. Marx: „18. Brumaire“).

Wir haben gesehen, wie die Bourgeoisie in wenigen Jahren die Welt komplett verändert hat. Warum soll das einer viel größeren Klasse, nämlich der Lohnarbeiterklasse, nicht auch gelingen? Sie beherrscht die Produktionsabläufe, sie ist wahrhaft internationalistisch, sie ist klüger denn je, und was das wichtigste ist, die gesamte Produktionsmaschinerie steht vor der digitalen Revolution. In wenigen Jahren wird die subtraktive Industrie (Zerspanung) durch die additive Industrie (3D-Drucker) verdrängt werden, ein Prozeß, der das unterste zuoberst kehrt, der keinen Stein mehr auf dem andern – der überkommenen Gesellschaft – läßt.

8.2. Ein friedlicher Übergang zum Sozialismus liegt in der Selbstorganisation von Städten und Gemeinden

Im Sozialismus als der Vorstufe zum Kommunismus geht es um die Macht. Das Proletariat muß die Diktatur der Bourgeoisie brechen und durch die Diktatur des Proletariats ersetzen. Soweit Karl Marx. Diktatur bedeutet nichts anderes, als staatliche Machtausübung zur Niederhaltung des Gegners. Das tut die Bourgeoisie gegenwärtig mit der Arbeiterklasse. Nach der sozialen Revolution muß das die Arbeiterklasse gegenüber der Bourgeoisie tun. Geschieht das nicht, würde die Bourgeoisie über kurz oder lang aus ihrer ökonomischen Macht wieder eine politische Herrschaft errichten. Demgegenüber ist die Diktatur des Proletariats nur eine vorübergehende Diktatur. Sie geht alsbald in eine Selbstverwaltung über. Wie wir aber alle wissen, ist dieses Ansinnen im gewesenen Sozialismus schon einmal gescheitert. Was bewahrt uns vor erneutem Scheitern?

Es ist gerade der untergegangene Sozialismusversuch selbst, der uns vor den Fehlern der Vergangenheit bewahren kann. Aber nur, wenn wir die richtigen Lehren daraus ziehen. Die wichtigste Lehre lautet: Die Entprivatisierung des Kapitals, also seine Vergesellschaftung, befreit zwar die Arbeit von ihren ausbeuterischen Fesseln, aber noch nicht von ihrer Entfremdung. Die Aufhebung aller Entfremdungserscheinungen ist je-

doch die Kernfrage sozialistischer Veränderungen. Diese Erscheinungen aufzuheben gelingt nur, wenn mit den Veränderungen in der Eigentumsfrage und in der Produktion zugleich eine Veränderung der gesamten Lebensweise der Menschheit einhergeht. Die Produzenten müssen wieder in die Lage versetzt werden, über ihre eigene Produktion selbst bestimmen zu dürfen. Sie müssen für sich selbst produzieren dürfen und nicht für einen anonymen Weltmarkt. Dann haben sie auch wieder ein Interesse an den Ergebnissen ihrer Produktion wie auch an den Voraussetzungen und Folgen der Produktion.

Die Lebensweise im Kapitalismus ist durch den Gegensatz von Stadt und Land, durch den Konkurrenzkampf und durch die Industrialisierung aller Produktion geprägt. Wenn diese drei Folgen kapitalistischen Wirtschaftens aufgehoben werden, ändert sich die Lebensweise, ändert sich der Sinn des Lebens. Dann leben wir nicht mehr, um zu produzieren, dann produzieren wir, um zu leben. Da der Mensch nur in Gemeinschaft leben kann und genauso auch nur in Gemeinschaft produzieren kann, muß die kapitalistische Arbeitsteilung beendet und in eine menschliche Arbeitsteilung, also in eine Kombination der Arbeit und in eine gemeinschaftliche Arbeitsteilung überführt werden. Da aber die Menschheit mit acht Milliarden Menschen nicht komplett an einem einzigen zusammengedrängten Ort leben und produzieren kann, muß regional gelebt und gearbeitet werden. Die praktische Arbeitsteilung kann dann keine weltweite mehr sein, sondern muß wieder eine regionale Arbeitsteilung werden. Die einzige Arbeitsteilung, die weltweit betrieben werden kann und muß, ist die Arbeitsteilung in der Wissensproduktion. Hier kann jede Region zuarbeiten entsprechend ihres Vermögens. Herausziehen aus dieser weltweiten Wissensdatenbank kann sich jede Region aber alles, was darin enthalten ist. Wenn dann die gesellschaftliche Produktion wieder regional organisiert ist, dann bestimmen die Menschen vor Ort über ihre Produktion selbst. Sie produzieren dann für sich Nahrung, Kleidung, Wohnraum und mithilfe additiver Produktionsverfahren die dafür notwendigen Produktionsmittel als auch individuelle Konsumtionsmittel. Sie produzieren für sich aber auch Kinder, Bewußtsein über sich und die Natur, sie produzieren ihre eigene Kultur und ihre eigene Kunst. All das produzieren sie in ihrer regionalen Gemeinschaft, die eine selbstversorgende Dorfstadt ist mit einem direkten Draht zu allen anderen Regionen und Agrarstädten der Welt. Diese neue Lebensweise verhindert sowohl patriarchalische als auch alle anderen Ausbeutungsverhältnisse. Sie ist Folge wie Voraussetzung für eine neue Form von Arbeit, einer Arbeit, die das persönliche Wohlergehen

mit dem Wohlergehen aller verbindet, einer Arbeit, die zum ersten Lebensbedürfnis für alle wird.

Aber was ist dann mit dem Hinweis von Lenin, daß sich die höhere Gesellschaftsform nur dann durchsetzen wird, wenn sie eine höhere Arbeitsproduktivität als die vorangegangene erreicht? Hat hier Lenin geirrt? Er hat geirrt und er hat zugleich nicht geirrt. Als er dies mit Blick auf die gerade entstehende Sowjetrepublik (Räterepublik) formulierte, war dies in der Tat das Menetekel, das er an die Wand malte, um auch dem letzten „Enthusiasten“ bewußt zu machen, daß eine erfolgreiche Revolution nur der erste Schritt ist, noch dazu der leichteste, zu einer neuen Gesellschaft. Die damalige junge Räterepublik mußte schnellstmöglich die Arbeitsproduktivität in allen Bereichen erhöhen, um sich aus dem geistigen Sumpf des feudalen Zarenreiches herauszuarbeiten und um in der wirtschaftlichen Entwicklung zu den westeuropäischen Ländern aufzuschließen, ansonsten wäre die Sowjetunion ganz schnell wieder von der Landkarte verschwunden. Für die heutige Zeit dagegen hat sich Lenin „geirrt“ bzw. ist er nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Denn mittlerweile sind 100 Jahre vergangen und die Arbeitsproduktivität ist auf einer solchen Höhe angelangt, daß sie schneller Arbeitskräfte freisetzt als in neuen Branchen zusätzliche Arbeitsplätze entstehen können. Die industrielle Reservearmee zählt bereits hunderte Millionen Lohnarbeiter. Es ist eigentlich nur noch die verkehrte „kapitalistische Hülle“ unserer heutigen Produktion, die dieses Wachstumsgesetz entgegen aller Vernunft weiter fortschreibt. Hinter dem akademischen Wort Arbeitsproduktivität verbirgt sich ja nur das proletarische Wort Arbeitshetze, auch wenn diese Hetze durch Maschinenkraft maximal erleichtert wird. Die Menschheit muß schon längst nicht mehr beständig Arbeitszeit schneller einsparen, als die Produktion und die Investitionen wachsen. Die Zeit ist gekommen, um die entfremdete Arbeit der Ausbeutergesellschaften durch die gemeinschaftliche Arbeit in einer von Ausbeutung befreiten Gemeinschaft zu ersetzen. Das aber geht nur regional. Nur in einer regional gemeinschaftlichen Produktion kann über die Produktion und über die Ergebnisse der Produktion gemeinschaftlich bestimmt und verfügt werden. Die Bewohner einer Agrarstadt haben den Überblick über die regionalen Möglichkeiten und die abzählbaren individuellen Bedürfnisse ihrer Bewohner. Nur auf dieser Ebene können Produktion und Konsumtion ohne Planungs-, Lager- und Transportverluste in Übereinstimmung gebracht werden. Nur so können Über- und Unterproduktion von vornherein vermieden werden und die heutigen Abfallberge können erst gar nicht entstehen.

Der Kapitalismus hinterläßt dem Sozialismus unendlich viel Arbeit. Der Umbau der Städte zu Orten der Lebensfreude wird ein langwieriger Prozeß sein. Die alten Industriebrachen müssen zurückgebaut werden, genauso das Straßennetz, die Überlandleitungen der Stromnetze, die großen, weltweit produzierenden Betriebe. Auf der anderen Seite müssen die in die Dritte Welt ausgelagerten Industrien von den einzelnen Regionen wieder angeeignet werden, aber nicht als Industrie, sondern als von den Menschen der Region für die Menschen der Region betriebene Produktion. Das gilt für die Textilindustrie, die chemische Industrie, die Bekleidungsindustrie und auch für die Rohstoffindustrie. Das bedeutet nicht etwa ein Zurück ins Mittelalter, also Stillstand der Produktivkraftentwicklung, sondern Wiederaneignung von Produktion, die zur Versorgung der Stadtdörfer dient, mit Kontrolle über die Produktion durch die Region selbst, mit kurzen Transportwegen und mit modernen Produktionsmethoden, die ausschließlich auf die Bedürfnisse der Menschen in der Dorfstadt zugeschnitten sind. Die in der heutigen Dritten Welt entstehenden Dorfstädte brauchen zudem die Unterstützung der Dorfstädte Europas und Amerikas, um ebenfalls über die modernsten Produktionsmethoden verfügen zu können.

Sozialismus ist ein Durchgangsstadium zum Kommunismus. Dieses Durchgangsstadium kann genauso wenig übersprungen werden wie einst der Feudalismus oder der Kapitalismus. Durch ihn muß die Menschheit hindurch. Der Sozialismus wird kein Zuckerschlecken. Er wird mindestens 200 Jahre dauern müssen. Im Gegensatz zum Kapitalismus wird der Sozialismus aber bereits eine mütterliche Gesellschaft sein. Eine Gesellschaft, in der alle gefragt werden, die niemanden alleine läßt, eine Gesellschaft, die schließlich in eine Gemeinschaft übergeht und so die Zivilisation und die Klassengesellschaft ein für alle mal hinter sich zurückläßt.

Karl Marx hatte aus der bürgerlichen Revolution in Frankreich von 1789 und noch viel mehr aus der Pariser Kommune von 1871 den Schluß gezogen, daß das Proletariat in einem Kraftakt den bürgerlichen Staat zerbrechen und komplett durch eigene Vertraute ersetzen müßte, um der Bourgeoisie die Organisation zu nehmen. Die Kämpfe wären also vor allem in den Hauptstädten ausgetragen worden (wie bei der Französischen Revolution gegen den absolutistisch herrschenden König). Inzwischen jedoch hat sich die Welt sehr stark verändert. Die proletarische Revolution allein in den Hauptstädten und größeren Städten führen zu wollen, würde der Bourgeoisie nur in die Hände spielen. Sie könnte sich langfristig mit Einsatzplänen für Armee und Polizei darauf vorbereiten. Es

könnte also ein sehr blutiger Umsturz werden, was wiederum auch nur der Bourgeoisie nützen würde.

Ein anderer Weg könnte vielleicht vollkommen friedlich verlaufen. Da eine proletarische Revolution sowieso nur Aussicht auf Erfolg hat, wenn eine revolutionäre Situation entsteht, wenn also eine schwere wirtschaftliche und damit auch politische Krise ausbricht, könnte das Proletariat einfach durch großflächige Entschlossenheit zu einer sozialistischen Entwicklung finden. Nämlich dann, wenn es zu einem gegebenen Zeitpunkt überall in einem Land, am besten aber in mehreren benachbarten Ländern zugleich, alle regionalen Rathäuser und Gemeindeämter besetzt und sofort mit der Organisation regionaler Versorgungseinheiten und der Regionalisierung von Arbeit beginnt, also Massen in die revolutionäre Bewegung hineinreißt und sie sofort befähigt, Produktion und Versorgung in die eigenen Hände zu nehmen. Denn, wenn sich erst einmal die vielen kleinen Städte und Gemeinden von der Hauptstadt und der Zentralregierung abgenabelt haben, kommt eine selbstermutigende Eigendynamik in Gang, die wohl niemand mehr aufhalten kann. Die Hauptstadt, Polizei, Militär und Justiz sind dann weit. Sie können nicht überall sein, sie werden überfordert sein, und vielleicht reihen sich etliche in die Kampffront der Arbeiter mit ein oder sorgen zumindest dafür, daß kein Schuß fällt.

Doch bevor etwas Derartiges versucht werden kann, ist jede Menge proletarischer Aufklärung nötig, um für einen solchen Tag wirklich gut gerüstet zu sein. Deshalb sind politische und ökonomische Bildung, Überzeugungsarbeit und immer wieder Aufklärung so wichtig. Ohne eigene Medien, Zeitungen, Informationskanäle und Auftritte in der Öffentlichkeit kann all das nicht geleistet werden. Die bürgerlichen Medien werden sich hüten, diese Arbeit für die Arbeiterklasse zu übernehmen.

8.3. Die kommende Welt der mütterlichen Vernunft

Nicht die Intelligenz des Menschen und auch nicht seine Anpassungsfähigkeit machen den Menschen zu etwas Besonderem in der Evolution des Lebens, wie bürgerliche Wissenschaftler das behaupten, sondern allein die Arbeit in einer Gemeinschaft. Gemeinschaftliche Arbeit war, ist und bleibt die erste Lebensversicherung der Menschheit und die Basis, um alle zukünftigen Herausforderungen genauso bravourös meistern zu können wie bisher. Erst die Arbeit hat die Intelligenz des Menschen hervorge-

bracht. Und auch seine extreme Anpassungsfähigkeit wird durch die zielgerichtete Veränderung des Arbeitsprozesses immer wieder neu erzeugt. Denn es ist keine biologische Anpassungsfähigkeit, die die Menschheit so zäh gegen alle Widrigkeiten der Natur gemacht hat, sondern die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Arbeitsprozesses an die veränderten Bedingungen selbst, die das Überleben der Menschheit bis hierher gesichert hat. Bei all dem aber liegt die Betonung immer auf dem Wort „gemeinschaftlich“. Allein ist der Mensch nicht lebensfähig. Auch der literarische Robinson Crusoe überlebte auf seiner Insel nur, weil er auf das gespeicherte Wissen der Menschheit zurückgreifen konnte.

Wenn es die gemeinschaftliche Arbeit war, die den Affen zum Menschen geformt hat mit Intelligenz und extremer Anpassungsfähigkeit, dann gibt es auch nicht den besonders intelligenten Menschen, also die natürliche Führerpersönlichkeit, die den anderen den Weg in die Zukunft weist. Dann muß man sich fragen, wie ist die menschliche Gemeinschaft auf natürliche Weise organisiert, daß sie diese Intelligenz und diese Anpassungsfähigkeit hervorbringen konnte?

Bei hier gilt das überall wirkende Entwicklungsgesetz der Natur, daß sich alles vom Niederen zum Höheren entwickelt. Schon vor dem Menschen gab es Tierarten mit mehr oder weniger Intelligenz. Daß dann die eine Tierart, die zwei Hände zum Arbeiten hatte, sich im Laufe ihrer Entwicklung zur höchsten existierenden Intelligenz aufschwang, ist dann nur allzu natürlich. Die ewige Bewegung der Natur erzeugt irgendwann die Intelligenz, die nichts anderes ist als geistige Beweglichkeit. Niedere Intelligenz entwickelt sich aus den natürlichen Reflexen von Lebewesen. Pflanzen reagieren auf Licht und strecken sich in die Richtung des Lichts. Tiere haben ebensolche Bewegungsreflexe, was wiederum zur Grundlage für Fluchtreflexe oder den Jagdinstinkt wird. Es gibt in der Natur keine Grenze zwischen intelligent und nichtintelligent. Das eine geht in das andere in Milliarden von feinsten Abstufungen nahtlos über, das heißt, jede Abstufung ist selbst ein einzelnes Individuum, und jedes Individuum wird noch dazu im Laufe seines Lebens intelligenter.

Bei fast allen Säugetierarten spielen die Mütter die zentrale Rolle für die Überlebensfähigkeit der Art. Das rührt daher, daß das neue Leben in ihren Leibern heranwächst, daß sie also aufs engste, mit jeder Faser ihres eigenen Körpers, mit dem neu entstehenden Leben verbunden sind. Selbst nach der Geburt sind die Säuglinge von der Mutter, ihrer Gesundheit, ihrer Lebenserfahrung, ihrer Zuneigung und nicht zuletzt von ihrer Muttermilch abhängig, auf Leben und Tod. Die Mutter ist also die natürliche Lebensver-

sicherung für jede neue Generation. Die Mütter sind mithin die praktischen Gestalterinnen der Zukunft, ob sie wollen oder nicht. Deshalb kommt den Müttern die zentrale Rolle nicht nur für die Aufzucht des Nachwuchses zu, sondern noch viel mehr für die gesamte Gestaltung des Lebens dieser Gemeinschaften, der Mäusefamilie wie der Menschengemeinschaft.

Die Gemeinschaft der Mütter ist praktisch bereits die Gemeinschaft bzw. die Gesellschaft selbst. Die Kinder gehören auf natürliche Weise zu dieser Gemeinschaft dazu. Aber was ist mit den Männern? Die Tatsache, daß genauso viele Jungen wie Mädchen geboren werden, ist nämlich eine Herausforderung für die Gemeinschaft. Diese von Natur aus gegebene Tatsache ist von den Müttern aber niemals ignoriert worden. Die Frauen der Urgesellschaft wiesen den Männern ihren natürlichen Platz in der Gemeinschaft zu: als Befruchter einer neuen Generation von Leben, als Verteidiger der Sippe gegen äußere Gefahren und als Erkunder neuer Lebensräume. Die Arbeit selbst gehörte von Anfang an den Frauen. Sie waren die ersten Bearbeiter der Steine, nicht die Männer. Sie schlugen die scharfen Klingen aus dem Stein, um an neue Nahrung für sich und die Kinder zu gelangen. Die Frauen versuchten, die Splitter der Steine auf die vielfältigsten Weisen zu nutzen. Sie sind das eigentliche Erfinder-Geschlecht. Der „männliche“ Knochenbau der urgesellschaftlichen Frauen zeugt von harter Arbeit und großer Zähigkeit.

Aus der führenden Rolle der Frauen in den urgesellschaftlichen Gemeinschaften erwuchs ihr Verantwortungsbewußtsein für die Gemeinschaft. Gerechtigkeit für alle und gegenüber jedem war das ungeschriebene Gesetz. Gerechtigkeit bedeutet im Matriarchat aber nicht Gleichmacherei. Gerechtigkeit im Matriarchat bedeutet, daß jeder das erhält, was er zu seiner gedeihlichen Entwicklung benötigt. Durch diese natürliche Art von Gerechtigkeit, die ja noch keine abzählende-mathematische sein konnte, fühlte sich niemand vorsätzlich schlecht behandelt. Es konnten also gar keine Aggressionen erst aufkommen. Besonders gilt das für die sexuellen Aktivitäten. Weil jeder Mann jeder Frau zur Verfügung stand und dies als die natürlichste Art und Weise des sexuellen Verkehrs untereinander verstanden wurde, entstand ein gemeinschaftlicher Zusammenhalt, der anfangs nur gefühlt aber später auch verstanden wurde.

Die Natur selbst ist ohne Verstand. Und dennoch besitzt sie Vernunft. Die natürliche Vernunft liegt im Streben der Natur nach ihrem niedrigsten energetischen Niveau, also nach Ausgleich. Der Ausgleich zwischen den widerstreitenden Parteien besteht nicht im Frieden der streitenden Gegensätze, sondern in ihrem Gleichgewicht. Die ganze Natur besteht – abstrakt

betrachtet – aus lauter kämpfenden Gegensätzen. Diese dialektischen Gegensätze treiben die Entwicklung der Natur voran, ohne die Natur dabei zu vernichten. Das Eine geht in das Andere über. Das ist Entwicklung, das ist vernünftig. Die natürliche Vernunft ist damit auch jedem Lebewesen angeboren. Auch dem Menschen. Doch der biologische Gegensatz des Menschen als Mann und Frau teilt den Menschen in einen die Menschheit bewahrenden Teil, die Frau, und einen die Menschheit zerstörenden Teil, den Mann. Mann und Frau bilden somit nicht nur biologisch einen Gegensatz, sondern auch gesellschaftlich. Das Besondere des urgesellschaftlichen Matriarchats bestand nun darin, daß die Frauen eine besondere Bewegungsform dieses Widerspruchs gefunden hatten, in dem der Mann nicht zum Zerstörer der mütterlichen Gemeinschaft werden konnte, sondern zum Entdecker neuer Lebensräume und damit zur Triebkraft für die Höherentwicklung der Menschheit. Diese erste natürliche Arbeitsteilung war in der Geschichte der Menschheit die Initialzündung für die rasche Entwicklung der Produktivkräfte. Durch die immer schnellere Entwicklung der Produktivkräfte wurde die Menschheit zum Nachdenken über ihre eigene Entwicklung getrieben und damit zur Philosophie. Die Philosophen begannen die menschliche Welt zu interpretieren. Dieses Interpretieren hielt bis zum größten Philosophen aller Zeiten, Karl Marx, an. Marx stellte schließlich fest, daß die Welt nicht mehr weiter interpretiert werden darf, sondern sofort verändert werden muß. Damit schaffte er zugleich alles Philosophieren und die Philosophie selbst ab. Denn im Anfang war nicht das Wort Gottes oder das Wort irgendeines Philosophen, im Anfang war die mütterliche Tat.

Entwicklung ist Negation, Zerstörung. Die Zerstörung alles Bestehenden treibt die Entwicklung voran. Deshalb lieben wir den Teufel, und deshalb finden wir alles Göttliche so unendlich langweilig. Das Gute schläfert ein, das Böse weckt auf. „Alles, was besteht, ist wert, das es zugrunde geht“, meinte schon Goethes Mephistopheles. Aus der ersten Zerstörung eines Prozesses entsteht ein neuer Prozeß, von dem sich noch nicht sagen läßt, wohin er führen wird. Durch die zweite Negation, also die Zerstörung dieses neuen Prozesses, läßt sich hingegen die Entwicklungsrichtung des Gesamtprozesses erkennen. Die Negation der Negation stellt die alte Qualität nur scheinbar wieder her, in Wirklichkeit hat durch die erste Negation eine Höherentwicklung stattgefunden, die den gesamten Prozeß bereichert hat, weil sein Gegenteil bis zum Verdruß, das heißt, bis zum Gesamtverständnis, ausgekostet wurde. Jetzt ist der Gesamtprozeß verstanden. Jetzt kann er zielgerichtet gestaltet werden.

Als das urgesellschaftliche Matriarchat vom klassengesellschaftlichen Patriarchat negiert wurde, verschwand alle mütterliche Geborgenheit. Die harte Peitsche des Patriarchen regierte von nun ab die Menschheit, die in Familien gespalten wurde. Die Familie war sein Besitz. Mit dem Patriarchat spaltete sich die Menschheit zugleich in Klassen. Die Ausbeutung eines Teils der Menschheit durch einen anderen Teil war von nun an traurige Realität. Alle Ausbeutergesellschaften, Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus, sind patriarchalische Gesellschaften. Noch mehr. Das Patriarchat bildete immer die juristische Grundlage dieser Gesellschaften. Der Vater bestimmte über die Familie und den Familienbesitz, über Sklaven und Leibeigene, über Ländereien und Immobilien. Alles das war Familienbesitz, das heißt, vererblich auf die Nachkommen des Patriarchen. Der Patriarch existiert als Sklavenhalter, als Feudalherr und als Kapitalist²⁸. Patriarchat ist Herrschaft durch Unterdrückung, durch materielle Unterdrückung, durch juristische Unterdrückung, durch geistige Unterdrückung. Der Zusammenhang zwischen Patriarchat und Klassengesellschaften besteht in der Ausbeutung. Im Patriarchat werden die Familienmitglieder patriarchalisch ausgebeutet. In den Klassengesellschaften werden die arbeitenden Klassen patriarchalisch ausgebeutet. Sklavenhalter, Feudalherr und Kapitalist eint ihr Glaube, daß sie die Führer der ihnen anvertrauten „unselbständigen“ Menschen sind, denen sie sagen müssen, was sie zu tun haben und wie sie es zu tun haben, damit die Gesellschaft funktioniert.

Wenn nun das Patriarchat durch das Matriarchat negiert wird, dann entsteht nicht wieder das urgesellschaftliche Matriarchat. Das ist vergangen. Dann entsteht ein modernes Matriarchat, welches das Wesen des urgesellschaftlichen Matriarchats sich erneut aneignet, zugleich aber um die Erfahrung mit dem Patriarchat bereichert ist. Denn das Patriarchat ist dann zwar vergangen, aber eben nicht vergessen. Das Patriarchat ist jetzt in seinem Wesen wie in seinen Erscheinungen verstanden, es ist aufgehoben mit all seinen negativen wie positiven Erfahrungen im Erfahrungsschatz der Menschheit. Weil es dann von der Menschheit verstanden ist, können die ursächlichen Bedingungen, die zum Patriarchat geführt haben, bewußt vermieden werden. Die Menschheit weiß jetzt, was sie tut.

²⁸ In der bürgerlichen Gesellschaft haben sich die Kapitalisten die Mühe erspart, für ihre Arbeitskräfte verantwortlich zu sein, wie das die Sklavenhalter und die Feudalherren noch waren. Der Lohnarbeiter ist juristisch frei. Damit ist er Freiwild für alle Kapitalisten, für Miethäuer, Pfandleiher, Wegelagerer aller Art. Im Kapitalismus kann der Lohnarbeiter verhungern, ohne daß es seinen Herrn, den Kapitalisten, in irgendeiner Weise kümmern müßte.

Das moderne Matriarchat wird eine Weltgemeinschaft sein, die regional organisiert ist. Der Austausch der Regionen untereinander wird Herzensbedürfnis sein. Alles menschliche Wissen ist überall und von jedem abrufbar. Jeder Mensch wird sich bemühen, mit seiner Arbeit dieses Wissen zu erweitern. Für größere Projekte werden sich die Regionen verbünden, das tägliche Leben jedoch wird jede Region für sich meistern. Jeder einzelne Mensch, jede einzelne Stimme, wird gleichviel zählen. Einstimmigkeit bei Beschlüssen hat dann oberste Priorität. Die heutige einseitige Arbeitsteilung wird durch eine allumfassende Arbeitskombination abgelöst. Kein Mensch wird mehr der Kuli eines anderen sein. Jeder Mensch hat seinen eigenen Dreck selber wegzuräumen, oder aber die Gemeinschaft räumt ihren Dreck gemeinschaftlich weg, was sicherlich mehr Spaß macht als alleine aufzuräumen. Die kombinierte Arbeit vermeidet Einseitigkeit in der Arbeit, schafft Ausgleich und eröffnet neue Horizonte. Sie erfordert Wissen und Können auf vielerlei Gebieten. Das spornt an. Das macht Freude, denn Wissensaneignung an einem konkreten Arbeitsgegenstand ist leichter Wissenserwerb als durch Schulbücher. Das Verhältnis von Männern und Frauen wird kein gleichberechtigtes sein, weil Männer und Frauen von Natur aus nicht gleich sind. Das Verhältnis von Frauen und Männern wird im modernen Matriarchat ein partnerschaftliches sein, ausgerichtet auf die Verbesserung des gemeinsamen Lebens und der Natur.

Matriarchat darf nicht mit Anarchie verwechselt werden. Matriarchat bedeutet Herrschaftsfreiheit. Anarchie dagegen bedeutet Herrschaftslosigkeit. In der Anarchie hat keiner mehr zu sagen als der andere. Kinder werden wie Erwachsene behandelt. Im Matriarchat dagegen wird Autorität durch Selbstlosigkeit, durch Wissen und Können, durch Einsatz für die Gemeinschaft erzeugt, wodurch sich bei politischen und anderen Entscheidungen eine Hierarchie ergibt. Diese Autorität muß allerdings jeden Tag aufs neue erworben werden, und sie muß sich jeden Tag in der Praxis beweisen. Nur dann bleibt die Autorität erhalten. Aber das kennt eigentlich jeder aus seiner Schulzeit. Kinder untereinander kennen ganz genau die Stärken und Schwächen ihrer Mitschüler. Denn sie müssen täglich ihr Können öffentlich unter Beweis stellen, und sie können sich noch nicht so wie Erwachsene verstellen. Ihre Charaktere sind noch ein offenes Buch. So wird eine Hierarchie erzeugt, die je nach Bedarf die speziellen Fähigkeiten und Fertigkeiten einzelner Schüler nutzt, um am nächsten Tag andere Schüler mit anderen Fähigkeiten zu bevorzugen. So kann jeder entsprechend seiner Talente zum Gelingen des Tageswerkes beitragen.

Die Anerkennung dafür ist der beste Lohn und die Anerkennung wechselt mit dem Tag und mit den Talenten, wodurch sich jeder einmal hervortun kann, ohne daß es zu festgefahrenen Hierarchien kommt.

Die Regionalisierung des Lebens und der Produktion im zukünftigen Sozialismus/Kommunismus bildet die Grundlage für einen wirklich menschlichen globalen Austausch von Wissenschaft, Kunst, Kultur und Können. Die heutigen Rassen werden sich weiter vermischen durch die Zusammenarbeit der Dorfstädte. Doch die Reisetätigkeit der Menschen wird eine ganz andere sein. Kein Jetten mehr rund um den Globus, sondern ein gemütliches Wandern oder Reisen in Tagesetappen zum entfernten Ziel. Die Reise selbst wird dann das Erlebnis sein. Das Bedürfnis nach dem Entfliehen aus den Städten wird verschwinden. Denn die Dorfstadt ist ein Hort der Geborgenheit und der selbstbestimmten Arbeit. Am selbst Geschaffenen erfreut man sich doch am meisten. Und dieses Geschaffene befindet sich dort, wo man lebt. Die zukünftigen Dorfstädte werden nicht mehr die heutigen Molochs sein. Schon wenige Meter außerhalb der Dorfstadt wird die Kulturlandschaft die Dorfstadt umschließen. Das Wort Naherholung wäre hier verfehlt, denn die abwechslungsreiche Arbeit in der Dorfstadt ist letztlich fast immer die beste Erholung. Nein, hier geht es um das Erlebnis von Natur. Natur als Kulturlandschaft in unmittelbarer Nähe zur Dorfstadt, und von freier Natur nach dem Gürtel aus Kulturlandschaft.

Die Regionalisierung verhindert natürlich nicht die Zusammenarbeit über alle sieben Weltmeere hinweg. Doch diese Zusammenarbeit z.B. auf wissenschaftlichem Gebiet wird eine punktuelle sein. Kleine Gruppen von Menschen aus aller Herren Agrarstädte vereinen sich kurzzeitig zum Erreichen eines Menschheitszieles, oder einzelne Menschen tauschen sich über das Internet aus und treffen sich anschließend zu irgendeiner Tätigkeit oder einer Vergnügung. Das heißt, die Rassen bleiben im großen und ganzen erhalten, denn es finden ja keine „Völkerwanderungen“ statt. Sie bleiben deswegen erhalten, weil die Merkmale der Rassen, also rein äußerliche Merkmale, ihren Grund in der Existenz verschiedener Klimazonen haben. Und die bleiben, wo sie sind.

Die mütterliche Vernunft jedenfalls war, ist und bleibt der Garant für die Höherentwicklung der Menschheit. Denn die Mütter entscheiden über das Wohl und Wehe der nächsten Generation. Ihre Selbstlosigkeit und ihre Klugheit haben die Menschheit auf den Pfad der Zivilisation einschwenken lassen, wodurch sie erst an dem Entscheidungspunkt anlangen konnte, an dem sie heute steht: Wiederherstellung des Matriarchats

auf der Grundlage von Produktivkräften, die erst die freie Entwicklung eines jeden Menschen ermöglichen, oder aber das brutale Festhalten am Patriarchat, das die freie Entwicklung der Individualität für 50 Prozent der Menschen verhindert und das obendrein die ganze Welt vergiften, vermillen, verdummen und letztendlich vernichten wird.

8.3.1. Das lebenslustige Matriarchat erzeugt die kommunistische Weltgemeinschaft

Das Matriarchat, also die herrschaftsfreie Gemeinschaft, bildet sich gerade in der proletarischen Kleinstfamilie neu aus. Von allem Privateigentum durch das kapitalistische System befreit, befreit vom proletarischen „Patriarchen“, auf sich allein gestellt, muß die alleinerziehende proletarische Mutter „ihren Mann“ stehen. Dieses Los teilen immer mehr Mütter. Wenn sie eine Arbeit haben, macht sie dieses Los stark und selbstbewußt. Haben sie dagegen keine Arbeit, sind sie verunsichert und schnell überfordert, kommen dabei manchmal unter die Räder. Solidarität untereinander hilft gegen Zukunftsängste und Depressionen. In Afrika, wo viele Erwachsene an Aids sterben, müssen die Großmütter die zurückgelassenen Kinder ernähren und großziehen. In den afrikanischen Dörfern bilden die Mütter- und Großmüttergemeinschaften ein Auffangbecken für alle Gestrandeten. Die Mütter bewahren das menschliche Leben, das der Kapitalismus aussondert oder unter seine Stiefel stampft. Die Mütter dieser Welt sind die „Neger“ dieser Welt. Und dennoch bieten sie die einzige Geborgenheit, die dieser Welt geblieben ist. Um diese Geborgenheit zu geben, verzichten sie freiwillig auf ein eigenes Leben. Sie geben ihr Leben hin, um anderen ein Leben zu ermöglichen. Die Mütter schaffen die Lust auf Leben, selbst unter den größten eigenen Entbehrungen. Lebenslust ist den Frauen angeboren. Das lebenslustige Geschnatter der weiblichen Teenager ist beredtes Zeugnis dafür. Leider vergeht in der heutigen Ausbeutergesellschaft den meisten Frauen bald die Lebenslust. An deren Stelle treten dann Kummer und Gram. Doch in einer von Ausbeutung befreiten Gesellschaft wird die Lebenslust neu sprießen. Sie wird wachsen und die gesamte Gesellschaft zu neuem Leben erwecken.

Und welche Aufgabe haben die Männer in dieser Gesellschaft? Offensichtlich keine spezifische mehr. Sie sind dann wohl eher das unverzichtbare i-Tüpfelchen auf der Lebenslust des Matriarchats.

8.4. Der historische Optimismus in der Dialektik

Jähe Wendungen historischer Verläufe sind in der Dialektik nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern ein inhärentes Element. Sie sind das Salz in der Suppe der Dialektik.

Kein Mensch der Welt konnte sich 1989 vorstellen, daß das sozialistische System so sang- und klanglos untergehen würde, wie es dann im Herbst 1989 geschehen ist. Doch das dialektische Denken kann sich das vorstellen. Und nur das dialektische Denken kann auf dieses widersprüchliche Ereignis die treffende Antwort geben: Immer mehr Menschen in der DDR (wie in den anderen sozialistischen Staaten auch), hatten sich im Laufe der Jahre vom DDR-Modell innerlich verabschiedet. Zu offensichtlich waren seine Fehler geworden. Diese Menschen arbeiteten deshalb immer schlechter und immer lustloser. Jeder einzelne lustlose Arbeiter schwächte Stück für Stück die Wirtschaftskraft der DDR. Beim Fortgang dieser Entwicklung über die letzten zwei Jahrzehnte der DDR mußte schließlich irgendwann der Punkt erreicht werden, an dem dieser schlechte Sozialismus umschlagen mußte – entweder in einen besseren Sozialismus oder aber zurück in den Kapitalismus. Die Herrschenden in der DDR hatten es dann 1986 verpaßt, mit Glasnost und Perestroika wenigstens noch auf den letzten Zug hin zu einem besseren Sozialismus aufzuspringen und mit Gorbatschow zusammen nach dem Grund für den schlechten Sozialismus zu suchen (Ob sie ihn in der entfremdeten Arbeit gefunden hätten, sei einmal dahingestellt). Das Maß für den schlechten Sozialismus war voll. Das Faß begann überzulaufen, indem immer mehr DDR-Bürger das Land fluchtartig verließen. Schließlich wurde der Schwapp der Ausreisewilligen so groß, daß er nur noch mit brutaler Gewalt aufzuhalten gewesen wäre. Doch der brutalen Gewalt stand die in 40 Jahren gewachsene sozialistische Moral entgegen. Der gegenseitige Haß auf beiden Seiten der Barrikade konnte sich nicht entfalten. Er wurde im Schein der Kerzen erstickt. Der Umschwung verlief friedlich. Nichtsdestotrotz waren die Ergebnisse dieses friedlichen Umschwungs konterrevolutionär. Die DDR und der Sozialismus hörten auf zu existieren. Das Land wurde von Westdeutschland einverleibt wie Österreich 1938 von Nazi-Deutschland. Daß dies geschehen konnte, lag einzig und allein an der Schwäche der neuen DDR-Regierung, die wiederum daraus erwuchs, daß es keinen alternativen Plan zu dieser Einverleibung gab. Da 40 Jahre lang nicht über die Fehler und Gebrechen des sozialistischen Systems gesprochen werden durfte, hat es auch nie einen Ausweg aus dessen Krise

gegeben. Wer nicht über Fehler nachdenkt, kann auch keine Lösung für sie finden. Die ideologischen Herrscher hatten sich fast 40 Jahre auf den Bajonetten der Roten Armee ausgeruht. Das ideologische Vakuum war deshalb zum Abgrund geworden, in den niemand, der noch bei Sinnen war, springen wollte. So entschied sich die Masse der DDR-Bürger für den Anschluß an die Bundesrepublik in dem treuen Glauben, daß es ihnen von nun an wirtschaftlich genauso gut gehen würde, wie den Bundesbürgern die letzten 40 Jahre davor. In der Wirklichkeit herausgekommen ist jedoch etwas gänzlich anderes. Im neuen Großdeutschland herrscht nicht länger der soziale Wohlstand, sondern der Sozialabbau, in Ost wie in West. Mit der DDR ging auch der westliche Sozialstaat verloren. Das Kapital hat seine Maske fallen lassen. Ab jetzt regieren wieder die alten kapitalistischen Sachzwänge: Konkurrenz und Kosten. Seitdem sinken die Löhne, seitdem fällt die Qualität der Waren, seitdem verschwindet der bürgerliche Reichtum aus den öffentlichen Räumen und wandert zurück ins private Umfeld des Besitzbürgertums.

Doch jähe Wendungen müssen nicht immer nach hinten los gehen. Jähe Wendungen können in nächster Zeit auch wieder den historischen Optimismus der Lohnarbeiter anheizen. Nur mal angenommen, in China würde es einen zehnpromzentigen Wirtschaftseinbruch geben. Da würden doch alle Börsen der Welt auf Talfahrt gehen. Eine Wirtschaftskrise unvorstellbaren Ausmaßes würde über Nacht über die westliche Welt hereinbrechen. Eine Krise, auf die die Kapitalisten nur eine Antwort kennen, entweder massive Hilfe vom Staat oder Massenentlassungen. Beides würde die Krise in keiner Weise lösen. Doch die historische Situation wäre plötzlich eine ganz andere. Die Lohnarbeiterklasse wäre in der Lage zu sagen: „Und jetzt versuchen wir einmal etwas ganz anderes. Ab jetzt nehmen wir unsere Geschicke in die eigene Hand. Als erstes organisieren wir uns regional. Wir sprechen mit den Bauern in der Umgebung, ob wir ihnen helfen können, damit von nun an frische regionale Lebensmittel in die naheliegenden Städte geliefert werden können. Die Bauern werden sicher mit Freude zustimmen. Dann ziehen wir in die Rathäuser, machen uns mit den Gegebenheiten bei den Ländereien, Immobilien, Fabriken und Maschinen vertraut und entscheiden, wie wir das alles zum Wohle für unsere Stadt und unsere Bauern in der Umgebung einsetzen können. Wir lösen die staatlichen Verwaltungen auf und bilden dafür regionale Eigenverwaltungen. Wir kümmern uns fortan um uns selbst und bilden ein Netzwerk von selbstverwalteten Städten und Gemeinden. Wir erklären, daß ab sofort alle Entscheidungen einstimmig getroffen werden, um keinen einzi-

gen Akteur auszugrenzen. Die Fabrik- und Bankenbesitzer werden aus den vorhandenen Gewinnen entsprechend ihrer Kapitalhöhe ausgezahlt, sofern genügend Geld vorhanden ist, die materiellen Sachwerte dagegen enteignet. Außerdem verlieren die Privatbesitzer so lange ihr Stimmrecht in den Volksabstimmungen, bis die Krise vollständig überwunden ist. Danach sind sie Gleiche unter Gleichen. Die Erziehung und Bildung der Kinder wird von der Gemeinschaft der Erwachsenen übernommen, weil Kinder von jedem Erwachsenen etwas lernen können. Das Schulische wird von allem Lernballast befreit, der durch die schnelle Technikentwicklung sowieso alle paar Jahre veraltet ist, dafür aber richtig zu denken gelehrt, und natürlich Lesen, Schreiben und Rechnen. Alles Höhere wird durch abwechselnde Arbeiten in den einzelnen Abteilungen innerhalb der städtischen Produktion vermittelt. Und so weiter und so fort.“ Kurz und gut, an die Stelle administrativer Entscheidungen durch den bürgerlichen Staat und an die Stelle privater Befehle durch die Kapitalistenklasse würde die selbstorganisierte Arbeit der Lohnarbeiter und die Eigenverantwortlichkeit für alle von ihnen getroffenen Entscheidungen treten. Jeder wäre ab sofort gefordert, nicht nur eigenverantwortlich zu arbeiten wie im kapitalistischen Betrieb, sondern genauso eigenverantwortlich zu denken. Das Motto aller Produktion lautete dann: kostenlose Globalisierung allen Wissens, Regionalisierung aller Arbeit und höchste Qualität bei aller Arbeit, denn das Beste ist gerade gut genug für uns.

All das kann jedoch nur funktionieren, wenn man auf so eine Situation gut vorbereitet ist, wenn man weiß, wie die Zukunft aussehen muß, wenn man einen Plan hat, der die Massen mitreißt und begeistert. Einen Plan, in dem jeder entsprechend seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten eine Position einnehmen, sich unterordnen oder auch bei entsprechender Befähigung andere führen kann.

Wenn Marx einst sagte, die Bourgeoisie selbst führe der Lohnarbeiterklasse die Waffen zu, mit deren Hilfe sie sich von ihrem Joch der Ausbeutung befreien werde, dann meinte Marx keine Pistolen, Gewehre oder Kanonen, dann meinte er die Bildungselemente, die die Bourgeoisie einst selbst stark gemacht hatte, die aber nun an die Lohnarbeiterklasse übergegangen sind: das Verständnis und die Beherrschung moderner Produktionsmethoden, das Wissen der Aufklärung, die Buchhaltung und Rechnungsführung, Wissenschaft und Technik, die Philosophie der Denkbestimmungen, das geschlossene Agieren der sich ihrer Macht bewußt werdenden Klasse und vor allem die immer umfassenderen Kommunikationsmittel, mit denen sich die ganze Welt in Sekundenschnelle unterein-

ander verständigen kann. Diese Mittel sind es, die die Lohnarbeiterklasse selbstbewußt für sich nutzen und als Waffen gebrauchen muß, um die ökonomische Herrschaft der Bourgeoisie für immer zu brechen. Einzig des bürgerlichen Herrschaftswissens bedarf die Arbeiterklasse nicht, denn die Arbeiterklasse will nicht herrschen – über wen auch, wenn alle Menschen arbeiten – sie will die Herrschaft von Klassen über andere Klassen, die Erhöhung und die Erniedrigung von Menschen, ein für alle mal abschaffen.

Aus all dem geht hervor, daß die Lohnarbeiter sich überall auf der Welt selbst organisieren müssen und daß diese organisierten Arbeiter den ideologischen Kampf, der ihnen von der Bourgeoisie aufgezwungen wird, durch Falschinformationen, durch fehlende Informationen, durch verdummende Individualisierung, durch Konsumismus, daß sie diesen Kampf aufnehmen und die geistige Vormachtstellung erringen müssen. Gelingt dies, ist der Sieg fast erreicht, denn dann werden sich in einem grellen Auflösungsprozeß der alten Gesellschaftsordnung massenweise Bourgeois auf die Seite der Lohnarbeiter schlagen, dann steht die Monopolbourgeoisie nur noch allein gegen den Rest der Welt. Und mit dieser Handvoll ewig Gestriger werden wohl ein paar kraftvolle Arbeiterhände schnell fertig werden.

Was also ist zu tun? Die Lohnarbeiter müssen überall in der Welt Wege finden zu einer internationalen Zusammenarbeit. Die Lohnarbeiter müssen sich regional als lose Verbünde und Interessengemeinschaften organisieren. In diesen Interessengemeinschaften müssen sie die moderne Weltanschauung des Proletariats, sprich den Kommunismus, studieren und an andere weitergeben. Sie müssen ihre regionalen Besonderheiten erforschen und Pläne machen, wie diese regionale Welt nach dem Ende des Kapitalismus umgestaltet werden kann. In diese interessante Arbeit sind alle Menschen der Region einzubeziehen, die mitmachen wollen. Gerade im breiten Massenzugang soll die Stärke der losen Verbünde liegen, die ja die kommunistischen Grundzüge einer modernen Gesellschaft propagieren und in die Massen tragen sollen.

Die bereits bestehenden Arbeiterparteien bzw. linken Parteien müssen begreifen, daß ihre Organisationsstruktur eine bürgerliche Struktur ist, daß also diese bürgerlichen Parteistrukturen im Grunde Gift für die Konstituierung einer geschlossenen Lohnarbeiterbewegung sind. Das bedeutet aber nicht, sich umgehend aufzulösen, sondern mit dem Wissen über diese Mängel eben diese Mängel in einen Vorteil umzumünzen. Die Parteien können mit ihrer Organisation und mit ihrem Geld, das zum Teil vom bürgerlichen Staat zur Verfügung gestellt wird, offensive Auf-

klärungsarbeit in jeder Form leisten. Es müssen eigene mediale Kanäle, Fernsehsender und Internetzeitungen geschaffen werden, die natürlich Geld kosten, die aber das notwendige Gegenbild zu den bürgerlichen Medien schaffen und deren Deutungshoheit brechen können.

Es muß in der Bildungsarbeit das Gemeinsame hervorgehoben werden, was alle Lohnarbeiter in der Welt verbindet. Dafür eignet sich am besten der international geführte Lohnkampf. Dies ist der kleinste gemeinsame Nenner aller Lohnarbeiter auf der Welt. Dadurch gewinnen die Arbeiter in den imperialistisch ausgebeuteten Ländern wie auch die Lohnarbeiter in den imperialistischen Mutterländern. Das schweißt zusammen und nimmt den internationalen Konzernen ihre Macht über die Arbeiter.

Wir müssen in unseren neuen Organisationen die kommunistische Zukunft bereits leben und allen Außenstehenden vorleben. Keine patriarchalischen Führer, keine Erniedrigung der Frauen, jede Stimme zählt einfach, jeder nach seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten, einstimmige Beschlüsse, Achtung des Anderen, jederzeitige Absetzbarkeit der „Cheforganisationen“. Die Organisationen müssen nach außen wirken und nach innen offen sein. Jeder kann mitmachen. Jede Idee wird ernstgenommen. Die Organisationen müssen Volksbewegungen initiieren. In diesen Bewegungen reift am schnellsten und nachhaltigsten das Bewußtsein der Akteure. Sie müssen alles organisieren, sie müssen agieren, lenken und leiten, sie erleiden Gegenkräfte und Rückschläge, sie lernen dazu, machen es besser und bewähren sich immer besser.

Wenn man auf diese Weise vorbereitet ist mit klarem Bewußtsein für die zu lösenden Aufgaben, dann genügt am Tag der Entscheidung ein Signal über den öffentlichen Äther, und jeder weiß, was zu tun ist. Dagegen schützen keine Geheimdienste, keine Polizei und keine Armee. Dann übernehmen in allen Städten und Gemeinden der Welt die Lohnarbeiter die regionalen Rathäuser und organisieren eine selbstbestimmte und selbstverantwortliche Produktionskette für die Region. Dann kommunizieren die Städte und Gemeinden untereinander, wie sie sich helfen und unterstützen können. Dann bauen sich die Lohnarbeiter dieser Welt eine menschliche Welt auf, in die dann auch die letzten verbliebenen Bourgeois um Aufnahme betteln werden.

Dennoch bleibt die Grundaussage dieses Buches ganz klar festzuhalten: Es kann niemals einen Frieden zwischen den Klassen geben. Es kann immer nur Frieden ohne Klassen geben. Die friedlichste Gesellschaft ist deshalb die klassenlose Gesellschaft. Die klassenlose Gesellschaft aber ist der Kommunismus, ist das moderne Matriarchat.

Wo der Klassenkampf als unliebsame „rohe“ Erscheinung auf die Seite geschoben wird, da bleibt als Basis des Sozialismus nichts als „wahre Menschenliebe“ und leere Redensarten von „Gerechtigkeit“.

**Marx und Engels im Zirkularbrief
an Bebel, Liebknecht, Bracke u.a. vom 17. und 18. September 1879**

9. Einführung in die Dialektische Logik

Marxsche Methode / Logik der Natur / natürliche Logik

Ohne den Entwicklungsgedanken erschiene die Welt dem menschlichen Bewußtsein als ein Chaos, als ein absolutes Nebeneinander von Dingen und Prozessen, ohne Ordnung, ohne Sinn und Verstand. Und in der Tat: Jeder neu geborene Mensch und jede neue Generation steht immer wieder vor demselben Problem: die Welt erkennen zu müssen, wie sie wirklich ist. Jeder Mensch muß sich stets aufs neue die Welt geistig und mental aneignen, will er nicht von den Ereignissen geschoben oder von anderen Menschen herumgeschubst werden. Wer als selbstbestimmter Mensch durch dieses Leben gehen will, muß wohl oder übel seinen Standpunkt in dieser Welt bestimmen – sein individuelles Verhältnis zur Welt, um von dort aus seinen Weg zielsicher gehen zu können. Daran führt kein Weg vorbei. Ansonsten bleibt die Welt unverstanden und das eigene Leben fremdbestimmt.

Es ist die Entwicklung selbst, die eine Struktur in die Naturprozesse und in die Gesellschaft hineinbringt, also auch in das Denken der Menschen. Der Entwicklungsgedanke ist demnach nur eine Reflexion des menschlichen Denkens auf die tatsächlichen Geschehnisse in der Welt. Wir haben es somit mit zwei Entwicklungssträngen zu tun: den objektiven Entwicklungen in der uns umgebenden Welt und den daraus resultierenden subjektiven Gedanken in unseren Köpfen über jene Entwicklungen in der Welt. Das eine nennt sich „objektive Dialektik“, das andere „subjektive Dialektik“. Die objektive Dialektik ist quasi in diesem Buch in den Kapiteln 1 bis 8 dargestellt. „Quasi“ deshalb, weil die Darstellung selbst erst durch das Hirn des Autors mußte, also selbst wieder subjektiven Charakter trägt (solange das Dargestellte nicht allseitig bewiesen ist). Dieses 9. Kapitel dagegen beschäftigt sich mit der subjektiven Dialektik, der Entwicklung des menschlichen Denkens. Die subjektive Dialektik ist also eine Widerspiegelung von Natur und Gesellschaft im menschlichen Denken. Aber was ist denn nun eigentlich die Dialektik selbst?

Dialektik ist die Wissenschaft von den zusammenhängenden Widersprüchen. Dialektik denkt immer in zwei sich entgegengesetzten Begriffen, in gegensätzlichen Polen – Eins und Null, positiv und negativ, Licht und Schatten, männlich und weiblich, arm und reich, relativ und absolut, ehrlich und verlogen, gut und böse, richtig und falsch. Der dialektische Widerspruch ist der einzige Gedanke, der die Bewegung der Welt in menschliches Denken übersetzen kann. Denn der Widerspruch ist die

Bewegung selbst. Wer sich bewegt, ist hier und zugleich nicht hier, er ist dort, also bereits fort. Wie läßt sich Bewegung begrifflich sonst fassen? Es geht nur als Gegensatz.

Dialektisches Denken ist so alt wie die Menschheit. Die frühen Menschen beobachteten die Natur genau so aufmerksam, wie wilde Tiere das tun. Ihre ganze Konzentration galt dem Hier und dem Jetzt, sprich der Gegenwart. Eine einzige Unaufmerksamkeit konnte das Leben kosten. Sie sahen genau hin und sahen, daß alles in Bewegung war – die Luft, das Gras, die Tiere, die Flüsse, die Steine im Flußbett, der Felsabbruch. Das eine war mit dem anderen verbunden, manchmal über viele Umwege, aber immer irgendwie verbunden.

Der griechische Philosoph Heraklit von Ephesos (500 v. u. Z.) war einer der ersten lehrenden Dialektiker. Von ihm stammt der Satz „panta rhei“, alles fließt, alles ist in Veränderung begriffen.

Der deutsche Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) machte schließlich aus der Dialektik eine Wissenschaft und begründete die Gesetze der Dialektik. Allerdings war er zugleich ein philosophierender Idealist. Seine große Dialektische Logik, die er in zwei dicken Bänden herausbrachte, gliedert in die Objektive Logik und die Subjektive Logik, stellte die schmutzige Wirklichkeit der erhabenen Idee von der ewigen Vernunft entgegen und gab sich selbst als den einzigen Erkennen der absoluten Idee Gottes aus, die sich im bürgerlichen Staat manifestieren sollte. Hegel geriet nach seinem Tod schnell in Vergessenheit. Nicht so sehr, weil seine Kost so schwer verdaulich war, sondern vor allem durch das aufstrebende Bürgertum und seinem Interesse am industriellen Aufschwung. Mit der aufdämmernden Morgenröte vom schnellen Profit verschwand das Interesse am Erkennen der Welt und was sie im Innersten zusammenhält. Die mit der industriellen Revolution erzeugte Kaste der Ingenieure wollte nicht mehr die Welt erkennen, sondern die Welt durch Technik verändern. Für schnelle industrielle Veränderungen benötigte sie eine schnelle Logik, nämlich die formale Logik. Mit ihrer Hilfe und ihren Vereinfachungen ließ sich einfach und zügig alles Statische leicht berechnen. Man sah nicht mehr die Bewegung und den Widerspruch. Man sah nur noch die eine Seite des Widerspruchs; diese Seite hielt man fest und konnte so mit den einfachen mathematischen Gleichungen von Newton oder Bernoulli die notwendige Stärke des Kranauslegers oder die Geschwindigkeit ausströmender Gase sehr genau berechnen. Warum sich mit höherer Mathematik plagen, wenn's die niedere genauso tut? Doch mit der formalen Logik und ihrer angenommenen Widerspruchsfreiheit,

worauf ja auch die Newtonsche Mechanik und ihr Gleichungssystem abheben, kann die Bewegung nicht erklärt und zudem nur punktuell berechnet werden. Das bedeutet, daß die formale Logik im System des Kapitalismus ihr Ende finden wird, denn für eine historisierende Geschichtsbeachtung und alle höheren Formen von komplexen Systemen ist sie nicht zu gebrauchen.²⁹

Genau dies erkannte Karl Marx (1818-1883). Als Student noch Junghegelianer – befreite er sich von der Mystik des Hegelschen Systems und wechselte die Seiten hin zum kraftvollen Materialismus des Ludwig Feuerbach (1804-1872). Feuerbach kritisierte Hegels System aus vollem Herzen. Doch er schüttete dabei das Kind mit dem Bade aus und kritisierte zugleich Hegels Dialektik. Marx dagegen verband die positiven Seiten der Dialektik von Hegel – die Selbstentwicklung der Widersprüche, den sich daraus ergebenden Historismus und die Gesetze des Denkens – mit der natürlichen Herangehensweise Feuerbachs an die Wirklichkeit. Daraus begründete Karl Marx von 1844 bis 1848 zusammen mit seinem Freund Friedrich Engels den dialektischen und historischen Materialismus. Die Dialektik als wissenschaftliche Denkmethode konnte so gegenüber der Hegelschen Denkmethode vereinfacht, weiterentwickelt und in ihrer Substanz auf ein solches Niveau gehoben werden, daß mit ihrer Hilfe die komplexe Wirklichkeit analysiert und in dialektischer Weise in einer Synthese abbildgerecht zusammengesetzt werden konnte.

Karl Marx hat uns seine Methode nur in der Form des „Kapitals“ und in Fragmenten hinterlassen. Hier gibt es also noch einiges zu erforschen und offenzulegen. Noch viel mehr gibt es aber zu wichten und zu werten und die Marx'sche Methode so darzustellen, daß sie leicht verstanden werden kann, um endlich breitenwirksam zu werden. Doch jegliche Vereinfachungen verbieten sich von selbst. Denn die objektive Dialektik ist ein Prozeß, der sich höher entwickelt, weshalb die subjektive Logik dem angepaßt und durch die Praxis immer wieder überprüft werden muß.

Wahrscheinlich muß die komplexe Natur der Dialektik in zukünftigen Lehrbüchern so dargestellt werden, wie sie selbst funktioniert – als Höherentwicklung: einfach beginnend, sich anreichernd mit Erkenntnissen, diese Erkenntnisse kategorisierend und in die richtigen Zusammenhänge bringend, schließlich das System begründend und letztendlich das

²⁹ Das Ganze ist keine Abwertung der formalen Logik, sondern ihre Bestimmung als Teilmenge der dialektischen Logik. Die formale Logik behält ihre Berechtigung z.B. im Ingenieurwesen oder in der Physik, wo man dann ohne viel Rechenaufwand betreiben zu müssen, Abhängigkeiten einfach in Gleichungen darstellen kann.

System durch Grenzübergänge zu anderen Systemen anschlussfähig machend. Für die Lehre ergibt sich daraus ein Prozeß in mehreren Gliedern (abgeschlossenen Büchern), die beim abstrakten Widerspruch beginnend immer höher führen, um am Ende eines jeden Buches in den Grund des Widerspruchs zurückzuführen, angereichert um das gesamte Wissen, das in diesem Buch zur Dialektik steckt, um im nächsten Lehrbuch zu noch größeren geistigen Höhen zu führen. Also liebe Jungdialektiker, fangt an, euch die Methode von Marx anzueignen, studiert sie, entwickelt sie weiter, wendet sie auf neuen Gebieten an, denn diese Methode ist kein ein für alle mal fertiges Gebilde. Damit die Klinge der Dialektik stets so scharf bleibt, wie Marx sie einst geschmiedet hat, muß das dialektische Denken immer wieder auf die Höhe der Zeit gehoben und alles Wissen durch diese Methode hindurchgefiltert werden.

In tausend Jahren, wenn vom Kapitalismus nur noch in Schulbüchern zu lesen sein wird, wird das „Kapital“ von Marx noch immer wegen seiner dialektischen Struktur gelesen werden, wobei die Kategorien des Kapitalismus dann nur noch vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus von Interesse sein werden.

In diesem Kapitel über die Dialektik als Denkmethode werden nur die wichtigsten Kategorien der Dialektik gebracht, allerdings in ihrer Selbstentwicklung aus sich heraus und zu höheren Kategorien führend, wie das mit Sicherheit auch Marx getan hätte. Umfassendere und vertiefende Abhandlungen zur Dialektik sind vor allem in sowjetischen Hochschulbüchern zu finden.

Als Einführung in die Dialektik eignen sich besonders die Frühwerke von Marx beginnend mit den „Feuerbach-Thesen“, der „Heiligen Familie“ und der „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“. Die Geschichtsauffassung von Marx wiederum ist im Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie“ kurz zusammengefaßt.

Auf die Trennung in objektive Dialektik und subjektive Dialektik wird im folgenden verzichtet, da dies nur für das Kriterium der Wahrheit von Belang ist und für das Auseinanderhalten von Materie und Bewußtsein. Für das Verständnis der Dialektik selbst, also der Selbstbewegung von Materie und Bewußtsein, ist die Unterscheidung ohne Belang. Der Leser wird selbst merken, wann von der Dialektik der Natur und der Gesellschaft, und wann von der Dialektik als Denkprozeß die Rede ist.

9.1. Die drei dialektischen Bewegungsgesetze

Den Kern der Dialektik bilden die drei dialektischen Gesetze der Bewegung: Das erste Gesetz ist der dialektische Widerspruch selbst bzw. der Kampf und die Einheit seiner Gegensätze; das zweite ist das Umschlagen von Qualität in Quantität und umgekehrt in Abhängigkeit vom bestimmenden Maß; das dritte ist die Negation der Negation.

Das erste Gesetz beantwortet die Frage nach dem „Grund“ einer Entwicklung. Das zweite Gesetz deckt das „Wie“ einer Entwicklung auf. Das dritte Gesetz zeigt, „woher und wohin“ sich etwas entwickelt. Alle drei dialektischen Bewegungsgesetze bedingen einander und gehen logisch auseinander hervor.

{Die drei Gesetze werden manchmal fälschlicherweise als sogenannte Grundgesetze bezeichnet, um ihre Wichtigkeit zu betonen. Wenn es aber Grundgesetze gibt, müßte es auch unterordnende Gesetze oder Nebengesetze geben, was jedoch auf dieser absoluten Abstraktionsebene nicht der Fall ist. Es bleibt dabei: Die drei dialektischen Bewegungsgesetze spiegeln die Bewegungen des sich Bewegenden wider – nichts mehr und nichts weniger, während die später zu behandelnden Denkbegriffe und Denkkategorien das abstrakte Substrat bilden, das sich entsprechend dieser Gesetze bewegt. }

9.1.1. Das Gesetz vom dialektischen Widerspruch

Wer den dialektischen Widerspruch allseitig verstanden hat, der hat bereits die Hälfte des Weges zum Gesamtverständnis der dialektischen Logik zurückgelegt. Denn alles Folgende ist nur die Folge aus der Selbstentfaltung des hier abstrakt gefaßten Widerspruchs.

Jeder dialektische Widerspruch hat in sich zwei Gegenpole, die sich bedingen und zugleich ausschließen, die also ohne einander nicht auskommen können und sich trotzdem laufend bekämpfen. Der Kampf der beiden Seiten ist absolut, ihre Einheit ist relativ. So ist z.B. der Kampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat „ewig“, d.h. so lange diese beiden Klassen existieren, kämpfen sie gegeneinander. Siegt die Bourgeoisie, ist nicht nur der Widerspruch am Ende, sondern mit ihm auch die gesamte Menschheit. Siegt das Proletariat, ist auch hier der Widerspruch am Ende, denn dann gibt es keine Bourgeoisie und kein Proletariat mehr, dann gibt

es nur noch selbstbestimmt arbeitende Menschen. Die Einheit von Bourgeoisie und Proletariat hat an diesem Punkt aufgehört zu existieren. Die Einheit ist aber auf höherer Ebene aufgehoben, nämlich im nun im Gesamtinteresse produzierenden Menschen (Negation der alten Qualität und Herstellung einer neuen, höheren Qualität).

Dialektische Widersprüche bilden immer ein Dreigestirn: ein Oberbegriff hält zwei sich streitende Gegensätze auf Abstand. So faßt der Oberbegriff „Mensch“ (biologisch betrachtet) die beiden Gegensätze Mann und Frau organisch zusammen. Oder die Polarität teilt sich in Nord- und Südpol. Das Dreigestirn Einzelnes – Besonderes – Allgemeines ist ein so allgemeiner dialektischer Widerspruch, daß seine Positionen beliebig vertauschbar sind und dennoch immer einen Sinn ergeben: Das Einzelne existiert im Besonderen wie auch im Allgemeinen, das Allgemeine wiederum versteckt sich im Einzelnen wie im Besonderen, und das Besondere zeigt sich sowohl in einer einzelnen Erscheinung als auch im allgemeinen Wesen.

Es gibt nun in der Wirklichkeit zwei Arten von dialektischen Widersprüchen: die eingefalteten Widersprüche und die sich entfaltenden Widersprüche. Eingefaltete Widersprüche sind solche wie Nordpol und Südpol oder Mann und Frau. Das Besondere an ihnen ist, daß sie ihre Lösung in sich selbst tragen. Wenn sich Mann und Frau vereinigen, zeugen sie eine neue Generation Mensch. Der Widerspruch zwischen Mann und Frau muß sich also tagtäglich aufs neue setzen und lösen. Dieser Widerspruch ist in seiner Eigenbewegung also ewig. Er verschwindet erst, wenn der Mensch ausgestorben sein wird. Ähnlich verhält es sich mit dem Gegensatz von Nordpol und Südpol. Da es sich hier aber um keinen biologischen sondern einen niedriger entwickelten physikalischen Widerspruch handelt, erscheint der Gegensatz hier vereinfacht. Nord- und Südpol existieren nur, weil sie hin und wieder die Seiten tauschen. Der Nordpol wird zum Südpol und umgekehrt. Würde das nicht geschehen, bräuchte man die beiden Pole nicht zu unterscheiden, denn die Polarität ist sich selbst gegenüber gleichgültig entgegengesetzt. Diese Art von Widersprüchen tragen also ihre Bewegungen in sich und erscheinen nach außen hin als stabil.³⁰

³⁰ Ein eingefalteter Widerspruch ist z.B. in der Physik das Elementarteilchen. Die ewige Bewegung der Materie ist im Elementarteilchen eingefangen in einer Endlosschleife. Die Endlosschleife ist wahrscheinlich ein eingefaltetes Möbiusband, auf dem die Energie mit Lichtgeschwindigkeit auf der Fläche des Bandes hin- und herrast, nicht vom Fleck kommend und so Masse bildend, also flächenhaft eingefaltete zeitlose Raumenergie.

Anders sieht es bei den entfalteten Widersprüchen aus. Bei ihnen liegt ihre Lösung außerhalb des eigenen Widerspruchs. Deshalb müssen sie sich entwickeln, also entfalten. Die Entwicklung eines solchen dialektischen Widerspruchs erfolgt über den Kampf der inneren Gegensätze, wobei die beiden Gegensätze sich gegensätzlich entwickeln. Wird der eine Gegensatz stärker, muß der andere schwächer werden. Die Entwicklung eines Gegensatzpaares erfolgt über ihre anfängliche Identität zu ihrer Verschiedenheit, von ihrer Verschiedenheit zu ihrer Entgegensetzung, von ihrer Entgegensetzung zu ihrem Widerspruch, ihrem absoluten Kampf. Dabei ist allerdings zu beachten, daß die Entgegensetzung auf verschiedenen Ebenen ablaufen kann, so daß das Wachstum auf der einen Betrachtungsebene zwar zu einer Schwächung seines Gegenteils führt, daß diese Schwächung aber zugleich eine Stärkung dieses Gegensatzes auf einer anderen Betrachtungsebene bedeuten kann. Je mehr Ebenen es gibt, desto verschlungener kann der Kampf sich gestalten, und desto schwieriger wird seine richtige Widerspiegelung im menschlichen Bewußtsein, desto mehr Denkarbeit muß geleistet werden.

Ein Widerspruch entfaltet sich praktisch wie folgt: Ein neuer Widerspruch tritt in die Welt, z.B. das Automobil. Das Automobil konnte nur deshalb in die Welt treten, weil auf der einen Seite der Verbrennungsmotor erfunden war, auf der anderen Seite aber schon längst die Pferdekutsche existierte. Die Verbindung von existierender Pferdekutsche mit dem neuartigen Verbrennungsmotor schuf das Automobil. Als das Flugzeug erfunden wurde, existierte der Verbrennungsmotor schon viele Jahre. Als neue Erfindung kam nun die Tragfläche hinzu. In Verbindung mit dem nunmehr alten Verbrennungsmotor und der neuen Tragfläche war das Flugzeug geboren.

Wie zu sehen, entwickelt sich ein dialektischer Widerspruch zunächst aus seiner inneren Gegensetzung heraus, er entfaltet sich nach außen, kommt in Berührung mit anderen Gegensätzen, woraus sich wieder neue Widersprüche entwickeln können. Die verwickelten Zusammenhänge zwischen ihnen herauszufinden, ist die Aufgabe des dialektischen Denkens. Dieses Denken zergliedert sich in den analytischen Prozeß, in dem die einzelnen Bestandteile in ihrer Funktion untersucht werden, und in einen synthetischen Prozeß, wo die einzelnen Bestandteile logisch wieder so zusammengesetzt werden, wie sie in der Wirklichkeit tatsächlich miteinander funktionieren. Dieser doppelte Prozeß wird während der Analyse wie der Synthese mehrfach vollzogen, bis alles so zueinander paßt, daß sich die Bestandteile gegenseitig stützen. Wenn das gelingt, ist der

theoretische Beweis erbracht, daß dialektisch richtig gedacht worden ist. Den letzten Beweis liefert dann die Praxis, wo die Ergebnisse der Theorie sich in den tatsächlichen Prozessen wiederentdecken lassen müssen.

Mathematisch kann man sich einen dialektischen Widerspruch wie ein Dreieck vorstellen. An der oberen Spitze steht der Begriff des Widerspruchs. Dieser Oberbegriff wird mit der Zahl Eins dargestellt. Der Oberbegriff hält zwei darunter stehende Gegensätze fest als ein Verhältnis von zwei Zahlen, die zusammen Eins – also wieder den Oberbegriff – ergeben. Tritt ein neuer Widerspruch in die Welt, entsteht die neue Oberzahl Eins, denn es handelt sich um einen einzigen neuen Widerspruch. In dieser noch unentwickelten Form ergibt sich die obere Eins aus der Eins der Wesensseite und der Null der Erscheinungsseite, da die Erscheinungen noch vollkommen mit dem Wesen zusammenfallen. Das Verhältnis der beiden Gegensätze kann man hier noch als Addition begreifen. Eins plus Null ergibt Eins.

Ganz anders sieht es aus, wenn sich der Widerspruch zu entwickeln beginnt. Jetzt werden seine beiden Gegensätze lebendig. Beide entwickeln sich. Aus der anfänglichen Addition der beiden Seiten wird eine Multiplikation, ein gegensätzliches Verhältnis, dessen gemeinsames Produkt dennoch nur die Zahl Eins, also dessen Oberbegriff, ergibt. Dadurch wird der Widerspruch zwar größer, reicher und vielfältiger, aber er bleibt immer noch ein einzelner Widerspruch. Das Eine bleibt das Eine, auch wenn es sich noch so sehr entwickelt hat. Wenn demnach der eine Gegensatz des Widerspruchs auf die Zahl 2 anwächst, muß seine Gegenseite auf die Zahl 1/2 schrumpfen. Wächst die eine Seite auf die Zahl 100, muß die andere auf 1/100 sinken, damit die Oberzahl Eins erhalten bleibt. Aus diesem Wechselverhältnis heraus wird schlagartig klar, daß sich daraus das Unendliche wie von selbst ergibt – das unendlich Kleine wie das unendlich Große. Die Materie muß also unendlich teilbar sein, nur so kann sie das unendlich große Universum hervorbringen.

Wie kann man sich nun einen dialektischen Widerspruch bildlich vorstellen? Rein bildlich funktioniert ein dialektischer Widerspruch wie ein Scherenschnitt. Man schneidet in ein Blatt Papier eine Figur hinein. In dem Blatt existiert dann die Figur doppelt: einmal als papiernes Negativ und einmal als positives Loch im Papier. Beide Bilder zusammen ergeben den Oberbegriff des Widerspruchs, jede der beiden Figuren den direkten Gegensatz ihrer selbst. Schneide ich jetzt weiter an dieser Figur herum, ändere ich immer beide Seiten des Gegensatzes zugleich, was von großer Bedeutung für die Handhabung von wirklichen Widersprüchen ist.

Ein historisches Beispiel hierfür ist die Entwicklung des industriellen Kapitalisten aus dem zünftigen Meister. Ein Zunftmeister war Meister seines Faches und durfte deshalb Lehrlinge ausbilden. Die Lehrlinge mußten Lehrgeld zahlen. Je mehr Lehrlinge ein Meister in seiner Werkstatt ausbilden konnte, desto mehr Geld verdiente er also zusätzlich zu seinem Verdienst aus dem Verkauf seiner Handwerksleistungen, desto mehr Gesellen konnte er einstellen. Einige der Lehrlinge wurden nach Beendigung der Lehre zusätzlich Gesellen, weil sie nicht das Geld zu einer eigenen Werkstatt hatten. Gesellen und Lehrlinge bildeten in der Werkstatt des Meisters potentielle Lohnarbeiter, obwohl sie es in Fakt nicht waren, denn sie brachten ihre eigenen Werkzeuge mit. Der Sprung vom Handwerksmeister zum industriellen Kapitalisten war nun nur noch ein ganz kleiner: Ein oder zwei Gesellen mehr zu dem üblichen einen Gesellen und den üblichen zwei Lehrlingen, und der Meister konnte selbst aufhören zu arbeiten. Aus dem Meister wurde ein Dirigent über fremde Arbeit. Er brachte den Lehrlingen und Gesellen nicht mehr sein eigenes Können bei, sondern stellte nach Talent und Können der Gesellen und Lehrlinge ein. Die Lohnarbeit wurde so zur Basis der sozialen Existenz des Meisters. Der Meister verwandelte sich in einen Kapitalisten. An diesem Punkt ist der neu in die Welt getretene Widerspruch noch vollkommen unentwickelt. Der Zunftmeister wird noch als Zunftmeister angesehen, allerdings als einer der reichsten, er untersteht noch der Zunftordnung, doch der Anfang zur Reichtumsproduktion ist gemacht. Je mehr er Gesellen einstellt, desto mehr kann er seine Produktion ausdehnen, desto mehr Geld bleibt übrig, um weitere Arbeitskräfte anzukaufen und um die Gesamtarbeit weiter in Teilprozesse zergliedern zu können. Die Werkstatt verwandelt sich in eine Manufaktur, die Gesellen in Lohnarbeiter. Sobald ein Meister mehr als einen Gesellen beschäftigt, entsteht die Möglichkeit, die Abfolge der nacheinander auszuführenden Arbeiten in ein Nebeneinander der Arbeiten aufzugliedern, also den Arbeitsprozeß zu industrialisieren. Das überschüssige Geld des Meisters verwandelt sich in Kapital, in die Macht, fremde Arbeit in großen Mengen anzukaufen und zusätzliches Geld für Maschinen und Rohstoffe über einen längeren Zeitraum vorzuschießen. Der einfache Widerspruch, Kapitalist und Lohnarbeiter, entfaltet mit jeder neu eingestellten Arbeitskraft eine Potenz, die keine einfache Summe der Arbeitskräfte mehr darstellt, sondern ein mehrfaches Produkt – je größer ihre Anzahl wird, je weiter sich die Maschinerie technisch entfaltet.

Ein voll entwickelter dialektischer Widerspruch ist vorstellbar als ein großer schöner Baum: Auf der einen Seite haben wir das Blätterwerk, auf

der anderen Seite das Wurzelwerk, beide verbunden durch den Stamm. Wurzelwerk, Blätterwerk und Stamm können nur gemeinsam wachsen, gedeihen und wieder vergehen. Das Wurzelwerk kann niemals größer werden, als die Energiegewinnung durch das Blätterwerk erlaubt. Das Blätterwerk wiederum kann niemals größer werden, als die Nährstoffe des Bodens es zulassen, die ja durch das Wurzelwerk aufgenommen werden müssen. Der verbindende Stamm seinerseits muß stark genug sein, um die beiden Gegensätze halten zu können. Nun steht der Baum aber nicht steril in der Natur herum. Mit seinen Blättern atmet er die Umgebungsluft ein und schafft so Verbindung zu seiner Umgebung. Die Blätter erzeugen sogar einen Zusammenhang zum Weltall. Denn von dorthier kommt die Sonnenenergie, jene Energie, die alles Leben auf dieser Erde erst hervorbringt. Das Chlorophyll in den Blättern verwandelt den Kohlenstoff der Luft mit Hilfe der Sonnenenergie in Zucker. Mit der Zuckerenergie können die Wurzeln immer weiter in den Boden wachsen, immer entferntere Nährstoffquellen erschließen. Die Wurzeln selbst gehen dabei Symbiosen mit Pilzen und Kleinstlebewesen in der Erde ein, versorgen diese mit der Zuckerlösung, ihren eigenen Kohlenhydraten und Eiweißen. Kurz, ein Baum ist ein voll entfalteter innerer Widerspruch, der seinerseits in der Lage ist, andere äußere Widersprüche an sich zu binden, Zusammenhänge und gegenseitige Abhängigkeiten zu schaffen, die erst das komplexe Leben auf unserer Erde ermöglichen.

Für ein Denken in dialektischen Widersprüchen reicht aber diese Betrachtung noch nicht aus. Wenn man wissen will, warum sich etwas entwickelt, dann muß ein solcher Widerspruch nicht nur anschaulich, sondern zuerst abstrakt gefaßt werden. Man muß die beiden Gegensätze im Geiste derart auf die Spitze treiben, daß man den Widerspruch in seinem Grund und in seiner Entwicklung begreifen kann. Ein dialektischer Widerspruch besteht ja abstrakt betrachtet aus seinen einfachen Gegensätzen: Eins und Null, Positiv und Negativ, Schwarz und Weiß. Zwischen Schwarz und Weiß zeigt aber ein entwickelter Gegensatz massenhafte Graustufen. Diese Grautöne sind es dann aber, die den eigentlich offensichtlichen Gegensatz Schwarz – Weiß wieder verwischen. Wer alle Details (Grautöne) sucht und finden will, der sucht in einem entwickelten Widerspruch ewig. Immer wieder wird er etwas Einzelnes oder etwas Besonderes finden. Irgendwann sieht er dann den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Der allgemeine Zusammenhang verschwindet aus dem Blick, die vielen Besonderheiten verwirren die Sinne und den Verstand. Die sogenannte „Differenzierung“, die die besonders Klugen stets einfordern,

wenn es theoretisch oder praktisch kompliziert wird, ist nichts anderes, als die Kapitulation vor den Widersprüchen in der Welt, ist die Bankrotterklärung des toten statischen Denkens über die Dynamik des lebendig Widersprüchlichen.

Wenn man also wissen will, warum sich etwas entwickelt, muß man das Gegensätzliche und gegenseitig Ausschließende eines Widerspruchs theoretisch herausarbeiten und nicht durch die dazwischenliegenden Grautöne „vermitteln“ wollen. Der Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital wird nicht dadurch aus der Welt geschafft, indem das Volk die Milliardäre zur Kasse bittet, damit diese sich am „Gemeinwohl“ beteiligen. Denn der Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital hat seinen Grund ja nicht darin, daß die einen reich und die anderen arm sind, das ist nur die notwendige Folge des Grundes. Der Grund liegt darin, daß die Arbeitskraft des Volkes im Kapitalismus zur Ware geworden ist, und die Ware Arbeitskraft wie jede andere Ware auch zwei Seiten besitzt – einen Gebrauchswert und einen Tauschwert. Das Besondere der Ware Arbeitskraft besteht aber gerade darin, daß ihr Gebrauchswert um ein Vielfaches höher liegen kann als ihr Tauschwert. Denn die Ware Arbeitskraft schafft nicht nur beständig einen Gegenwert für ihre Unterhaltungskosten, sondern darüber hinaus einen Mehrwert, der den Kapitalisten nichts kostet, den er sich also beständig unter den Nagel reißen kann, ohne den vertraglich vereinbarten Tauschwert, also die Lohnhöhe, zu verletzen. Auf dieser juristisch wie gesetzlich fixierten gesellschaftlichen Grundlage muß es schließlich zwangsläufig dazu kommen, daß sich die Kapitalisten immer größere Teile des gesellschaftlichen Reichtums privat aneignen können, besonders wenn die gesellschaftliche Arbeit auf immer größerer technischen Stufenleiter verrichtet wird. Außerdem erzeugt das Kapitalverhältnis beständig den demokratischen Mißstand neu, daß diejenigen, die den Reichtum der Gesellschaft produzieren von den Entscheidungen über die Produktion und die Zielrichtung der Produktion ausgeschlossen sind.

Dialektisches Denken ist wie gezeigt Denken in Begriffspaaren: Materie und Bewußtsein, Notwendigkeit und Zufall, Ursache und Wirkung, Dasein und Bewußtsein, Wesen und Erscheinung, Grund und Folge, Liebe und Haß, vorsorglich und nachsorglich, Mensch und Maschine, Energie und das Nichts. Die Begriffspaare wiederum ergeben den eigentlichen Widerspruch, der selbst einen Begriff haben sollte. Das theoretisch Schwierige besteht nun darin, aus einem einzelnen Begriff die dazugehörigen Gegensätze zu finden. Umgedreht ist es einfacher. Wenn man z.B. einen Gegensatz wie Liebe und Haß hat, dann kann man durch An-sich-

Betrachten der jeweiligen Seiten den dazugehörigen Oberbegriff finden: Die Liebe ist an sich betrachtet eine Leidenschaft (meist positiv gesetzt). Der Haß ist ebenfalls eine Leidenschaft (demzufolge negativ gesetzt). Also beides sind echte Leidenschaften. Damit ergeben Liebe und Haß den Oberbegriff „Leidenschaft“. Die Leidenschaft schafft Leiden, auf beiden Seiten. Sie schafft genauso gut auch Freuden, wieder auf beiden Seiten. Gestillter Haß kann mitunter genauso große Freude bereiten wie gestillte Liebe. Ist aber beides gestillt, ist beides auch an seinem Ende. Die Liebe ist also vergänglich wie der Haß. Sollen Liebe und Haß weiter leidenschaftlich lodern, müssen beide stets neu erweckt werden. Aber das sind dann eine neue Liebe und ein neuer Haß, die zwar die Leidenschaft der alten Liebe und des alten Hasses haben können, aber nun einem anderen Objekt bzw. einer neuen Seite des alten Objektes gelten.

Wenn wir z.B. das Gegenteil von Brutalität suchen, finden wir es im Begriff der Empathie, der Empfindsamkeit für andere. Beide Begriffe sind die zwei Seiten der Sentimentalität, dem Gefühlsüberschwang an sich. Für sich wird der Gefühlsüberschwang zum Selbstmitleid. Für andere kann das Selbstmitleid wiederum zur Brutalität werden. Brutalität kann sogar ab einem bestimmten Moment in Bestialität umschlagen. All dies sind Begriffe, die sich zwangsläufig aus dem Oberbegriff Sentimentalität, also Gefühlsüberschwang, ableiten lassen. Die in sich gekehrte Sentimentalität heißt Selbstmitleid, die außer sich gewendete heißt Brutalität/Bestialität. Bestialische Menschen bemitleiden sich im Grunde selbst, sie fühlen sich durch andere zurückgesetzt, haben aber nicht die Kraft, sich gegen die Stärkeren zur Wehr zu setzen. Deshalb vergehen sie sich an schwächeren anderen, weil sie im Selbstmitleid ersaufen und obendrein noch zu feige sind, sich gegen ihre wirklichen Unterdrücker zur Wehr zu setzen. Wenn man das weiß, kann man gezielt gegen den Grund des Selbstmitleides vorgehen und so sein Umschlagen in die Bestialität verhindern.

Was lebendige Dialektik vermag, zeigt die Erklärung des Begriffs Pornographie. Im bürgerlichen Sinne werden unter Pornographie sexuelle Dinge verstanden, die irgendwie schmutzig sind. Das „Schmutzige“ selbst jedoch ist in Wandlung begriffen. War vor hundert Jahren der öffentliche Anblick einer entblößten Wade schon Pornographie, mußte vor 70 schon das ganze Bein gezeigt werden, um als Pornographie zu gelten. Heute gibt es keinen Körperteil mehr, der nicht zur Schau gestellt werden darf. Hat sich damit die Pornographie in Luft aufgelöst? Mitnichten. Die Prüderie feiert in der modernen bürgerlichen Gesellschaft fröhliche Urständ. Auf

der einen Seite erleben wir, wie die abwegigsten sexuellen Wünsche über das Internet oder sonstwie problemlos erfüllt werden können. Auf der anderen Seite erleben wir, wie die „Reinheit“ vor der Ehe zum höchstes Gut erklärt wird und für Kinder und Jugendliche immer mehr staatliche Verbote ausgesprochen werden, um sie vor der Pornographie zu schützen (in gut gemeinter Absicht natürlich). Was dabei allerdings herauskommt, ist zweierlei Maß, das Kinder zu Menschen zweiter Klasse stempelt. Während Erwachsenen sexuell alles erlaubt wird, werden Kinder und Jugendliche zu nichtsexuellen Wesen erklärt, die weder wissen dürfen, was Sex ist, noch sich dafür überhaupt zu interessieren haben. (Hier ist sie wieder – die bürgerliche Doppelmoral). Sexualität gehört zum Leben eines jeden Menschen wie das tägliche Essen. Es ist die Aufgabe der Erwachsenen, den Kindern rechtzeitig alles zu erklären, was sie über Sexualität wissen wollen. Dazu aber muß man alle Prüderie abstreifen und die Kinder auch alles selbst ausprobieren lassen, was sie ausprobieren wollen. Das Matriarchat hat all diese Probleme konfliktfrei gelöst, indem es Kinderhäuser gebaut hat in einer Gemeinschaft, wo jeder Erwachsene sich für alle Kinder verantwortlich gefühlt hat, und wo Kinder in alle Zimmer durften, um den Erwachsenen bei all ihren Tätigkeiten zuzuschauen.

Im dialektischen Sinne muß die Pornographie demnach als innerer Gegensatz und zugleich als äußerer Gegensatz aufgefaßt werden. Vom inneren Gegensatz her betrachtet, bedeutet Pornographie nichts anderes, als daß die menschliche Sexualität nicht einfach als Bestandteil des Menschseins aufgefaßt wird, sondern als das absolute Gravitationszentrum des Menschseins, als der Ausgangs- und Endpunkt aller menschlichen Aktivitäten, das heißt, als eine absolute Verzerrung der Prioritäten im menschlichen Leben. Der „pornographische Mensch“ macht also all seine Entscheidungen von der Befriedigung seiner sexuellen Wünsche abhängig. Daß dies im normalen Alltagsleben nicht funktioniert, ist ganz offensichtlich. Denn der Mensch muß außerdem noch essen, arbeiten, schlafen und auch anderen Verpflichtungen nachkommen. In den wenigen Momenten der sexuellen Lust jedoch, ist jeder Mensch pornographischer Mensch, soll heißen, sexuell fixiert, allerdings in all jenen Schattierungen und Abstufungen, die Erziehung, Charakter, Vorlieben und Abneigungen bei jedem Einzelnen hervorgebracht haben. Der äußere Gegensatz des Begriffs Pornographie dagegen liegt allein im Auge des Betrachters. Denn es ist nicht derjenige Mensch „pornographisch“, der zeigt, was er hat, sondern derjenige Mensch, der das Gezeigte in seinem Kopf je nach Erziehung, Charakter, Vorlieben und Abneigungen als etwas widerspiegelt, das zwar

nicht seinem Kopf entsprungen ist, aber allein durch seinen Kopf ein Bild erhalten hat, das nicht der Wirklichkeit, sondern seinen Wünschen entspricht. Wie stark ein Wunsch Vater des Gedankens oder des eingebil-detten Abbildes sein kann, bemerkt jeder selbst, wenn ein Abbild nur so kurz gezeigt wird, daß der Betrachter nicht sofort erkennen kann, um was es sich da handelt. Die Phantasie ersetzt dabei das wirkliche Abbild, und oft wird das Abbild so zu einer erotischen Vorstellung. Eben weil Sexualität im Leben jedes Menschen eine große Rolle spielt, liegt die Phantasie immer auf dem Sprung, ins Sexuelle abzugleiten. Der Begriff Pornographie ist demnach selbst abartig, das heißt anachronistisch im proletarischen Sinne, obwohl er selbst nichts Abartiges ausdrückt, denn alles ist menschlich.

Um einen dialektischen Widerspruch in all seiner Farbigkeit begreifen zu können, muß man ihn von verschiedenen Seiten und auf verschiedenen Ebenen betrachten. Denn ein voll entfalteter Widerspruch hat zig Erscheinungsformen, die selbst wieder in einem ursächlichen Zusammenhang stehen und die ihrerseits mit anderen Widersprüchen verbunden sind. Nehmen wir als verständlichstes Beispiel wieder den Menschen. Man kann den Widerspruch Mensch aus verschiedenen Richtungen betrachten. Biologisch betrachtet teilt sich der Mensch in Mann und Frau, in alt und jung, in robust oder zerbrechlich usw. Sozial betrachtet teilt sich der Mensch in arm und reich oder in bevorteilt und benachteiligt. Ökonomisch betrachtet teilt sich der Mensch im Kapitalismus in Lohnarbeiter und Kapitalist, in der Sklaverei in Sklavenhalter und Sklave, vom Klassenstandpunkt aus betrachtet, in Ausbeuter und Ausgebeutete. Chemisch betrachtet, teilt sich der Mensch meinetwegen in guten Futterverwerter und schlechten Futterverwerter, physikalisch betrachtet ist der Mensch überhaupt nicht zu verstehen, es sei denn, man bezeichnet ihn als eine Ansammlung von Molekülketten. Desweiteren läßt sich der Mensch von verschiedenen Ebenen aus betrachten, die wiederum eine unterschiedliche Entwicklungshöhe des Widerspruchs ausdrücken. Ich kann den Menschen z.B. an sich betrachten, ich kann ihn für sich betrachten und für andere. Beim Ansichbetrachten bilde ich mir ein erstes Urteil aus seinen Äußerlichkeiten. Wenn ich den Menschen dagegen für sich betrachte, muß ich in sein Inneres blicken, also sein Wesen untersuchen und aufdecken. Betrachte ich ihn anschließend in seinem Agieren mit der Umwelt, muß ich seine erscheinenden Handlungen mit seinem Wesen in Einklang bringen, das heißt, seine Wirklichkeit so darstellen, wie er wirklich ist. Kurz und gut, die Standortbestimmung des Betrachters ist die erste Voraussetzung, um

überhaupt irgend etwas in seinen wahren Zusammenhängen erkennen zu können. Wer das versäumt, irrt in seinen Urteilen herum, ihm fehlt jede Hierarchie, um das eine aus dem anderen ableiten zu können, also um die in allem steckende Entwicklung zu erkennen.

Der innere Gegensatz des dialektischen Widerspruchs ist kein Sowohl-als-auch!³¹ Man wird nicht zum Dialektiker, wenn man auf der einen Seite anerkennt, daß die Arbeiterklasse um höhere Löhne kämpfen muß, auf der anderen Seite aber zugibt, daß die Kapitalisten die Löhne niedrig halten müssen, um investieren zu können. Dialektisch betrachten heißt, den Gegensatz in seiner Wechselwirkung und seiner Entwicklung zu sehen, um aus dieser Wechselwirkung das Bleibende und das Vergängliche herauszufinden, um seinen Standpunkt und sein Wirken bestimmen zu können. In diesem Falle bedeutet das, sich für den Kampf der Lohnarbeiter um höhere Löhne einzusetzen. Denn vermehrte kapitalistische Investitionen bedeuten ja erstens die Festschreibung der herrschenden Verhältnisse, zweitens ein Leben der Lohnarbeiter am Existenzminimum, drittens das Verhindern von Kampferfahrung und die Bildung eines Klassenstandpunktes der Lohnarbeiter und viertens und letztens die gesteigerte Vernutzung von Natur, Bodenschätzen und nicht zuletzt der Lebenszeit der Arbeiter.

Der sich ausschließende und sich gleichzeitig bedingende Gegensatz ist also das Kennzeichen des dialektischen Widerspruchs. Das Gegensatzpaar ist der Dreh- und Angelpunkt des dialektischen Denkens. Der dialektische Widerspruch steht deswegen im direkten Gegensatz zum Begriff Widersinn.³² Zum Widersinn wird ein Widerspruch nämlich dann, wenn irgendein Dummkopf oder dialektischer Ignorant einen Gegensatz z.B. zwischen einem Mann und einem Esel konstruiert. Was ist hier der Oberbegriff? Der männliche Esel oder der eselnde Mann? Solche offensichtlichen Eseleien gehören nicht zur Kategorie des dialektischen Widerspruchs, sicher jedoch zur Kategorie der menschlichen Dummheit.

31 Friedrich Engels: „Die Wechselwirkung schließt jedes absolut Primäre und absolut Sekundäre aus; aber ebensowohl ist sie ein doppelter Prozeß, der seiner Natur nach von zwei verschiedenen Standpunkten betrachtet werden kann; um als Gesamtheit verstanden zu werden, muß er sogar nacheinander von beiden Standpunkten aus untersucht werden, ehe das Gesamtergebnis zusammengefaßt werden kann. Halten wir dagegen den einen Standpunkt einseitig als den absoluten fest gegenüber dem andern, oder springen wir willkürlich, je nach momentanen Bedürfnis, über von einem auf den andern, so bleiben wir befangen in der Einseitigkeit des metaphysischen Denkens; der Zusammenhang entgeht uns, und wir verwickeln uns in einen Widerspruch über den andern.“ M/E Bd. 20, S. 441

32 Bei so manchem Mathematiker ist das Denken streng verboten. Es darf nur gerechnet werden. F. Engels: Ebenda

9.1.2. Das Gesetz vom Umschlagen der Quantität in Qualität und umgekehrt

Ausnahmslos alles, was existiert, existiert als dialektischer Widerspruch. Alle diese Widersprüche wiederum unterscheiden sich dadurch, daß sie von einer bestimmten Qualität, also einer bestimmten Beschaffenheit, und von einer bestimmten Quantität, also Größe oder Menge, sind. Qualität und Quantität sind somit die ersten Bestimmungen von Dingen und Prozessen.

Welche Beschaffenheit (Qualität) ein Ding hat, ist entweder von Natur aus gegeben oder aber vom Menschen gemacht. In beiden Fällen bestimmt die Qualität zugleich die Quantität. Denn Qualität und Quantität stehen immer in einem Verhältnis zueinander. Dieses Verhältnis ist wechselseitig. Denn eine bestimmte Quantität erzeugt ihrerseits eine bestimmte Qualität. Beider Verhältnis zueinander drückt sich im Maß aus.

Bestimmen heißt Unterscheiden in Bezug auf die Qualität und in Bezug auf die Quantität. Aus beiden Bestimmungen geht der Maßstab hervor. Ein neuer Maßstab erzeugt eine neue Qualität, eine neue Qualität einen neuen quantitativen Maßstab.

Das Besondere des Gesetzes vom Umschlagen von Qualität in Quantität und umgekehrt besteht im Gegensatz zur formalen Logik darin, daß es bei diesem Umschlagen zu einem Entwicklungssprung kommt, der „plötzlich“ – wie aus dem Nichts – etwas hervorbringt, was zuvor mit den Mitteln der formalen Logik nicht erkennbar war und deshalb als „Überraschung“ erscheint, für den Dialektiker dagegen eine vorher erkennbare Notwendigkeit war.

Da Gesetze in ihrer Formulierung immer sehr abstrakt sind, in ihrer Wirkungsweise dagegen stets konkret, sollen einige Beispiele das Verständnis für dieses zweite Bewegungsgesetz der Dialektik vertiefen.

Wenn dem Sauerstoffmolekül O_2 ein weiteres Sauerstoffatom hinzugefügt wird, ändern sich schlagartig seine Eigenschaften. Das nunmehr entstandene Ozon O_3 bekommt plötzlich einen stechenden Geruch, es verfärbt sich blau und wird sehr reaktionsfreudig.

Kühlt Wasser bis auf Null Grad Celsius ab, bilden sich an den kältesten Stellen sofort Eiskristalle. Von denen ausgehend wachsen blitzartig kristallene Fächerlinien, die anschließend in großen Stücken die gesamte Wasserfläche zum Gefrieren bringen. Flüssiges Wasser erstarrt, ohne zuvor zähflüssiger zu werden, zu festem Eis. Umgedreht verwandelt sich flüssiges Wasser in Wasserdampf, sobald es anfängt zu kochen. Diese

sprunghafte Veränderung seines Aggregatzustandes steht mit der Allmählichkeit seiner Temperaturänderung im Widerspruch, nämlich in einem dialektischen Widerspruch.

Die quantitative Zunahme oder Abnahme der Wassertemperatur führt an bestimmten Stellen zu einem qualitativen Sprung ihrer Entwicklung. Die Stelle, an der der Sprung erfolgt, ist das die Qualität bestimmende Maß. Dieses Maß hängt von der kleinsten Struktureinheit einer gegebenen Sache ab, also ob es sich um ein Atom, ein Molekül, ein Ion, ein Blatt, einen Grashalm usw. handelt, und es hängt zugleich von der gegebenen Qualität der Sache oder des Prozesses ab, also ob es sich um Wasser oder um Quecksilber, um eine Linde oder eine Tanne, um eine Schnecke oder eine Giraffe handelt.

Angenommen, ein Wasserfaß läuft tropfenweise voll. Das Faßvolumen stellt das Maß dar, wieviel Wasser das Faß aufnehmen kann. Wenn es randvoll ist, reicht ein einzelner Tropfen aus, um es zum Überlaufen zu bringen. Die Statik des Wassers springt in den dynamischen Zustand um. Der einzelne Tropfen setzt ein Überfließen in Gang, bei dem nicht nur der einzelne Tropfen wegfließt, der zuviel war, sondern ein ganzer Schwapp. Das liegt an der Kohäsion des Wassers. Das tröpfchenweise Zugeben von Wasser bewirkt also kein tröpfchenweises Überlaufen. Denn dem steht die innere Qualität des Wassers entgegen.

Verbleiben wir noch kurz beim schlagartigen Verändern des Aggregatzustandes. Wenn flüssiges Wasser bei 100 Grad Celsius unter Normaldruck in den gasförmigen Zustand übergeht, ergibt sich in diesem neuen qualitativen Zustand selbstverständlich auch ein neues Maß für den Wechsel in den vierten Aggregatzustand, den Zustand des Plasmas. Jetzt sind es nicht mehr 100 Grad Temperaturzuwachs, sondern mehrere tausend Grad, bis der Wasserdampf sich in Plasma verwandelt, also in frei bewegliche Atomkerne und Elektronen. Die wechselseitige Bestimmung von Qualität und Quantität mit dem sie verbindenden Maß wird in diesem vierfachen Prozeß von fest über flüssig und gasförmig zum Plasma augenscheinlich.

In der belebten Natur kann das Umschlagen von Qualität in Quantität und umgekehrt genauso beobachtet werden. Ein kleines Wolfsrudel kann und muß ganz andere Jagdtaktiken anwenden als ein großes Wolfsrudel, wenn es überleben will. Zwei Wölfe können nur kleine Beute schlagen, zwei Dutzend Wölfe machen selbst vor Bisons nicht halt. Kleine Beute ist meist auch schneller unterwegs. Zwei Wölfe können sie nicht einkreisen. Sie müssen also viel stärker aufs Überraschungsmoment setzen. Große

Wolfsrudel dagegen nähern sich ihrer Beute ganz unverfroren. Sie wollen sie erschrecken, in Panik versetzen, um dadurch das schwächste Tier erkennen zu können und es anschließend bis zur Erschöpfung zu hetzen.

Mit dem Gesetz vom Umschlagen von Qualität in Quantität und umgekehrt können wir das Wie einer Entwicklung erkennen. Dazu muß man allerdings von der höchsten Abstraktionsstufe des allgemein formulierten Gesetzes zu den tatsächlichen inneren und äußeren Bewegungen der dialektischen Widersprüche hinabsteigen, also erstens konkrete Widersprüche erkennen und benennen, indem man den inneren Gegensatz herausarbeitet, z.B. Nordpol – Südpol; und anschließend Qualität und Quantität des Gegensatzpaares bestimmt, um zweitens das Maßverhältnis zwischen beiden zu finden. Beim Nordpol – Südpol-Gegensatz ist das qualitativ Bestimmende das elektromagnetische Feld, das sich um die Pole bildet und unsere Erde vor den kosmischen Strahlen schützt. Die Stärke dieses Feldes ist die quantitative Bestimmung. Das veränderliche Maßverhältnis zwischen Feld und Feldstärke zeigt die Bewegung an, die der Widerspruch vollführt, indem sich das Magnetfeld der Erde in großen Zeiträumen regelrecht umpolt.

Ein komplexeres Beispiel mit inneren und äußeren Bewegungen ist die Zusammensetzung von militärischen Einheiten. Quantitativ teilt sich eine Armee in Bataillone, Kompanien, Züge und Gruppen. Qualitativ teilt sich eine Armee in Kampfeinheiten, Versorgungseinheiten und Reserven oder in Artillerie, Panzerwaffe und Fußvolk und ähnliches. Die Einteilungen selbst sind wohldurchdacht, denn sie haben sich durch ständige Fehlerkorrekturen im Laufe vieler Jahrhunderte herausgebildet. Wenn man die Kampfkraft eines Zuges (zirka 100 Soldaten) der Motorisierten Schützen mit der Kampfkraft eines Zuges der Artillerie vergleicht, muß man feststellen, daß trotz gleicher Anzahl die Kampfkraft völlig unterschiedlich ist, sowohl was die Qualität als auch die Quantität betrifft. Ein einziger Kanonentreffer kann einen halben Zug Mot.-Schützen vernichten. Ein einziger Mot.-Schütze dagegen hat kaum eine Chance, sich bis an eine Kanonenbesatzung heranzuarbeiten, denn die befindet sich meist hinter der Hauptkampflinie. Vergleicht man dagegen einen Zug Mot.-Schützen mit Maschinenpistolen mit einem gegnerischen Zug Mot.-Schützen mit Karabinerbewaffnung, dann wird der mit Maschinenpistolen im Kampfe im Vorteil sein. Das ist aber nur der erste Eindruck. Will man die wirkli-

che Wahrheit ergründen, muß man den Ausbildungsstand des jeweiligen Zuges beachten, dann muß man jeden einzelnen Soldaten als kämpfenden Faktor betrachten – seine körperliche Stärke und Gewandtheit, seine Motivation, seine Kaltblütigkeit, seine Ängstlichkeit, seine persönlichen Befindlichkeiten. Und selbst wenn man das alles weiß, kann man immer noch nicht 100-prozentig vorhersagen, welche Seite den Kampf gewinnen wird, denn dann kommt es immer noch auf die qualitative Beschaffenheit des Geländes an, darauf wer angreifen muß und wer verteidigen kann, darauf ob man die Sonne im Rücken hat oder im Angesicht und darauf, wie der ganze Zug qualitativ zusammenarbeitet, sich gegenseitig absichert, Kampfknoten bilden kann, um Überzahl zu schaffen usw. usf. Faßt man jedoch alle Fakten in eine qualitative und eine quantitative Kategorie zusammen, zählt dann genau die jeweiligen Vorteile und Nachteile der beiden Kategorien zusammen und wägt dann noch die einzelnen Vor- und Nachteile gegeneinander ab, dann kann man sehr wohl eine zutreffende Voraussage über den Ausgang eines solchen Kampfes machen. Wählt der Zugführer dann den dazu passenden Kampfplatz und die Taktik richtig aus, können die mit Karabinern kämpfenden Schützen durchaus den Sieg davontragen.

Das Beispiel zeigt, daß die genaue Bestimmung von Quantität und Qualität eines Widerspruchs für die richtige Einschätzung des Ausgangs des Kampfes (der Entwicklung des Widerspruchs) von entscheidender Bedeutung ist. Wird hier eine Quantität übersehen oder einer Qualität nicht richtig beurteilt, kann das Ergebnis ein komplett anderes werden.

Noch wichtiger jedoch ist die Maßfindung, also der Punkt des Verhältnisses von Qualität zu Quantität. Wenn zehn Züge von jeweils zehn Soldaten eine Kompanie ergeben, dann ergibt sich eine viel durchschnittlichere Kampfkraft für die Kompanie als für einen Zug. Auf Kompaniestärke gleichen sich die Stärken und Schwächen der einzelnen Soldaten viel stärker aus als auf Zugstärke. Wenn also zwei Kompanien gegeneinander mit der gleichen Waffentechnik im offenen Gelände kämpfen, muß das mit der Vernichtung beider Kompanien enden. Wenn zwei viel kleinere Züge auf dieselbe Weise gegeneinander kämpfen, ist die Wahrscheinlichkeit eines Sieges einer Seite schon größer. Kämpfen nur zwei Soldaten im Nahkampf gegeneinander, gewinnt fast immer einer von beiden. Die Quantität hat also einen entscheidenden Einfluß auf die Qualität – wie auch umgekehrt.

Das plötzliche Umschlagen von Qualität in Quantität und umgekehrt – was ja das Bezeichnende dieses Gesetzes ist – finden wir in jedem

Krieg. Eine qualitativ neue Waffe, z.B. ein Maschinengewehr, ersetzt zwanzig Gewehre und damit zwanzig Soldaten. Zwei Soldaten an einem Maschinengewehr können eine ganze Kompanie gegnerischer Soldaten in Schach halten. Umgedreht kann das Fehlen des einen Soldaten, der am Maschinengewehr den Patronengurt hält, das schnelle Aus für das Maschinengewehrnest bedeuten, nämlich dann, wenn sich der Gurt verheddert oder nachgeladen werden muß. In diesem Moment werden die Soldaten mit den Karabinern die Distanz zum Maschinengewehrnest verkürzen, und seinen Schützen mit gezielten Schüssen auslöschen, sich des Maschinengewehrs bemächtigen und es jetzt gegen seine einstigen Hersteller richten.

Weitere Beispiele für das Gesetz sind das Hinüberwachsen des Zunftmeisters in den fungierenden Kapitalisten durch einfache Erhöhung der Gesellenzahl mit ihrer dadurch bewirkten Verwandlung in Lohnarbeiter, oder die stürmische Entwicklung der Arbeitsproduktivität durch die immer weitere Zergliederung der Arbeitsprozesse in immer einfachere Tätigkeiten in der Manufaktur, die schließlich zur Maschine und zur industriellen Großproduktion geführt haben, oder der Untergang der Sklaverei-Epoche an jenem Punkt, als die Mehrheit der Bewohner versklavt war.

An diesem Punkt angelangt, ist es am besten, wenn jeder Leser selbst einmal in der Praxis nach Beispielen sucht, wie durch das einfache Anwachsen der Menge sich plötzlich eine neue Qualität des Alten ergibt bzw. wie nach dem Umschlagen in eine neue Qualität plötzlich ein neues Maß- und Bezugssystem notwendig wird (Mikrokosmos und Makrokosmos).

Das Umschlagen von einer Qualität oder Quantität in die andere ist immer zugleich die erste Negation, also die Vernichtung der einstigen Qualität oder Quantität, auf die nun ein neuer Entwicklungsprozeß erfolgen kann, weil sich jetzt neue Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen haben. Der dialektische Widerspruch hat sich hier zum ersten Male entfaltet. Er ist in etwas anderes übergegangen. Das Substrat des Widerspruchs hat sich verändert, seine Substanz ist erhalten geblieben. Die Substanz ist also durch die Negation nicht verschwunden, sie hat sich vielmehr in einer anderen Form aufgehoben. Aus der Raupe ist ein Schmetterling geworden.

9.1.3. Das Gesetz von der Negation der Negation

Durch die erste Negation tritt an die Stelle des Alten etwas Neues. Das Neue ist dabei nicht etwas Anderes, sondern das veränderte Alte. Die Blume verblüht, nachdem sie ihre reifen und befruchteten Samen in die Welt hinausgeschickt hat. Eine neue Saat geht auf. Diese neue Saat ist mit der alten Saat identisch und nichtidentisch. Das Neue ist hier nicht eine neue Qualität, sondern eine erhöhte Quantität – aus einem Samenkorn, das zur Blume wurde, sind viele Samenkörner geworden. Möglich wurde dies durch die Aufnahme von Nährstoffen aus dem Boden und von Energie aus der Sonnenstrahlung. Bei der Verwandlung einer Raupe in einen Schmetterling ist es umgedreht. Die Quantität bleibt gleich, dafür ändert sich die Qualität. Eine Raupe wurde zum Schmetterling, während ein Samenkorn ein Samenkorn bleibt, auch wenn es sich vervielfacht hat. Raupen verwandeln sich erst dann in einen Schmetterling, wenn sie in ihrem Körper so viel Energie aufgenommen haben, daß diese für den Verwandlungsprozeß ausreicht. Es gibt Raupen in kälteren Vegetationsgebieten, die mehrere Jahre hintereinander fressen müssen, um sich endlich verpuppen und verwandeln zu können. Die Gefräßigkeit einer Raupe ist also ihre wesentlichste Erscheinung, denn ohne genügend Futter bleibt die Raupe ewig eine Raupe, bis sie verhungert ist.

Während man bei der ersten Negation noch nicht sagen kann, was dabei herauskommen wird, sieht das bei der zweiten Negation ganz anders aus. Die erste Negation schafft etwas Neues, das vom Alten verschieden ist, in sich aber das Alte in verwandelter Form weiter enthält. Kommt es nun zur Negation der Negation, dann ist bereits vor der zweiten Negation zu erkennen, was dabei herauskommen muß. Das liegt daran, daß bei der ersten Negation die Substanz des dialektischen Widerspruchs nicht verschwunden ist, sondern sich nur verwandelt hat. Bei der zweiten Negation erscheint diese Substanz dann in ihrer alten Form aber mit neuem Inhalt wieder. Der Schmetterling legt Eier, aus denen wieder Raupen schlüpfen. Raupen allerdings, die an die inzwischen veränderte Umwelt wieder neu angepaßt sind im Gegensatz zu einer nur geklonten Generation.

Wie ist nun dieses dritte dialektische Bewegungsgesetz von der Negation der Negation zu verstehen und zu handhaben? Die erste Negation stellt quasi den Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung dar. Durch die zweite Negation wird erneut ein Punkt in der Entwicklungsgeschichte des betreffenden Widerspruchs gesetzt. Verbindet man beide Punkte, ergibt sich eine Entwicklungsrichtung, die beim ersten Umschlagsprozeß noch

nicht zu erkennen war. Durch die zweite Negation erfährt man demnach, woher und wohin sich etwas entwickelt, man erkennt eine Entwicklungsrichtung. Man kann also mit Hilfe der dialektischen Logik in die Zukunft schauen, weil das Resultat schon vor seinem Entstehen logisch aus den dialektischen Gegebenheiten abgeleitet werden kann. Bei der bewußten Züchtung von neuen Samensorten wird dieses Prinzip unterderhand längst angewendet. Und die Kommunisten schöpfen ihre Kraft aus der Gewißheit, daß nach der Negation der herrschaftsfreien Urgemeinschaft durch die Ausbeutergesellschaften eine zweite Negation erfolgen wird, bei der dann die herrschaftsfreie Welt wiedererscheint, angereichert um das Wissen und Können von 10.000 Jahren maximaler und deshalb unmenschlicher Produktivkraftentfaltung.

Mathematisch betrachtet hat die dialektische Negation der Negation die Form $-a \times -a = + a$. Trotz zweifachen Negierens von a erscheint das ursprüngliche a wieder, allerdings in einer höheren Form. Durch das Negieren – sein Bestimmen durch sein Gegenteil – ist es zu sich selbst gekommen. Das heißt, das a , also die Substanz, ist niemals verschwunden, sie hat sich nur in einer anderen Form aufgehoben, um von aller Unbestimmtheit befreit, jetzt selbstbestimmt zu erscheinen. So ist die Raupe die Negierung und Bestimmung des Raupeneies, der Schmetterling dagegen die höhere Bestimmung zur Fortpflanzungsfähigkeit, der ewigen Wiederholung dieses Lebenszyklusses.

Der Begriff des Negierens bzw. Verneinens kann nur dann vollständig verstanden werden, wenn man ihn als Gegensatz zum „Bejahen“ auffaßt. Negieren und Bejahen schließen sich gegenseitig aus und bilden dennoch eine Einheit. Nur etwas bereits Vorhandenes kann negiert oder bejaht werden. Der Begriff des Negierens schafft in der Dialektik beides. Er negiert das Vorhandene und bejaht das Gewordene am Vorhandenen. Das heißt, Verneinen und Bejahen gehen beide in dem gemeinsamen dialektischen Begriff „Aufheben“ auf. Wenn der Dialektiker von Aufheben spricht, dann meint er Aufbewahren in einer höheren Einheit durch Vernichten der niederen Einheit.

Wenn man dagegen das Verneinen und Bejahen als Widerspruch in sich selbst auffaßt, also den Gegensatz verabsolutiert und die Einheit verißt, dann erscheint das Verneinen als etwas Negatives und das Bejahen als etwas Positives. Das verselbständigte Negative wird dann abgelehnt, das verselbständigte Positive zum Positivismus verklärt und das Bejahen zum „Neues Erschaffenden“ aufgebauscht. Dieses Erschaffen ist dann jedoch ein Erschaffen aus dem Nichts, ein göttlicher Zauber, der zu einer

Schöpfungsgeschichte in sieben Tagen oder siebentausend Jahren führt. Das Verneinen verhindert einen solchen unwissenschaftlichen Fortgang von selbst. Denn verneint und vernichtet kann nur etwas Existierendes werden. Nicht zuletzt deshalb benutzt die Begriffswelt der Dialektik das Wort Negieren. Denn die dialektischen Materialisten stimmen darin überein, daß die sich bewegende Materie, also das abstrakte Alles, seit jeher existiert und bis in alle Ewigkeiten existieren wird, daß also die Bewegungen der Materie nur zu Veränderungen der Materie führen, aber niemals zu ihrer Vernichtung oder Vermehrung.

Das einfache Negieren bedeutet Erhalten durch Veränderung. Doppeltes Negieren erzeugt dann aus der Erhaltung und der Veränderung die Höherentwicklung. Diese Höherentwicklung wechselt beständig die Pole: aus der Erhaltung wird die Veränderung – eine Aufbewahrung für spätere Zeiten, aus der Veränderung die Erhaltung – das Wiedererscheinen des Aufbewahrenen.

Negation der Negation bedeutet Höherentwicklung. Und Höherentwicklung bedeutet Reversibilität, Unumkehrbarkeit, Entfaltung einer Entwicklungsrichtung. Der Satz „Peter ist ein Mann“ ist umkehrbar – „Ein Mann ist Peter“. Dagegen ist der Satz „Peter ist ein Mensch“ unumkehrbar, denn der Begriff Mensch ist eine höhere und allgemeinere Form des Begriffes Mann. Nicht jeder Mensch heißt Peter, und erst recht nicht jeder Mensch ist Peter.

Da die Höherentwicklungen in der Natur eigentlich nur in großen Zeiträumen sichtbar sind, wurden sie jahrtausendlang nicht erkannt und von den Herrschenden ob ihres Machterhalts auch hartnäckig geleugnet. Doch nun sind sie erkannt und müssen verallgemeinert sowie mit der Höherentwicklung der Natur selbst in den richtigen Zusammenhang gebracht werden. Der allgemeine Zusammenhang ist der, daß die höheren Entwicklungsformen auf den niederen beruhen und ohne diese nicht auskommen. Organische chemische Verbindungen haben zu ihrer Voraussetzung anorganische Verbindungen. Tiere brauchen Pflanzen, um existieren zu können. Dabei sind die höheren Entwicklungsformen stets reicher und vielgestaltiger als die niederen Formen, da sie die niederen Stufen in sich forttragen. Die Säugetiere gingen aus den Kriechtieren hervor, die Kriechtiere aus den Fischen, die Fische aus den Weichtieren, die Weichtiere aus den Vielzellern, die Vielzeller aus den Einzellern, die Einzeller aus den einzelligen Pflanzen, wobei an diesem Punkt der Unterschied zwischen Tier und Pflanze ausgelöscht wird. Rückwärts lassen sich die gegebenen Entwicklungen immer viel einfacher verfolgen als

vorwärts, denn nach vorn sind die Entwicklungswege offen, rückwärts dagegen sind sie bereits abgeschlossen, was ein abschließendes Urteil erlaubt. Für die Höherentwicklung der Natur ist der Evolutionsprozeß des Lebens mit seinem Wiedererscheinen der einzelnen Entwicklungsstufen beim Embryo das schlagendste Beispiel. Auch die höherentwickelte Chemie trägt in sich die Gesetze der Physik fort. Die gegenüber der Chemie noch höher entwickelte Biologie wiederum trägt die Gesetze der Physik und der Chemie in sich fort. Da die höherentwickelten Formen nicht ohne die niederen Formen existieren können, werden die höherentwickelten Formen wieder eher verschwinden als die niederentwickelten. Die niederentwickelten Formen sind also langlebiger, weil zäher gegen Veränderungen oder Katastrophen.

Entfaltet sich ein Widerspruch, dann kehrt sich sein Innerstes nach außen, dann wird sein innerer Gegensatz erkennbar. Der innere Gegensatz z.B. einer einzelnen Ware – ihr Wert für den Verkäufer und ihr Gebrauchswert für den Käufer – kann nur erkannt werden, wenn der einzelne Warenaustausch zu einem ständigen Warenaustausch wird. Denn dann erst beginnt sich der Wert zu verselbständigen, dann erst kann er sich in anderen Waren anzeigen und von seiner relativen Wertform in die absolute Form des Geldes wechseln. Hemd gegen Rock, und Rock gegen Hut, und Hut gegen Spazierstock, erst in diesem Tauschkarussell zeigt sich der Wert als das, was er wirklich ist, als gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Im einzelnen Austausch dagegen bleibt er etwas Mystisches, etwas nicht Abschätzbares. Indianer tauschten Gold gegen Glasperlen. Beides war in ihren Augen gleichviel wert.

Entfaltet sich der Widerspruch weiter, dann wird die einfache Warenproduktion zur kapitalistischen Warenproduktion, dann wechseln bei der Ware die beiden Pole ihre Seiten. Der Gebrauchswert, also das, was der Käufer aus dem Tausch herausziehen will, wechselt mit dem Wert. Der einfache Warenproduzent, dessen Ziel die Erlangung eines anderen Gebrauchswertes ist, hat sich zum kapitalistischen Warenproduzenten gewandelt, dessen Ziel der in den Waren versteckte Mehrwert ist. Der einfache Warenproduzent produziert, um andere Gebrauchswerte kaufen zu können – eine Notwendigkeit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Der Kapitalist dagegen produziert, um zu verkaufen, und kauft, um zu produzieren. Ein ewiger Kreislauf, der erst an seinem Ende ist, wenn alles Lebendige zu totem Kapital geworden ist.

Wenn der Gegensatz von Wert und Gebrauchswert sich bis zum Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital entwickelt hat, dann steht die zweite

Negation bevor. Denn dann ist der Gegensatz in seinem Wesen ausentwickelt. Jetzt muß sich der Widerspruch aufheben und in seinen Grund gehen. Der Grund seiner Entwicklung war die gesellschaftliche Arbeitsteilung (im Gegensatz zur natürlichen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, alt und jung, stark und gebrechlich). In der beginnenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung produzierten die Menschen immer mehr für fremde immer weiter entfernte Menschen. In der zweiten Negation geht der Grund zugrunde, er schafft sich ab. Der ausentwickelte Widerspruch löst sich auf oder wird durch einen anderen äußeren Widerspruch vereinnahmt. In unserem Falle bedeutet das, daß die zweite Negation die kapitalistische Warenproduktion abschafft, bei der es nicht um Bedürfnisbefriedigung geht, sondern einzig und allein um Mehrwertproduktion. An die Stelle der kapitalistischen Mehrwertproduktion tritt die gemeinschaftliche Gebrauchswertproduktion, deren Ziel die Bedürfnisbefriedigung ihrer Mitglieder ist und in der sich der Mehrwert zurückverwandelt hat in ein notwendiges Mehrprodukt, um investieren zu können und um sich gegen die Unwägbarkeiten der Natur abzusichern. Dieses freiwillige Mehrprodukt wird dann kleiner oder größer ausfallen, je nachdem, was die Gemeinschaft in der Zukunft vor hat.

Karl Marx hat diesen Prozeß in Bezug auf das Privateigentum wie folgt ausgedrückt: *„Die aus der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehende kapitalistische Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigentum, ist die erste Negation des individuellen auf eigne Arbeit gegründeten Privateigentums. Aber die kapitalistische Produktion erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigene Negation. Es ist Negation der Negation. Diese stellt nicht das Privateigentum wieder her, wohl aber das individuelle Eigentum auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Ära: der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel.“*

Friedrich Engels erklärt die Negation der Negation so: *„Nehmen wir ein Gerstenkorn... Fällt es auf günstigen Boden, so geht unter dem Einfluß der Wärme und der Feuchtigkeit eine eigene Veränderung mit ihm vor, es keimt; das Korn vergeht als solches, wird negiert, an seine Stelle tritt die aus ihm entstandne Pflanze, die Negation des Kornes. Aber was ist der normale Lebenslauf dieser Pflanze? Sie wächst, blüht, wird befruchtet und produziert schließlich wieder Gerstenkörner, und sobald diese gereift, stirbt der Halm ab, wird seinerseits negiert. Als Resultat dieser Negation der Negation haben wir wieder das anfängliche Gerstenkorn, aber nicht einfach, sondern in zehn-, zwanzig-, dreißigfacher Anzahl.“*

Dieses genial einfache Beispiel vom keimenden Gerstenkorn, das nach doppelter Negation in dreißigfacher Anzahl erneut vorliegt, zeigt nicht nur wie die Negation der Negation in der Praxis funktioniert, es beinhaltet auch alle drei dialektischen Bewegungsgesetze in sich: Den im Inneren des Gerstenkorns existierenden Gegensatz zwischen gespeicherter Energie und genetischem Quellcode, den durch Negation daraus entstehenden Keimling. Die anschließende quantitative und qualitative Veränderung durch das Gedeihen zur Pflanze, die ihr Wachstumspotential aus der Sonnenstrahlung und den Bodennährstoffen zieht. Schließlich die zweite Negation, die etwas Neues und zugleich Altes hervorbringt, nämlich Gerstenkörner in erhöhter Quantität. Es ist also ein Kontinuum, das sich hier vollzieht. Ein ewiger Kreislauf der Wiederkehr des Alten, allerdings auf stets wachsender Stufenleiter.

Bleibt noch zu klären, wie bei komplexeren Vorgängen die beiden Ankerpunkte der Negation gefunden werden können. Hier ist es wie bei der bekannten russischen Zusammensteckpuppe, der Matrjoschka. Dialektische Prozesse sind in sich verschachtelt. In einem übergreifenden Prozeß stecken selbst wieder untereinander verbundene Prozesse. Man muß also die Prozesse vorher auseinanderhalten und ihr Ineinanderübergehen analysieren. Dann findet man auch die Anfangs- und Endpunkte der Prozesse. Das gelingt dadurch, daß man die Prozesse in ihrer historischen Entwicklung untersucht – welcher zuerst da war, ist der niedere Prozeß, und indem man zwischen allgemeinen, einzelnen und besonderen Prozessen unterscheidet.

9.2. Begriffe und Kategorien der Dialektischen Logik

Die Begriffe und Kategorien der Dialektik bilden die „Materie“, das abstrakte Substrat, welches durch die drei Bewegungsgesetze in Bewegung gehalten wird. Begriffe sind in der Dialektik keine Namen oder bloße Bezeichnungen, sondern Wesensbeschreibungen. Zusammengehörnde Begriffe werden als Kategorien bezeichnet. Ihre Begrifflichkeiten sind Bewegungsbeschreibungen.

9.2.1. Die das Denken eröffnenden Kategorien

Das Dasein:

Mit der Beschreibung des einfachen Daseins des Untersuchungsgegenstandes beginnt die Arbeit. Der Gegenstand bzw. der Prozeß muß allseitig untersucht und seine Beschaffenheit (Qualität) und seine Menge oder Größe (Quantität) festgestellt werden. Möglichst alle Eigenschaften sind durch die menschliche Sinneskraft und durch technische Hilfsmittel zu entdecken. Dieser noch weitgehend empirische Prozeß (sinnliche Wahrnehmung) schafft die Datenmengen, die gebraucht werden, um in den Analyseprozeß eintreten zu können.

Wesen und Erscheinung:

Wenn jeden Tag im Osten die Sonne aufgeht, sie täglich im Süden ihren Mittagslauf hält und allabendlich im Westen untergeht, dann schlußfolgert das Alltagsbewußtsein messerscharf daraus, daß sich die Sonne um die Erde dreht. Doch dem ist bekanntlich nicht so. Es muß also einen Widerspruch zwischen den sinnlichen Wahrnehmungen der Menschen im Alltag und dem wissenschaftlichen Bewußtsein geben, das wissen will, was die Welt wirklich im Innersten zusammenhält. Wenn sich nun unser menschlicher Beobachter auf der Sonne aufstellen könnte, würde er feststellen, daß sich die Erde kaum vom Fleck bewegt. Griffe er danach noch zum Fernrohr, würde er sehen, wie die Erde ziemlich schnell, nämlich mit 1.600 km/h, um ihre eigene Achse rotiert. Die Beobachtungen von der Sonne aus stehen also im direkten Gegensatz zu den Beobachtungen von der Erde aus. Was ist hier nun die wirkliche Wahrheit oder was die wahre Wirklichkeit?

Wenn zwei empirische Wahrheiten (reflektierte Sinneswahrnehmungen) sich diametral gegenüberstehen, bringt man sie nicht zur Deckung, indem man sie vermittelt, sondern nur, indem man den Gegensatz selbst als Bewegung auffaßt, als Bewegung von Relativitäten, um durch einen Denkprozeß (der ebenfalls Bewegung ist) die Gesamtbewegung des Widerspruchs wissenschaftlich zu beschreiben. Das Ergebnis, das natürlich durch Analyse und Synthese zuvor vertieft werden muß, ist folgendes: Die Sonne ist das Zentralgestirn, also der Fixstern, um den alles andere kreist, was zu diesem Sonnensystem gehört. Die die Sonne umkreisenden Planeten können selbst wieder Zentralgestirne für kleinere Himmelskörper darstellen wie für unseren Mond die Erde. Und unser Sonnensystem ist auch nur Teil des großen Kosmos, in dem es Milliarden anderer Son-

nensysteme gibt. Das ist die wahre Wirklichkeit der Bewegungen in unserem Sonnensystem.

Die Erkenntnis aus diesem sinnhaften Beispiel ist eine doppelte: Erstens, das Alltagsbewußtsein der Menschen steht meist im Gegensatz zum wissenschaftlichen Bewußtsein. Und dieser Widerspruch ergibt sich zweitens zwangsläufig aus dem dahintersteckenden Doppelcharakter der Wirklichkeit. Denn die Sinneswahrnehmungen der Menschen können nur die wirklichen Erscheinungen sehen, messen und vergleichen. Hinter dieser erscheinenden Wirklichkeit steckt aber das wirkliche Wesen dieser Erscheinungen. Das Wesen dieser Wirklichkeit jedoch kann man nur durch wissenschaftliches Denken aus den Erscheinungen ableiten, man kann es weder direkt sehen, noch anfassen noch messen. Wissenschaftliches Denken muß demzufolge immer und überall zwischen dem Wesen einer Sache und seinen Erscheinungen unterscheiden. Tut es das nicht, schlägt es beides zusammen, dann wird ein wesentliches Erscheinungsverhältnis konstruiert, was nur in einzelnen belanglosen Fällen der Wirklichkeit entspricht und das dahinter steckende Wesensverhältnis negiert. Wenn jedoch das Wesensverhältnis richtig erkannt wurde, dann werden die allermeisten Erscheinungen dieser einzelnen Wirklichkeit wahrhaftig erklärt. Ist dieses Wesen und alle Relativität dieses Wirklichen erkannt, dann hat das Alltagsbewußtsein der Massen einen weiteren Teil Wissenschaftlichkeit in sich aufgenommen und ist sich täglich darüber bewußt, daß die Erde in 365 Tagen um die Sonne kreist und sich in 24 Stunden einmal um sich selbst dreht.

Wenn Erscheinungsverhältnisse zur Wissenschaftlichkeit erhoben werden, dann bekommt man dafür in der Öffentlichkeit sofort allseitige Zustimmung. Denn das Denken im Alltagsbewußtsein kennt nur Erscheinungsverhältnisse. Jeder bestätigt sofort, daß Deutschland den 2. Weltkrieg begonnen hat, denn es hat am 1. September 1939 Polen überfallen. Warum und wie es dazu kommen konnte, interessiert dann nur noch die Betroffenen. Sind alle Betroffenen gestorben, kann es schnell wieder zu einem ähnlichen Ereignis kommen. Das öffentliche Bewußtsein hat dann nichts dazugelernt. Wenn im Kapitalismus der Profit des Kapitalisten als sein rechtmäßiges Eigentum erscheint, weil es ja seinem Kapital entsprungen ist, das öffentliche Bewußtsein aber im selben Moment darüber verwundert ist, daß die Zahl der Armen von Jahrhundert zu Jahrhundert beständig steigt und es keinen Zusammenhang zwischen diesen beiden Tatsachen erkennen will, dann muß dem Alltagsbewußtsein durch das wissenschaftliche Bewußtsein auf die Sprünge geholfen werden. Der

„gesunde Menschenverstand“ ahnt zwar hier einen Zusammenhang, aber er ist stets zu faul, dieser Ahnung mit wissenschaftlicher Akribie nachzugehen. Allein Karl Marx hat sich diese Herkulesaufgabe gestellt und uns gezeigt, wie das genaue Unterscheiden zwischen Wesen und Erscheinung sowie zwischen Wesensverhältnissen und Erscheinungsverhältnissen eine Wahrheit zutage fördern kann, die allen Kapitalisten zur Folter wird, den Lohnarbeitern dagegen zur hellichten Zukunft und beiden Seiten ihre wahre Wirklichkeit und Bestimmung ins Gesicht schleudert.

„Die Bewegung von den Erscheinungen (der Empirie) zu ihrem Wesen und die Bewegung vom Wesen zu den Erscheinungen sind zwei voneinander untrennbare Seiten des Erkenntnisprozesses, und die Aufdeckung ihrer Einheit führt zum wirklichen Verständnis des Gegenstandes. Die Geschichte der Wissenschaft ist ein zyklischer Prozeß. Die Wissenschaft kehrt immer aufs neue zur Analyse (zur Überprüfung) ihrer Ausgangsdefinitionen zurück, vertieft sie und befähigt sie dadurch dazu, einen immer größeren Kreis von Erscheinungen zu erklären.“³³

Die wechselseitige Einheit von Wesen und Erscheinung, die zum wirklichen Verständnis des Untersuchungsgegenstandes führt, kann allerdings nur hergestellt werden, wenn zuvor der Unterschied zwischen dem Wesen und den Erscheinungen des Untersuchungsgegenstandes scharf herausgearbeitet wurde. Was ist also das Wesen abstrakt betrachtet? Das Wesen ist der besondere Ausdruck des Allgemeinen an einer Sache oder an einem Prozeß. Dieses besondere Allgemeine findet sich in jeder Einzelheit des Untersuchungsgegenstandes. Das Wesen des Kapitals ist der Mehrwert. Und der Mehrwert findet sich in allem, was durch Kapital und sein Gegenteil – die Lohnarbeit, erzeugt wurde. Das Wesen des Faschismus ist die Ersetzung des inneren Klassenkampfes durch einen äußeren Rassenkampf. Dieses Wesen durchdringt alle faschistischen Erscheinungen, die Ausgrenzung alles Fremden im Inneren und die Einverleibung alles Fremden im Äußeren.

Da die Erscheinung das Gegenteil des Wesens ist, ist demnach das einzelne Besondere die Wesensbestimmung der Erscheinung. Allein daraus wird bereits klar, wie komplett falsch man liegen kann, wenn man eine einzelne Erscheinung zum Wesen einer Sache erklärt. Weil im Kapitalismus Reichumsproduktion stattfindet, kann man noch lange nicht die kapitalistische Volkswirtschaft als die Produktion von volkswirtschaftlichem Reichtum ausgeben. Der Reichtum im Kapitalismus wird einzig

33 aus „Geschichte der marxistischen Dialektik“, Dietz Verlag 1974, S. 262

und allein für die fungierenden Kapitalisten und ihre Geier wie Grundbesitzer, Zinswucherer und Spekulanten produziert. Wenn doch etwas vom „Reichtum“ bei den Lohnarbeitern ankommt, dann mußten sie sich diesen meist hart erkämpfen. Andererseits kann eine einzelne Erscheinung wesentlich werden, wenn ein Widerspruch noch vollkommen unentwickelt ist, so daß Wesen und Erscheinung noch zusammenfallen (dann gibt es nur eine einzige Erscheinung), oder aber wenn an einem entwickelten Widerspruch sich etwas Neues entwickelt hat. Diese Erscheinung ist dann das sichere Zeichen dafür, daß sich der Widerspruch bald aufheben wird, oder daß diese Erscheinung zum Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung und damit eines neuen Widerspruchs wird.

Die Unterscheidung in Wesen und Erscheinung ist selbst wesentlich. Der Erkennungsprozeß von Wesen und Erscheinungen ist deshalb untrennbar mit der Feststellung der Qualität und der Quantität einer Sache verbunden. Qualität und Quantität sind äußere Bestimmungen, Wesen und Erscheinungen sind die inneren Bestimmungen.

Jeder wirkliche Widerspruch besteht immer aus einem Wesen und dessen Erscheinungen. Das Wesen ist dabei die bestimmende Seite, die Erscheinungen die vom Wesen bestimmten Seiten. Wesen und Erscheinungen ergeben zusammen die Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist demnach nur wahrhaft darstellbar, wenn das Wesen einer Sache begriffen wurde und daraus dann die sich ergebenden Erscheinungen abgeleitet werden können. Die Wirklichkeit ist aber erst dann komplett, wenn man zeigen kann, wie die Wechselwirkung zwischen dem Wesen und seinen Erscheinungen wirklich funktioniert und wie sie sich gegenseitig vorantreiben. Wird dies vollbracht, dann erscheint das Wesen, dann tritt es offen zutage. Dies bedeutet im Umkehrschluß, daß nur die Erscheinungen zu sehen sind bzw. empirisch erfaßt werden können. Das Wesen dagegen bleibt verborgen. Die Aufgabe der Wissenschaft besteht nun gerade darin, das Wesen der Sache ausfindig zu machen. Dies geschieht zunächst durch die Analyse der Erscheinungen.³⁴

³⁴ „Die Naturforscher glauben sich von der Philosophie zu befreien, indem sie sie ignorieren oder über sie schimpfen. Daß sie aber ohne Denken nicht vorankommen und zum Denken Denkbestimmungen nötig haben, diese Kategorien aber unbesehen aus dem von den Resten längst vergangener Philosophien beherrschten gemeinen Bewußtsein der sogenannten Gebildeten oder aus dem bißchen auf der Universität zwangsmäßig gehörter Philosophie (was nicht nur fragmentarisch, sondern auch ein Wirrwarr der Ansichten von Leuten der verschiedensten und meist schlechtesten Schulen ist) oder aus unkritischer und unsystematischer Lektüre philosophischer Schriften aller Art nehmen, so stehn sie nicht minder in der Knechtschaft der Philosophie, meist aber leider der schlechtesten, und die, die am meisten auf die Philosophie schimpfen, sind Sklaven grade der schlechtesten vulgarisierten Reste der schlechtesten Philosophien. Die Naturforscher mögen sich stellen, wie sie wollen, sie werden von der Philosophie beherrscht. Es fragt sich nur, ob sie von einer schlechten Modephilosophie beherrscht werden wollen oder von ei-

Das Wesen begründet den Widerspruch (Keim) und bringt verschiedene Erscheinungen während seiner Entwicklung hervor. Das analytische Denken muß also darauf gerichtet werden, den Keim einer Entwicklung zu entdecken. Mit dem unentwickelten Keim findet man auch leichter das Wesen einer Sache, denn der Keim hat nur eine einzige Erscheinung, in der sich das Wesen offenbaren muß. Hat man das Wesen, dann versteht man die Erscheinungen. Versteht man die Erscheinungen, so vertieft sich das Wissen über das Wesen der Sache, erst jetzt hat man die Sache wirklich verstanden, in ihrer Einheit und Gegensätzlichkeit von Wesen und Erscheinungen. Jetzt erst bekommen die äußeren Bestimmungen Qualität und Quantität einen Inhalt, jetzt wird ihre notwendige Form begriffen, jetzt erst kann man verstehen, warum etwas aussieht, wie es aussieht, warum etwas riecht, wie es riecht, warum etwas schmeckt, wie es schmeckt, warum etwas sich anfaßt, wie es sich anfaßt.³⁵

„Wenn die philosophischen Positivisten die Wissenschaft aufrufen, die Dinge streng empirisch zu betrachten, so rufen sie die Wissenschaft faktisch auf, auf ihre eigentliche Funktion, das Wesen der Wirklichkeit aufzudecken, zu verzichten und verurteilen sie dazu, in der Sphäre der schlechtesten Metaphysik zu verbleiben.“³⁶

Mit dem Aufdecken von Wesen und Erscheinung hält man zwar die beiden Seiten der Wirklichkeit in den Händen, aber die Wirklichkeit ist immer ein Prozeß, also eine gerichtete Bewegung, weswegen man bei dieser Erkenntnisstufe nicht stehenbleiben kann. Bis jetzt ist die Sache nur innerlich und äußerlich beschrieben. Es lassen sich aus dieser Beschreibung zwar schon viele Schlußfolgerungen ziehen. Man weiß aber noch nicht, wohin die ganze Sache führen wird.

Grund und Folge:

Im Gegensatz zur formalen Logik, die die Begriffe Ursache – Wirkung benutzt, verwendet die Dialektik aus guten Gründen die viel treffendere

ner Form des theoretischen Denkens, die auf der Bekanntheit mit der Geschichte des Denkens und mit deren Errungenschaften beruht. Die Naturforscher fristen der Philosophie noch ein Scheinleben, indem sie sich mit den Abfällen der alten Metaphysik behelfen. Erst wenn Natur- und Geschichtswissenschaft die Dialektik in sich aufgenommen, wird all der philosophische Kram – außer der reinen Lehre vom Denken – überflüssig, verschwindet in der positiven Wissenschaft.“ (aus Friedrich Engels: „Naturwissenschaft und Philosophie“; Werke M/E Bd. 20, S. 480, Dietz Verlag 1962)

³⁵ Wissenschaftliche Bestimmungen werden nicht unmittelbar durch Erfahrung und Anschauung (dem sinnlichen Schein der Erscheinungen) bestätigt, sondern widersprechen ihnen oft. Dafür resultieren alle Illusionen des empirischen Bewußtseins aus der „Erfahrung“, werden durch sie bestätigt und erhärtet. Gekürzt aus „Geschichte der marxistischen Dialektik“, Dietz 1974, S. 257 ff.

³⁶ Ebenda

Kategorie Grund – Folgen. Die Ursache in der formalen Logik bezeichnet den Anstoß, die Wirkung das Ergebnis des Anstoßes. Hieraus soll sich eine Richtung und ein die Wirkung Erleidender ergeben. Doch was ist Ursache, was ist Wirkung? Wenn ein Boxer einem anderen Boxer mit der Faust aufs Kinn schlägt, geht dieser zu Boden. Der gezielte Schlag war die Ursache, das Umfallen des Getroffenen die Wirkung. Stimmt das? Wenn der Getroffene mit voller Wucht sein Kinn gegen die Faust des Schlägers rammt, ist die Wirkung die gleiche. Er geht zu Boden. Ursache und Wirkung haben ihre Plätze getauscht. Die erste Schlußfolgerung daraus lautet: Ursache und Wirkung sind im Grunde genommen eine Wechselwirkung. Das wird sofort bei einem Schlag mit dem Hammer auf den Amboß deutlich. Sowohl der Hammer als auch der Amboß haben sich verformt. Beide sind also Erleidende. Dasselbe gilt für die beiden Boxer. Der Grund, warum der am Kinn Getroffene zu Boden geht, liegt nicht in dem Schlag, sondern in der Tatsache, daß der Mensch am Kinn empfindlicher ist als an der Faust. Daraus folgt der zweite Schluß: Grund und Folge spiegeln viel treffender den Sachverhalt wider als Ursache und Wirkung. Denn der Grund gibt die Begründung für die eingetretenen Folgen und aus den Folgen läßt sich der Grund folgern.

Der Grund einer Entwicklung liegt in dem Wesen einer Entwicklung. Das Wesen begründet den Widerspruch, und der Grund wird zur treibenden Kraft der Entwicklung des Wesens und der daraus folgenden Erscheinungen. Grund und Folge sind so zu den zwei Seiten des sie zusammenhaltenden Begriffs „Entwicklung“ geworden. Die Entwicklung teilt sich so in eine niedere Phase und eine höhere Phase, in ein Davor und ein Danach und noch ein Danach und noch ein Danach. All das können die formallogischen Begriffe Ursache und Wirkung nicht leisten.

Logisches und Historisches:

In der eröffnenden Analyse der Dinge spielen Grund und Folgen eine zentrale Rolle. Man will ja schließlich der Sache auf den Grund gehen. Das gelingt, wenn man sich Folge für Folge zum Grund vortastet. Die wirkliche historische Entwicklung spielt hierbei den Ariadne-Faden im Labyrinth der dialektischen Widersprüche. Man muß sich also an der historischen Entwicklung orientieren, um gar nicht erst falsche Voraussetzungen anzunehmen.

Logisches muß nicht immer wirklich sein. Logisches kann sogar grundsätzlich falsch sein. Mathematische Ableitungen aus angenommenen Dingen sind der beste Beweis dafür. Sie stimmen in sich, sind aber in

der Wirklichkeit gar nicht existent. Man rechnet sich eine Welt zurecht, wie sie nicht ist. Das unbestimmte Sein wird dann zur logischen Wirklichkeit, wie dies G.W.F. Hegel mit der prozessierenden absoluten Idee zuwege gebracht hat, ohne das konkrete Dasein zur Kenntnis nehmen zu wollen. Oder nehmen wir die Physiker, die in Einsteins Formeln wühlen, um darin versteckte Zusammenhänge zu finden. Daraus entsteht kein neuer Erkenntnisgewinn, höchstens Bestätigung für alte Erkenntnisse.

Historisches dagegen ist immer logisch. Denn Historisches ist wirklich Gewordenes. Und das Werden der Wirklichkeit bildet den Ausgangspunkt für das menschliche Denken, also die menschliche Logik. Denn die Logik der Natur bringt das Denken hervor. Das Denken vermag dann die Natur zu erkennen. Weil der Mensch ein natürliches Wesen ist (gerade aber sein natürliches Wesen verloren hat) ist er logischerweise wesentlich Natur: Und in ihm erkennt sich die Natur endlich selbst. Die Natur beginnt durch den Menschen zu denken und bewußt zu handeln. Hier ist es zu einem qualitativen Umschlag gekommen. Die unbewußte Natur kann ihrerseits plötzlich denken.

Indem der Mensch die Natur erkennt und begreift, erkennt und begreift er seine Natur, begreift er seine menschliche Natur und erkennt, daß er von nun an für die von ihm benutzte Natur einzig und allein die Verantwortung trägt. In diesem Moment hat die Natur die Verantwortung für das Tun des Menschen eingestellt. Wenn die Menschheit endlich erwachsen geworden ist, wird ihr die Verantwortung für die Natur schlagartig bewußt, wechseln Natur und Mensch die Pole, ab da geht der Mensch sorgsam mit der Natur um, denn nun versteht er sie und sich selbst. Dies ist ein historischer, logischer und notwendiger Prozeß. Bleibt er noch länger nur bloße Möglichkeit, wird die Natur die Menschheit dafür mit der Ausrottung bestrafen, so wie sie schon einige Male Menschenarten von der Erde getilgt hat, die dieser Entwicklung im Wege standen.

Dialektisch läßt sich übrigens wunderbar erklären, wie das Böse in die Welt gekommen ist. Nämlich aus der Weiterentwicklung des Guten zum Besseren und dessen spätere Entgegensetzung. Hier die Dialektik: Das Böse entstand dadurch, daß einige wenige Menschen besser sein wollten als die anderen. Sie wollten sich aus der Masse der Guten herausheben und noch mehr Gutes tun, indem sie sich mehr engagierten für das Gemeinwohl als der Durchschnitt. Dadurch aber stellten sie sich über den Durchschnitt. Die „Besseren“ wurden so zu den „wahren Guten“, die übrigbleibenden Guten zu den wahren Schlechten. Ab sofort war ein Gegensatz aufgetan zwischen den Besseren und den Schlechteren. Mit dem

Fortschritt dieses Gegensatzes zum Widerspruch wurden die besonderen „Besseren“ zu den allgemein Guten, und die vielen Schlechteren zu den allgemein Bösen. So entstand das besondere Böse aus dem anfänglich allgemein Guten. Diese Herleitung deckt sich ganz wunderbar mit dem Abstieg des liebsten Erzengels Gottes zum absoluten göttlichen Gegenspieler – zum Teufel. Diese ganze Herleitung ist natürlich völliger Quatsch, ein ausgedachtes Gedankenspiel, nichts historisch wirklich Stattgefundenes. Denn kein Mensch auf dieser Welt ist gut, und kein Mensch auf dieser Welt ist böse. Das sind alles nur Geschichten für dreijährige Kinder, die die Welt noch nicht verstehen können, weswegen sie ihnen auf diese schlichte Weise erklärt werden muß. Alle Menschen werden ausschließlich von ihren Interessen geleitet oder aber von dem Glauben, daß dies ihre Interessen sind. Wenn allerdings ein Staatsmann wie Ronald Reagan öffentlich die Sowjetunion als Reich des Bösen bezeichnet, sagt das über dessen Geisteszustand mehr aus, als alle seine Friedensbeteuerungen zusammen. Wenn man einen schlichten Schauspieler mit dem Verstand eines dreijährigen Kindes an die Spitze einer militärischen Supermacht stellt, dann kommt das heraus wie die heutige Gegenwart: Neoliberalismus von verantwortungslosen Wirtschaftsbossen und absolutes Chaos in der Politik, denn jeder ist sich selbst nur noch der nächste. Die brutalen Sklavenhalter-Demokratien der alten Griechen waren das beste Beispiel für Regierungen mit kindlichem Verstand und kindlichem Gerechtigkeitsgefühl.

9.2.2. Die das Denken vermittelnden Kategorien

Notwendigkeit und Möglichkeit:

Betrachtet man den dialektischen Widerspruch in seiner Entwicklung, dann führt die Fortentwicklung seines Wesens zur Notwendigkeit, und die Fortentwicklung seiner Erscheinungen führt zu neuen Möglichkeiten seiner Entwicklung. Notwendigkeit und Möglichkeit ergeben also den Oberbegriff der bedingten Entwicklung. Eine notwendige Entwicklung ergibt sich immer aus dem Wesen eines Widerspruchs, alle möglichen Entwicklungen dagegen aus seinen Erscheinungen. Die Form der Entwicklung selbst unterliegt den drei dialektischen Bewegungsgesetzen: Kampf und Einheit der Gegensätze; Umschlag von Quantität und Qualität und umgekehrt; Negation der Negation.

Nicht alles, was möglich ist, ist auch notwendig. Doch alles, was notwendig ist, ist jederzeit möglich. Die Notwendigkeit einer Entwicklung ist absolut, ihre Möglichkeiten sind relativ. Wohin dann die Reise geht, hängt vom Zusammenspiel der äußeren Bedingungen mit der inneren Notwendigkeit ab. So braucht eine Pflanze zur Entwicklung Licht, Luft, Wasser und Nährstoffe. Von der Menge und der Verteilung dieser Faktoren hängt es ab, wie gut oder schlecht sie sich entwickelt. Nichtsdestotrotz wird die Pflanze im Laufe ihrer Entwicklung eine Pflanze bleiben, egal, ob sie gut oder schlecht gedeiht. Die einzellige Pflanze dagegen kann, da noch alle Entwicklungsmöglichkeiten offen sind, sich in ein Tier verwandeln, indem sie aufhört, Photosynthese zu betreiben und anfängt sich von anderen Einzellern zu ernähren.

Notwendigkeit und Wirklichkeit:

Der Zusammenhang der Notwendigkeit mit der Wirklichkeit ergibt sich über die Gesetzmäßigkeiten von Natur und Gesellschaft. Die Gesetze der Natur erzeugen letztlich die Notwendigkeit, daß sich das Wesen eines Widerspruchs gegen seine vielen möglichen Erscheinungen behauptet. Die Erscheinungen können sich ändern, das Wesen bleibt. Das Wesen setzt sich in allen Erscheinungen durch, denn es sind ja seine eigenen Erscheinungen. Sowohl die Wirklichkeit als auch die Notwendigkeit unterliegen dem Wesen, was beide zueinander formiert, kopplungsfähig macht.

Eine Notwendigkeit muß über kurz oder lang zur Wirklichkeit werden, denn jeder gesetzte Widerspruch enthält in sich die Notwendigkeit, das entwickelte Wesen. Die Notwendigkeit ist damit latent in jedem Widerspruch immer vorhanden. Um Wirklichkeit werden zu können, muß die Notwendigkeit von der Möglichkeit Gebrauch machen, sich erstens zu entwickeln, und zweitens über ihre Möglichkeiten mit der Außenwelt in Kontakt zu treten, an Äußeres anzubinden, um daraus die zur Entwicklung notwendige Energie ins Innere des Widerspruchs ziehen zu können. Jeder Widerspruchskeim enthält in sich wie jeder wirkliche Keimling nur eine begrenzte Energiemenge, die einen ersten Wachstumsschub ermöglicht. Findet der Keimling danach keine äußere Anbindung, aus der er neue Energie ziehen kann, muß er verkümmern. Auch dies ist eine Notwendigkeit, die zur Wirklichkeit wird.

Notwendigkeit und Zufall:

Während Notwendigkeit und Möglichkeit zunächst ein innerer Zusammenhang ist, in dessen Verlauf auch äußere Entwicklungsmöglichkeiten

entstehen können, diese aber wiederum nur in den bestehenden Widerspruch hinein wirken, trifft der Zufall als äußerer Widerspruch immer von außen auf einen bestehenden Widerspruch, in den er dann nicht hineinwirkt, sondern auf den er einwirkt oder ihn gleich ganz aus der Bahn wirft.

Wenn es eine Notwendigkeit war, daß die Menschheit die Sklaverei überwunden hat, so hätte jederzeit diese Entwicklung verhindert werden können durch einen großen Meteoriteneinschlag aus dem Weltall.

Jedes äußere Ereignis, das mit dem ursprünglich beobachteten Widerspruch nichts zu tun hat, aber in einem bestimmten Moment dessen Weg kreuzt, kann die innere Bestimmung der notwendigen Entwicklung zunichte machen, in andere Bahnen lenken oder wenigstens verzögern.

Zufälle können jedoch selbst zur Notwendigkeit werden, nämlich zur zufälligen Notwendigkeit, wenn man sie herausfordert. Jeder weiß, daß er seine Wohnung oder sein gewohntes Umfeld verlassen muß, wenn er jemand Neues kennenlernen will. Er sucht aktiv die zufällige Notwendigkeit.

Ein notwendiger Zufall ergibt sich, wenn eine Stalkerin beständig ihrem angebeteten Idol hinterherjagt. Irgendwann muß sie mit ihm zusammenprallen.

Substanz und Modus bzw. Modi:

Die Substanz ist die innere Einheit der ganzen Vielfalt der Wirklichkeit. Der Modus wiederum ist eine ganz bestimmte Existenzform der Substanz, eine Modifikation derselben.

Während die Kategorie Wesen – Erscheinung ein direktes Wesensverhältnis darstellt, können unter der Kategorie Substanz – Modi alle möglichen Erscheinungsverhältnisse subsumiert werden, die von ihrer Substanz vollkommen entfremdet sind. Derartige Erscheinungsverhältnisse suggerieren – wenn man sie oberflächlich untersucht – als Ursache ihrer Entwicklung nicht die ihr zugrunde liegende Substanz, sondern ganz außerhalb dieser Substanz liegende Verhältnisse bzw. Gründe.

So zeigt sich der Begriff des Zinses auf der Oberfläche der Erscheinungen als Preis des Geldes, der aus dem Verleihen von Geld entspringt. Die Grundrente wiederum leitet sich vom Wert des Bodens ab. Die Substanz von Zins und Grundrente ist in Wirklichkeit jedoch die Mehrarbeit der Lohnarbeiter. Diese Mehrarbeit verwandelt sich nach der Produktion beim Verkauf der Ware in Profit, und aus diesem Unternehmerprofit lassen sich die Geldverleiher und Grundeigentümer ihren spezifischen Profit, nämlich den Zins und die Grundrente auszahlen mittels ihrer öko-

nomischen Gewalt gegenüber den fungierenden Kapitalisten, die diesen Gesamtprofit erst realisieren müssen. Grundeigentümer und Zinseintreiber sind also in Wirklichkeit Parasiten an der Kehle der fungierenden Kapitalisten. Sie erscheinen aber als zwei grundlegende Voraussetzungen dafür, daß der Fabrikbesitzer überhaupt produzieren kann.

Die Modi der Substanz sind also vermittelte und nochmals vermittelte Verhältnisse, die sich in der wahrgenommenen Wirklichkeit immer mehr von ihrer sie hervorbringenden Substanz entfernt haben und inzwischen ein fröhliches Eigenleben führen. Diese Modi in ihrer verkehrten Verkettung aufzulösen und auf ihre wirkliche Substanz zurückzuführen, erfordert gewaltige Denkarbeit und bereitet fast immer die größten Kopferbrechen beim Durchdringen der Erscheinungswelt.

„Die unbegreifliche Form, die wir an der Oberfläche vorfinden und von der wir in der Analyse daher ausgingen, finden wir wieder als das Resultat des Prozesses, worin nach und nach die Gestalt des Kapitals immer entfremdet und beziehungsloser auf sein inneres Wesen wird.“³⁷, schreibt Marx als Rückblick auf seine Arbeit an den drei Bänden des „Kapital“, dessen erster Band sich mit der Substanz des Kapitals beschäftigt, und dessen dritter Band die besonderen Erscheinungsverhältnisse auf der Oberfläche des Kapitals aufzeigt, seine Modi. Der erste Band des „Kapital“ steht also im direkten Gegensatz zum dritten Band. Dieser Gegensatz wird aufgehoben durch den zweiten Band, der den Produktionsprozeß des Kapitals im ersten Band durch den Zirkulationsprozeß mit dem im dritten Band dargestellten Verteilungsprozeß organisch verbindet. Der erste Band zeigt somit das Wesen des Kapitals, der zweite Band dessen Erscheinungen und der dritte Band die Wirklichkeit. Erst im dritten Band wird das Kunststück vollbracht, die Begrifflichkeiten und Zusammenhänge des Alltagsverstandes mit den Begrifflichkeiten und Zusammenhängen des wissenschaftlichen Verstandes in Einklang zu bringen.

Inhalt und Form:

In der Kunst ist der Streit um Inhalt und Form so alt wie die Kunst selbst. Das liegt daran, daß Kunst wesentlich Form ist, zumindest in der bildenden Kunst. Inhalt und Form sind aber genau wie Notwendigkeit und Möglichkeit nur ein Entwicklungsprodukt von Wesen und Erscheinung.

Wenn sich Wesen und Erscheinung entwickeln, müssen sie sich irgendwann auch manifestieren. Das Wesen gerinnt zum Inhalt, die Erscheinung

37 Karl Marx: Theorien über den Mehrwert. M/E Bd. 26.3, S. 458

zur Form. Beide bedingen einander und schließen sich zugleich aus. Beide können ineinander übergehen und auseinander hervorgehen. Die Form kann z.B. bei formschlüssigen Verbindungen wie bei Keilwellenprofilen wesentlich werden, obwohl in aller Regel der Inhalt das Wesentliche ist und seinerseits die Form bestimmt.

Der Inhalt bestimmt die Form: Der menschliche Magen hat die Aufgabe die feste Nahrung in einen Nahrungsbrei zu verwandeln und den Verdauungsprozeß einzuleiten. Der Inhalt des Magens bestimmt also wesentlich seine Form und seinen Aufbau. Starke Muskeln umschließen die Magenwände, um die Nahrung zu Brei kneten zu können. Innen muß der Magen hohl und sackförmig sein, um die Nahrung aufnehmen und halten zu können. Magensäure ist notwendig, um die Nahrung verdauen zu können. Um nicht selbst verdaut zu werden, braucht der Magen deshalb eine dicke Schleimhaut im Innern, die die Magensäure von der Magenwand scheidet. Desweiteren braucht der Magen vorn und hinten einen Ein- und Ausgang, um die Nahrung aufnehmen und weitergeben zu können. All das macht letztlich seine Form notwendig aus.

Wenn Inhalt und Form nicht übereinstimmen – und sowas gibt es eigentlich nur in der Kunst, etwas Künstlichem – dann entsteht ein Mißverhältnis, ein Mißton, der als störend empfunden wird. Man muß aber schon genauer hinschauen, will man den Grund für den Mißton finden. Ein dummes Bühnenstück kann durch eine dumme Aufführung vielleicht gerettet werden. Dann werten wohl die meisten Zuschauer das als witzig. Ein inhaltsloses Bühnenstück kann durch Farbe und Pracht zu einem Erlebnis für die Sinne werden, aber niemals zum Erlebnis für den Verstand. Wenn das notwendige Maßverhältnis von Inhalt und Form verletzt wird, dann sprengt der Inhalt die Form oder die Form erdrückt den Inhalt. Da der Mensch immer mehr Künstliches erschafft, wird das problematische Verhältnis von Form und Inhalt deshalb immer wichtiger.

9.2.3. Die das Denken beschließenden Kategorien

Konkretes und Abstraktes:

Wer die Welt wirklich verstehen will, muß sie sich als Ganzes aneignen. Dem jedoch stehen auf der einen Seite das begrenzte Aufnahmevermögen und die beschränkte Denkgeschwindigkeit des menschlichen Gehirns entgegen und auf der anderen Seite die Begrenztheit der menschlichen Sin-

ne. Die Welt ist einfach zu groß, als daß sie in einem einmaligen Akt der Aneignung aufgenommen und verstanden werden könnte. Selbst wenn es dem Menschen gelänge, sich außerhalb des Universums aufzustellen, würde er nur das große Ganze sehen, die inneren Zusammenhänge blieben ihm verborgen. Es ist also egal, wo sich der Mensch in dieser Welt aufstellt, er muß immer einen geeigneten Maßstab für seine Betrachtungen wählen, um sowohl das große Ganze zu sehen als auch die kleinen inneren Zusammenhänge erkennen zu können. Dennoch ist es nicht vollkommen egal, von wo aus er mit seinen Betrachtungen beginnt. Denn wenn er vom großen Ganzen ausgeht, den Gesamtzusammenhang also zuerst erkennt, dann hat er bereits das Prinzip gefunden, wonach alles in diesem System funktioniert. Derjenige hat die größte und wichtigste Erkenntnis zuerst gewonnen, und kann dann die Details in ihrer Besonderheit in den Gesamtorganismus zielgerichteter einordnen. Dies ist mit Sicherheit der kürzere Weg zur Erkenntnis des Universums.

Das Universum, das aus nichts anderem als bewegter Materie besteht, hat sich aus dem inneren Gegensatz von Materie und Bewegung gebildet. Aus diesem einen Gegensatz ist alles Existierende entstanden. Deswegen muß in allem und jedem dieser Gegensatz fortexistieren. Die Entwicklung dieses Gegensatzes hat alles geschaffen, uns und alles, was um uns herum und selbst in uns existiert. Die gesamte Entwicklung des Universums ist also von einem einfachen Gegensatz ausgehend entstanden. Deshalb muß das menschliche Denken immer von dieser Tatsache ausgehen. Erst recht, wenn es materiell gezwungen ist, sich die große Welt in lauter kleinen Schritten anzueignen.

Um im Detailreichtum der Welt nicht verloren zu gehen, müssen wir beim Erkenntnisprozeß der Welt die störenden Details ausblenden, wir müssen von ihnen absehen, also von ihnen abstrahieren. Die Abstraktion im Denken ist das Mittel, um sich die Welt geistig Stück für Stück aneignen zu können, ohne sich in der Vielfalt der Welt zu verlieren. Denn mit dem Abstrahieren wird zugleich der zu untersuchende Gegenstand tiefer erfaßt. Wir sondern das Wesentliche vom Nebensächlichen, wir strukturieren sein Innerstes.

Das Abstrahieren ist wesentlich verbunden mit den Kategorien Wesen und Erscheinung, Gesetz, Logisches und Historisches, Sinnliches und Rationales, Analyse und Synthese. Abstraktes und Konkretes wiederum bilden eine Wesenseinheit von Allgemeinem, Einzelem und Besonderem, und zwar dergestalt, daß die einzelnen Begriffe sich zu Subjekt und Attribut verbinden. So entsteht beispielsweise das abstrakte Einzelne oder das

konkrete Allgemeine. Alle fünf Begriffe können miteinander verbunden werden. Sie spiegeln dann verschiedene Aspekte eines großen Ganzen wider und ergeben dessen Vielfalt.

Wenn wir uns die Welt aneignen, dann gehen wir vom sinnlich Konkreten aus. Das bedeutet, daß wir mit unseren Sinnen einen konkreten Gegenstand zu erfassen suchen. Wir stellen in diesem eröffnenden Prozeß all diejenigen Eigenschaften des Gegenstandes fest, die sich mit unseren Sinnen erfassen lassen. Wir sammeln Tatsachen. Es reicht aber nicht aus, die Tatsachen zu sammeln und dann in einer Matrix irgendwie ordnen zu wollen. Wir müssen die wesentlichen Erscheinungen von den nebensächlichen Erscheinungen trennen. Wir müssen die für den jeweiligen Gegenstand typischen Erscheinungen herausfinden, um ihm einen Begriff geben zu können, ansonsten nämlich könnten wir es bei einem Namen bewenden lassen, und uns schon dem nächsten Gegenstand der Untersuchung zuwenden. Erst das Wesen eines Gegenstandes, einer Sache oder eines Prozesses ergibt seinen Begriff. Was wir hier betreiben, nennt sich Analyse. Der genaue Begriff ist das Ergebnis der Analyse.

Mit dem Begriff haben wir das Wesen eines Dings. Doch darin erschöpft sich das Ding nicht. Es ist vielfältiger, reicher, bunter. Im Prozeß seiner Selbstentwicklung wird das Ding oder der Prozeß gehaltvoller. Neue Facetten kommen hinzu. Facetten, die dem bisherigen Entwicklungsprozeß eine ganz neue Richtung geben können. Es müssen also genauso intensiv auch die Erscheinungen der Sache untersucht und zu seinem Wesen in eine bestimmte Beziehung gestellt werden.

Während wir im Prozeß der Analyse zu den inneren Zusammenhängen einer Sache vorstoßen, müssen wir im Prozeß der Synthese die festgestellten einzelnen Erscheinungen der Sache aus seinem Wesen ableiten können. Das ist sozusagen die mathematische Proberechnung und die Bestätigung, daß wir richtig analysiert und richtig gedacht haben. Zugleich vertieft die Synthese das Verständnis für das Gesamtereignis. Erst jetzt wird es möglich, Aussagen über die zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten dieser Sache abzugeben.

Das gedankliche Aufsteigen vom sinnlich Konkreten zum Abstrakten³⁸ erzeugt eine neue Qualität des Wissens. Das empirische Empfinden eines Gegenstandes wird im rationalen Verständnis desselben aufgehoben. Es ist die erste gedankliche Negation des Gegenstandes. Er ist nun nicht mehr nur sinnlich im Gehirn vorhanden, sondern rational vom

³⁸ „Durch die Abstraktion wendet sich das Denken vom Gegenstand ab, aber nur, um ihn tiefer zu erfassen.“ Aus Rosenthal/Schtraks: „Kategorien der materialistischen Dialektik“, Dietz 1959, S. 372

Gehirn verstanden. Der Gegenstand liegt jetzt quasi „digitalisiert“ im menschlichen Hirn vor. Ab sofort brauchen wir den konkreten Gegenstand nicht mehr für die weitere Untersuchung. Denn der Gegenstand ist jetzt zu einer Theorie geworden.

Doch noch ist der Gegenstand nicht umfassend erkannt. Ein zweites gedankliches Aufsteigen ist notwendig. Das Aufsteigen vom Abstrakten zum geistig Konkreten. Während wir beim Aufsteigen vom sinnlich Konkreten zum Abstrakten den Begriff des Gegenstandes bilden, füllen wir beim Aufsteigen vom abstrakten Begriff zum konkreten Begriff denselben mit Inhalt. Jetzt findet die zweite Negation statt: Der inhaltvolle Begriff wird zum Abbild der Wirklichkeit. Wir zeigen die inneren Zusammenhänge auf, die zwischen dem Wesen des Begriffs und seinen begrifflichen Erscheinungen bestehen, und wir decken die äußeren Zusammenhänge auf, die den Begriff mit anderen Begriffen verbinden. Das praktisch Verbindende sind die Erscheinungen, das theoretisch Verbindende die diffizilen Übergänge verschiedener Wesen über ihre eigenen Erscheinungen zu anderen Erscheinungen von anderen Wesensheiten. Dieser konkretisierte Begriff wird schließlich zum Ausgangspunkt des praktischen Beweises, daß der Begriff mit der Wirklichkeit zusammenfällt. Das ist die Probe aufs Exempel, hier muß sich die Wahrheit des gefundenen Begriffs offenbaren.

All das hier Gesagte gilt nicht nur für die Findung und Konkretisierung von Begriffen, genauso für die Findung der Wahrheit von komplexen Prozessen und Zusammenhängen. Allerdings sind dann auch die bestehenden Zusammenhänge komplexer.

Allgemeines/Einzernes/Besonderes:

Die Kategorie Allgemeines – Einzelnes – Besonderes ist eine Kategorie, die über alle anderen Kategorien hinausreicht. Sie gibt der dialektischen Begriffswelt eine übergreifende Hierarchie, vom sinnlichen Erkennen, über die Analyse und die Synthese bis zur Praxis, dem Kriterium der Wahrheit. In allen Teilen des Erkenntnisprozesses muß immer wieder eine Zuordnung und eine Rückmeldung des Erforschten zum Einzelnen, Allgemeinen und Besonderen vorgenommen werden.

Wenn wir einen Begriff definieren, dann müssen wir das Allgemeine mit dem Besonderen verbinden: Imperialismus ist monopolistischer Kapitalismus, wobei der Kapitalismus das Allgemeine, also Übergreifende ist, das Monopol dagegen seine neue besondere Form. Doch damit allein ist der Imperialismus nicht vollständig erfaßt. Damit ist nur sein Wesen

erfaßt. Die vielen nationalen Spielarten des Imperialismus bleiben ausgeblendet, sie sind weggelassene Einzelheiten, die für den Begriff ohne Belang sind, für die Erkenntnis der Vielfalt des Imperialismus dagegen schon. Kurz und gut, Begriffe sind gedankliche Abbilder der Wirklichkeit, die Wirklichkeit selbst aber ist kein Abbild, sie ist reichhaltig, vielfältig und vor allem veränderlich. Abstrakte Begriffe sind zwar mehr als Namen und Worthülsen. Doch die Vielfalt der Wirklichkeit erschöpft sich nicht in Begriffen an sich. Diese Vielfalt muß im Denken durch geeignete Wortkombinationen, also Sätze, dargestellt werden. Und diese Sätze wiederum müssen eine Bewegung ausdrücken. Die Bewegungen der Sätze müssen sich so miteinander verschlingen, wie sich die wirklichen Bewegungen in der Natur und in der Gesellschaft tatsächlich verschlingen. Begriffe, Kategorien und Gesetze können deshalb nur ein Skelett sein, um zielgerichtet und wirklichkeitsnah denken zu können. Die Erkenntnisse selbst lassen sich aber nicht allein mit wahrhaftigen Begriffen ausdrücken, sondern nur in einem längeren oder kürzeren Aufsatz aus vertiefenden Sätzen über den Untersuchungsgegenstand.

Während des gesamten Erkenntnisprozesses müssen die einzelnen Untersuchungsgegenstände, das heißt, die dialektischen Widersprüche, miteinander in Beziehung gebracht werden. Durch das Unterscheiden in Einzelnes, Allgemeines und Besonderes bekommt man eine Hierarchie in das untersuchte System. Hierbei ist es aber so, daß die allgemeine Hierarchiefolge Einzelnes, Allgemeines und Besonderes sowohl im Innern des Untersuchungsgegenstandes gefunden werden muß, als auch in den äußeren Verbindungen des Widerspruchs. Und genau das ist das Schwierige.

Allgemeines – Einzelnes – Besonderes bilden eine Triade, einen Triangel, bei dem jeder Begriff zum Oberbegriff der beiden anderen werden kann. Im Einzelnen findet sich Besonderes, zugleich auch Allgemeines und umgedreht und umgedreht. Da die existierende Welt aus einem einzigen Widerspruch hervorgegangen ist, hängt zwangsläufig alles mit allem zusammen. Alles, was existiert, besteht aus nichts anderem, als aus Energie. Die Energie schafft die Bewegung an sich und damit Raum(-energie) und Zeit(-energie) für sich. Alle reinen Energieformen (Bewegung, Gravitation) und alle vermittelten Energieformen (Körper) bestehen aus sich bewegender Materie, die sich selbst wieder in einer Höherentwicklung befindet. Über die Triade Allgemeines – Einzelnes – Besonderes sind alle Erscheinungsformen der Materie (Energie) miteinander verbunden. Alles Einzelne ist durch Tausende von Übergängen mit Einzelnem anderer Art untereinander verknüpft. Und alle diese Einzelne können wiederum zu-

sammengefaßt oder aufgesplittet werden in besondere Allgemeine oder in einzelne Besondere usw. usf. Kurz, die wirklichen Verknüpfungen der einzelnen Widersprüche lassen sich durch die Triade darstellen, wobei die vielen einzelnen Ebenen der Verknüpfungen herausgearbeitet werden müssen. Man kann in der Dialektik also durchaus ein Ozonmolekül über dem Indischen Ozean in einer dialektischen Kette mit einem Wassermolekül im Marianengraben verbinden. Und eine solche Verbindung existiert tatsächlich, wenn nicht in der Gegenwart, dann mit Sicherheit in der Vergangenheit oder aber über einen Zeitraum, der nach Jahrmillionen zählen kann.

9.3. Die Urteile und Schlüsse der Dialektischen Logik

Im zweiten Band seiner Logik begründet Georg Wilhelm Friedrich Hegel in genialer Weise, wie dialektisch gedacht werden muß, damit man zu einer Erkenntnis kommt. Dafür stellte er die notwendigen Begriffe und Kategorien nicht einfach nur zusammen, sondern leitete sie logisch auseinander ab. Er brachte somit den Entwicklungsgedanken in die forschende Logik hinein. Beim Blick in seine „Lehre vom Begriff“ wird der große Fortschritt Hegels z.B. gegenüber Kant deutlich: Der Begriff ist Ausgangs- und Endpunkt des Urteilens und Schließens. Die Bewegung der Urteile über den Begriff erfolgt im Fortschritt vom Einzelnen über das Besondere zum Allgemeinen, an die sich zwei weitere Umläufe anschließen, um am Ende der drei Bewegungen zum Allgemeinen aller drei Bewegungen zu kommen, dem abschließenden Urteil. Diese Art des Urteilens und Schließens ist ein Aufsteigen vom Konkreten zum Abstrakten und in einer zweiten Negation zum höheren Konkreten (beim Idealisten Hegel genau andersherum).

Für alle physikalischen, chemischen und zum Teil auch biologischen Prozesse ist das Hegelsche Aufsteigen im Erkenntnisprozeß völlig ausreichend. Bei darüber hinausgehenden Prozessen und weitläufigen Zusammenhängen wie der Beschreibung des Wetters oder dem Erkennen gesellschaftlicher Zusammenhänge müssen erstens weitere Betrachtungsebenen eingeführt werden und zweitens die Rolle des Zufalls mit eingeschlossen werden. Denn das im Prozeß steckende Logische kann sich oft in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen nicht gleich durchsetzen, weil es von bestimmten Kräften bewußt oder aus Unkenntnis daran gehindert wird.

Das konkrete Dasein ist dann nicht das logische Dasein, also das, was notwendig aus dem Prozeß resultieren sollte. Das konkrete Dasein muß dann durch ein abstraktes Dasein ersetzt werden, also dem Sein.

Karl Marx, der die Hegelsche Dialektik übernommen hatte, stieß im Zuge seiner Untersuchungen der ökonomischen Kategorien des Kapitalismus eben auf dieses Problem und entwickelte es deshalb in oben beschriebener Form weiter. Das neue System hat den Vorteil, das Historische logisch entwickeln zu können, ohne das Historische zu verfälschen. Das neue System vermeidet nur alle Umwege, die im historischen Prozeß gegangen werden, dem logischen Prozeß aber nichts Neues hinzufügen. Zugleich bietet dieses neue System den Vorteil, daß es dem Rezipienten sehr viel leichter fällt, dem Vortragenden zu folgen, weil sich das eine logisch aus dem anderen ergibt. Das heißt, die Forschung benutzt den Urteils- und Schließensprozeß von Hegel, die Darstellung der erzielten Forschungsergebnisse dagegen den Marxschen Prozeß. {Auf der gegenüberliegenden Seite ist versucht worden, in einem Schema und in wenigen Begriffen die beiden Wege des Erkennens, die deduktive und die induktive Form, gemeinsam darzustellen. Die Forschung geht den deduktiven Weg, die Popularisierung der Forschungsergebnisse den induktiven.}

Friedrich Engels hat in seiner „Dialektik der Natur“ den Urteilsprozeß von Hegel am klarsten zusammengefaßt. Hier sein Fazit: „*Getreu seiner Einteilung der ganzen Logik gruppiert Hegel die Urteile als:*

1. Urteil des Daseins: *die einfachste Form des Urteils, worin von einem einzelnen Ding eine allgemeine Eigenschaft bejahend oder verneinend ausgesagt wird (positives Urteil: Die Rose ist rot; negatives Urteil: Die Rose ist nicht blau; unendliches Urteil: Die Rose ist kein Kamel);*

2. Urteil der Reflexion: *worin vom Subjekt eine Verhältnisbestimmung, eine Relation ausgesagt wird (einzelnes Urteil: Dieser Mensch ist sterblich; besonderes Urteil: Einige oder viele Menschen sind sterblich; allgemeines Urteil: Alle Menschen sind bzw. der Mensch ist sterblich);*

3. Urteil der Notwendigkeit: *worin vom Subjekt seine substantielle Bestimmtheit ausgesagt wird (kategorisches Urteil: Die Rose ist eine Pflanze; hypothetisches Urteil: Wenn die Sonne aufgeht, so ist es Tag; disjunktives Urteil: Der Schuppenmolch ist entweder ein Fisch oder ein Amphibium);*

4. Urteil des Begriffs: *worin vom Subjekt ausgesagt wird, inwieweit es seiner allgemeinen Natur oder wie Hegel sagt seinem Begriff entspricht (assertorisches Urteil: Dies Haus ist schlecht; problematisches Urteil: Wenn ein Haus so und so beschaffen ist, so ist es gut; apodiktisches Urteil: Das Haus, so und so beschaffen, ist gut);*

Forschungsweise

- 1.) **Urteil des Daseins** [einzelnes Urteil]: Wissen über die Eigenschaften einzelner Dinge;
- 2.) **Urteil der Reflexion** [besonderes Urteil]: Wissen über die Zusammenhänge der Dinge
- 3.) **Urteil der Notwendigkeit** [besonderes Urteil]: Substanz der Dinge, Gesetze;
- 4.) **Urteil des Begriffs** [allgemeines Urteil]: Gesetze von den Zusammenhängen der Dinge;

Dies ist das Aufsteigen vom sinnlich Konkreten zum gedanklich Abstrakten, ein Analyseprozeß. Dabei darf man jedoch nicht stehenbleiben. Es muß sich der abschließende Syntheseprozess anschließen, die gedankliche Konkretisierung des Begriffs.

- a.) **Einzelner zusammenfassender Schluß**
- b.) **Besonderer zusammenfassender Schluß**
- c.) **Allgemeiner zusammenfassender Schluß**

Urteile und Schlüsse ergeben zusammen die dialektische Forschungsweise, die am tiefgründigsten die Vorgänge in der Natur und der Gesellschaft beschreibt.

ANALYSE

SYNTHESE

Wenn die Ergebnisse von Analyse und Synthese vorliegen und sie sich gegenseitig stützen, also theoretisch wahr sind, dann kann dennoch dem Publikum das Nachvollziehen der gesamten analytischen Arbeit nicht zugemutet werden. Das Publikum benötigt zum Verständnis des Ganzen nur die logische Kette, weshalb die Darstellungsweise sich von der Forschungsweise notwendig unterscheiden muß. Denn die Logik des Prozesses ist bei hochkomplexen Entwicklungen nicht deckungsgleich mit dem tatsächlichen historischen Prozeß, weshalb Marx die Hegelsche Klassifikation der Komplexität der Wirklichkeit angeglichen hat.

Darstellungsweise

- 1.) **Urteil des Seins**
- 2.) **Urteil des Wesens**
- 3.) **Urteil der Erscheinungen**
- 4.) **Urteil der Wirklichkeit**

Hier wird das Historische durch das tatsächlich historisch gewordene Logische ersetzt und alle Irrwege und Wirrungen des Historischen weggelassen, da sie nur vom Gesamtverständnis der Entwicklung ablenken.

- a.) **Einzelne Zusammenhänge** [Kampf /Einheit d. Gg.]
- b.) **Besondere Zusammenhänge** [Quantität-Qualität]
- c.) **Allgemeine Zusammenhänge** [Negation d. Neg.]

ANALYSE

SYNTHESE

1. ist einzelnes Urteil, 2. und 3. sind besondere Urteile, 4. ist ein allgemeines Urteil.

So trocken sich dies hier auch liest, und so willkürlich auch auf den ersten Blick diese Klassifikation der Urteile erscheinen mag, so wird doch die innere Wahrheit und Notwendigkeit dieser Gruppierung jedem einleuchtend werden, der die geniale Entwicklung in Hegels ‚Großer Logik‘ durchstudiert. Wie sehr aber diese Gruppierung nicht nur in den Denkgesetzen, sondern auch in den Naturgesetzen begründet ist, dafür wollen wir hier ein außer diesem Zusammenhang sehr bekanntes Beispiel anführen:

Daß Wärme Reibung erzeugt, wußten schon die vorgeschichtlichen Menschen praktisch, als sie das Reibfeuer erfanden und noch früher kalte Körperteile durch Reibung erwärmten. Aber von da bis zur Entdeckung, daß Reibung überhaupt eine Wärmequelle ist, sind wer weiß wieviel Jahrtausende vergangen. Genug, die Zeit kam, wo das menschliche Gehirn sich hinreichend entwickelt hatte, um das Urteil fällen zu können: **Die Reibung ist eine Quelle von Wärme, ein Urteil des Daseins, und zwar ein positives.**

Wieder vergingen Jahrtausende, bis 1842 Mayer, Joule und Colding formulierten: **Alle mechanische Bewegung ist fähig, sich vermittelt der Reibung in Wärme umzusetzen.** So viel Zeit und eine enorme Menge empirischer Erkenntnisse waren erforderlich, bis wir in der Erkenntnis vom obigen positiven Urteil des Daseins zu diesem universellen Urteil der Reflexion vorrücken konnten.

Schon drei Jahre später konnte Mayer das Urteil der Reflexion auf die Stufe erheben, auf der es jetzt Geltung hat: **Jede Form der Bewegung ist ebenso befähigt wie genötigt, unter den für jeden Fall bestimmten Bedingungen, direkt oder indirekt, in jede andre Form der Bewegung umzuschlagen** – Urteil des Begriffs, und zwar apodiktisches, höchste Form des Urteils überhaupt.

Was bei Hegel als eine Entwicklung der Denkform des Urteils als solchen erscheint, tritt uns hier entgegen als Entwicklung unserer auf empirischer Grundlage beruhenden theoretischen Kenntnisse von der Natur der Bewegung überhaupt. Das zeigt denn doch, daß Denkgesetze und Naturgesetze notwendig miteinander stimmen, sobald sie nur richtig erkannt sind.

Wir können das erste Urteil fassen als das der Einzelheit: Das vereinzelte Faktum, daß Reibung Wärme erzeugt, wird registriert. Das zweite Urteil als das der Besonderheit: Eine besondere Form der Bewegung, die mechanische, hat die Eigenschaft gezeigt, unter besondern Umständen

(durch Reibung) in eine andre besondere Bewegungsform, die Wärme, überzugehen. Das dritte Urteil ist das der Allgemeinheit: Jede Form der Bewegung hat sich erwiesen als befähigt und genötigt, in jede andre Form der Bewegung umzuschlagen. Mit dieser Form hat das Gesetz seinen letzten Ausdruck erlangt. Wir können nun durch neue Entdeckungen ihm neue Belege, neuen, reicheren Inhalt geben. Aber dem Gesetz selbst, wie es da ausgesprochen, können wir nichts mehr hinzufügen. In seiner Allgemeinheit, in der Form und Inhalt beide gleich allgemein, ist es keiner Erweiterung fähig: *Es ist absolutes Naturgesetz.*“

In Hegels wie auch Marxens Urteilsschlüssen finden sich das Einzelne, Besondere und Allgemeine verknüpft mit dem Einfachen, dem Entwickelten und dem Höherentwickelten wiederum verknüpft mit dem Konkreten und Abstrakten. Durch Hinzufügen eines Attributs zum Subjekt erfolgt eine weitere nähere Bestimmung. Alles das sind einzelne Betrachtungsebenen, die es erlauben, immer tiefer in die Zusammenhänge hinabzusteigen und das eine vom anderen sauber zu scheiden. Man muß nur vor jeder weiteren Bestimmung die vorhergehende genau vermerken, damit man bei der Analyse oder Synthese nicht die konkrete rote Rose mit der abstrakten Rose oder dem Rosenduft allgemein durcheinanderbringt, und so leicht falsche Schlüsse zieht. Außerdem verstecken sich im Einzelnen das Gesetz vom Kampf und der Einheit der Gegensätze, im Besonderen das Gesetz vom Umschlagen von Quantität in Qualität und umgekehrt und im Allgemeinen das Gesetz der Negation der Negation. So z.B. unterscheiden sich Urteil und Schluß durch die Negation der Negation. Das erste Urteil ist die erste Negation des Daseins zum Begriff, das folgende zweite Urteil ist die zweite Negation, diesmal des Begriffs, der dadurch seinen Inhalt bekommt.

9.4. Das Kriterium der Wahrheit und die absolute Wahrheit

Die beiden Gegensätze Wahr und Falsch bilden die beiden absoluten Pole, zwischen denen sich das individuelle menschliche Denken seit 2,5 Millionen Jahren bewegt. Dazwischen liegen die relativen Wahrheiten und die relativen Falschheiten. Der Gesamtprozeß der menschlichen Erkenntnis jedoch bewegt sich nicht zwischen Wahr und Falsch, sondern mit der Höherentwicklung der Menschheit von noch nicht verstandenem Wissen über ein teilweises Verstehen des Wissens bis zur Einsicht in die Notwen-

digkeiten, sprich zur Vernunft. Dieser Prozeß ist ein beständiges Annähern und Fliehen, ein Bestätigen und Zweifeln, ein erneutes Bestätigen mit anschließendem Aufbewahren dieses Wissens, um sich danach mit dem aufbewahrten Wissen an neue noch unverstandene Prozesse heranzuwagen. Was dabei wahr und was falsch ist, muß zunächst in der Theorie geklärt werden. Dies geschieht durch das Sammeln von Fakten und das Durchdenken der Fakten, das heißt, die Fakten müssen in einen inneren oder äußeren logischen Zusammenhang gebracht werden. Ist dies vollbracht, kann durch Synthese die logische Probe auf die Erkenntnis vorgenommen werden. Am Ende muß sich die neue Erkenntnis in der Praxis bewähren. Gelingt das, kann die Erkenntnis oder das entdeckte Gesetz in den ewigen Wissensspeicher der Menschheit aufgenommen werden.

Das Kriterium für die Wahrheit ist demnach immer die Praxis. Erst die Praxis kann die endgültige Bestätigung dafür liefern, ob eine Behauptung, eine Theorie, ein Axiom oder ein Gesetz wahr oder falsch ist. Die Wahrheit oder Falschheit hängt also allein davon ab, ob die erkannte subjektive Dialektik mit der objektiven Dialektik übereinstimmt, ob die objektive Realität im menschlichen Bewußtsein deckungsgleich widergespiegelt wird.

Der Begriff der Wahrheit kommt in der vormenschlichen Natur nicht vor. Die Natur war weder wahr noch falsch, sie war einfach nur wirklich. Denn die Wirklichkeit ist die wirkende Ganzheit, auch ohne Menschen. Erst mit dem Menschen trat die Wahrheit in die Wirklichkeit. Denn der Mensch ist das Bewußtsein der Natur. Als Bewußtsein der Natur muß er sich ein Bild machen von der Natur und sich selbst. Dieses Bild kann jedoch niemals vollständig die Natur abbilden, weil das Universum ein in sich geschlossenes Unendliches ist, das mit den endlichen Mitteln des menschlichen Gehirns nicht annähernd adäquat widergespiegelt werden kann. Ein Gehirn muß vom Besonderen abstrahieren, um sich das Einzelne stückchenweise aneignen zu können; und selbst das Einzelne muß verallgemeinert werden, um zum einen den Überblick nicht zu verlieren und zum anderen Zusammenhänge erkennen zu können; wobei bei den Zusammenhängen selbst wieder besondere, einzelne und allgemeine unterschieden werden müssen.

Das stückchenweise Aneignen der Natur kann schnell zu Halbwissen führen, wenn die Gesetze der Natur nicht erkannt und die daraus folgenden Gesetze des Denkens durch nur ausgedachte Denkgesetze ersetzt werden. Die Aneignung der Natur erfolgt über relative Wahrheiten. Wenn diese relativen Wahrheiten jedoch nur Bruchstücke sind, die ohne

Beziehung zueinander bleiben, bläht sich Wissen auf, das ein einzelnes menschliches Hirn nicht fassen kann. Wir können das immer wieder dann erleben, wenn sich in der Wissenschaft ein neues Spezialgebiet auftut. Zu Anfang werden Fakten über Fakten gesammelt und Phänomene über Phänomene in dicken Büchern beschrieben. Immer neue Bücher von immer neuen Autoren entstehen zu dem Thema, bis zu dem Tag, an dem die dahinterstehenden Gesetze erkannt werden, und an dem Tag fallen all die bunten Beschreibungen in das dürre Wesen der Sache zurück. Ein schmales Heftchen erklärt nun die ganze Sache im Wesen, und die vielen bunten Erscheinungen kann sich dann jeder selbst aus dem dürren Wesen herleiten. Es geht also beim geistigen Aneignungsprozeß der Natur um das Erkennen und die Aneignung der wesentlichen Zusammenhänge. Die kann auch ein einzelnes Hirn fassen und mit ihnen hantieren. Es kann sich auf einzelne Wesensheiten konzentrieren und dessen Erscheinungen geistig entwickeln, ohne den Gesamtzusammenhang dabei zu verlieren. Doch dafür benötigt jeder die richtigen Denkgesetze, und das sind die drei dialektischen Bewegungsgesetze und die sich bewegenden dialektischen Kategorien des Denkens.

Zur absoluten Wahrheit kann aber auch das dialektische Denken nicht gelangen. Denn dann müßte der menschliche Denkapparat qualitativ genauso groß sein wie die objektive Realität, und was noch schwerer wiegt, dann müßte alle Entwicklung stehenbleiben, um die objektive Realität ein für allemal als abgeschlossenes Ganzes widerspiegeln zu können. Was das menschliche Hirn jedoch leisten kann, ist, sich zur abstrakten absoluten Wahrheit hinaufzuarbeiten. Eben das ist die Methode, die die Menschheit bewußt wie unbewußt anwendet. In verschiedenen Abstraktionsstufen wird die Wirklichkeit beschrieben, immer weniger konkret, dafür immer weiter greifend. Jede Abstraktionsstufe ist aber nur dann wahr, wenn sie zur vorhergehenden und nachfolgenden Abstraktionsstufe anschlussfähig ist, wenn sich die niedere Stufe logisch in der höheren Stufe aufhebt und wenn die Dialektik zwischen allen Stufen gewahrt bleibt.

Die wirkliche Wahrheit ist immer dialektisch. „Das Unwahre aber ist unbegreiflich.“³⁹ Deshalb kann die Ideologie des Kommunismus immer nur die Wahrheit zur Grundlage haben.

39 G.W.F. Hegel: „Wissenschaft der Logik I“, Suhrkamp Verlag 1986, S. 170

9.5. Die Dialektik kennt keine Hierarchieprobleme

Jeder dialektische Widerspruch, also alles auf dieser Welt, ist in Bewegung. Die Bewegungsrichtung des Widerspruchs erzeugt die historische Entwicklung der daraus neu entstehenden Widersprüche, und dies ist die wirkliche Hierarchie. Sie zeigt, wie der eine Widerspruch aus dem anderen entsteht, also wie der eine zum anderen steht, welcher höher steht, welcher niedriger steht. Allein, das menschliche Hirn kann diesen wirklichen Prozeß ob seiner Fortgeschrittenheit nicht fassen. Er ist einfach schon zu komplex entwickelt zum Zeitpunkt, als der Mensch in die Welt tritt. Das menschliche Hirn muß also eine abstrakte Hierarchie aufbauen, die ein eingedampftes logisches Abbild der objektiven Dialektik ergibt. Die Logik dieses Prozesses spiegelt dann zugleich die Hierarchie des Prozesses wider, denn Dialektische Logik und Hierarchie sind das gleiche, nämlich die Höherentwicklung aus sich selbst heraus.

Diese Höherentwicklung beginnt bereits im gesetzten Widerspruch. Indem die beiden Gegensätze eines Widerspruchs sich bekämpfen, entwickeln sie sich. Das Wesen bestimmt dabei die Erscheinungen. Das ist die erste Bewegungsrichtung, die erste Hierarchie. Der Widerspruch entfaltet sich und seinen Widerspruch. Indem sich beide Gegensätze voneinander weg entwickeln, multiplizieren sie sich. Aus einem Gegensatz entstehen zwei, vier, acht, sechzehn usw. neue Gegensätze. Dieser binäre Code 2^n wächst also exponentiell. Was ist die praktische Bedeutung davon? Sie besteht darin, daß sehr schnelle Veränderungen möglich werden, explosionsartige Zuwächse, die sich von jetzt auf gleich in neue Qualitäten verwandeln müssen, um stabil zu bleiben. Aus der Entfaltung von Widersprüchen folgt die Einfaltung von Widerspruchskaskaden, die Umwandlung von Quantität in Qualität, um danach erneut quantitativ wachsen zu können, denn ab hier ist ein neues stabiles System wieder hergestellt.

Wenn wir dieses universelle Prinzip auf die Entwicklung der Natur anwenden, ergeben sich an den Einfaltungspunkten Umschlagspunkte, an denen eine neue Entwicklungsrichtung eingeschlagen werden kann. Diese Umschlagspunkte sind die Anfangs- und Endpunkte von Maßstäben, innerhalb derer die Veränderungen minimal sind. Es sind die bekannten Naturkonstanten wie beispielsweise Lichtgeschwindigkeit, Schallgeschwindigkeit oder Feldkonstante.

Der dialektische Widerspruch kann auch in Zahlen gefaßt werden. Im dialektischen Widerspruch bilden die Zahlen Eins und Null eine untrenn-

bare Einheit. Sie bestimmen sich wechselseitig, und zwar als Alles und Nichts, als Ja und Nein. Sobald die Null zur Eins hinzutritt, wird aus der unbestimmten Eins ein bestimmtes Ganzes. Bleibt die Eins dagegen allein stehen, können sich daran eine Zwei, Drei, Vier usw. anschließen, genauso eine negative Zahlenreihe oder es werden aus der Eins Brüche. (Aber das ist dann kein dialektischer Widerspruch mehr.) Das Eine wird immer durch sein direktes Gegenteil bestimmt. Wenn man also den ersten historischen Widerspruch nimmt – das Alles und das Nichts, dann ist unausgesprochen gesagt, daß beide zusammen zwei Verschiedene sind. Diese Zwei sind aber die Basis für alle folgenden Entwicklungen. Aus diesen beiden, aus Nichts und Alles, entsteht das Weltall, und dieses Weltall beherbergt alles in veränderter Form, was im ursprünglichen Alles bereits enthalten war, allerdings jetzt in Bewegung versetzt durch das negierende Nichts⁴⁰. Der binäre Code 2^n beschreibt also vortrefflich das Wachstum des Universums aus einem einzigen Gegensatz. Wie diese Entwicklung in der Realität abgelaufen ist, harret noch der Entdeckung. Aber die Möglichkeiten des binären Codes sind jetzt schon eine Richtschnur, ein Ariadnefaden, der das Knäuel der bis jetzt miteinander in Verbindung getretenen Widersprüche auflösen kann, nicht in eine eindimensionale Kausalkette, sondern in eine binäre Kette von doppelten Ausfaltungen der Gegensätze mit Umschlagspunkten, an denen sich die Entwicklungsrichtung in eine Einfaltung ändert, um wieder Stabilität zu erlangen. Denn die Rückkehr des Widerspruchs in den Grund seiner Entwicklung ist die Folge seiner zunehmenden Instabilität. Im Grund holt sich der Widerspruch seine Stabilität zurück, indem er sich der Richtigkeit seiner Entwicklung vergewissert und diese Richtigkeit merkt bzw. aufbewahrt.

Wenn das Wesen eines Widerspruchs die erste Entwicklungsrichtung vorgibt, dann erzeugt seine Entfaltung die weitere Entwicklungsrichtung. In dieser Entfaltung entstehen zum einen neue Gegensätze, die sich selbständigen können, sich also vom alten Widerspruch emanzipieren, zum andern kommen die bereits existierenden Gegensätze mit anderen Gegensätzen in Berührung, wodurch sie sich mit ihnen verbinden und eigenständige Widersprüche bilden können. Diese neuen Widersprüche können auf die alten zurückwirken oder auch nicht und wiederum etwas völlig Neues hervorbringen. Dennoch stehen alle diese Widersprüche in irgendeiner Verbindung zueinander, in einer näheren oder einer entfernteren. Sowohl die näheren als auch die entfernteren Widersprüche stehen

⁴⁰ Durch die Bewegung wird der Gegensatz in Spannung versetzt (wie in der Elektrotechnik der Stromfluß durch die angelegte polare Spannung eine Fließrichtung bekommt).

aber immer in einer direkten Verbindung zu den Widersprüchen, aus denen sie hervorgegangen sind. Die Höherentwicklung gibt hier die Hierarchie vor. Die Verbindungen untereinander ordnen sich dieser Höherentwicklung unter. So manifestierte sich die Bewegungsrichtung der Energie in der Polarität, die Polarität entwickelte sich zum Elektromagnetismus und dieser wiederum zur elektrischen Stromrichtung.

Die allerorten hofierte bürgerliche „Chaos-Theorie“ ist einerseits das versteckte Eingeständnis der Bourgeoisie, die Welt mit Hilfe der formalen Logik nicht mehr erklären zu können, andererseits aber die brutale industrielle Notwendigkeit, um die angeblich chaotisch ablaufenden Naturerscheinungen eben irgendwie doch mathematisch oder wenigstens statistisch berechnen zu können. Letztlich ist die Chaos-Theorie der Offenbarungseid der bürgerlichen Naturwissenschaft. Sie ist ihr Ende.

9.6. Das lebendige Denken

Die Bewegungen der Materie führen zwangsläufig zum Leben. Doch dieses Leben ist durch zwei Energieschalen von der ursprünglichen Materie getrennt. Die erste Energieschale ist die Chemie, die zweite Energieschale die Physik (Die Reihenfolge gilt vom Menschen aus gesehen. Dagegen historisch betrachtet, ist es dann genau umgekehrt.) Aus diesem Grunde erscheint dem Leben in der biologischen Energieschale die Chemie als ein schwer verständlicher Stoff und die Physik in der noch weiter entfernten Energieschale als ein Abstraktum, während alles Biologische sofort verständlich ist, sofern man ein Mensch der Natur ist. Alle drei Energieschalen sind über den binären Code, also den dialektischen Widerspruch, miteinander verknüpft. Durch den binären Code 2ⁿ des dialektischen Widerspruchs übergreift die Mathematik als nichtselbständige Wissenschaft die drei getrennten Sphären, wobei derzeit nur die Physik als niedrigst entwickelte Wissenschaft mathematisch fast vollständig erfaßt werden kann, dagegen die beiden höher entwickelten Stufen sich dem noch mehr oder weniger verschließen.

Die Lebendigkeit ist also im Laufe des Entfaltungsprozesses der Materie über die Sphäre der Physik und die Sphäre der Chemie entstanden. Also erst nachdem die Energieschale der physikalischen Prozesse durch ihre Ausdehnung so viel Energie verloren hatte, daß chemische Prozesse möglich wurden, begann sich daraus die Energieschale der Chemie selbst

zu bilden. Und indem sie sich entwickelte und ausdehnte, sank erneut das Energieniveau, bis sich schließlich das Leben in einer „kühlen“ Energieschale entfalten konnte. In allem Lebendigen laufen physikalische und chemische Prozesse ab. Die Biologie konstituiert sich quasi organisch aus der Chemie und der Physik durch einen Qualitätssprung heraus aus der Chemie. Die lebendige Zelle ist ein Organismus, der seine Lebendigkeit aus den Bewegungen von physikalischen und chemischen Prozessen bezieht, die allerdings hier auf einem biologischen Energieniveau ablaufen, sozusagen auf Sparflamme kochen. Wenn man demnach die Bewegung der Materie verstehen will, muß man ihre höchste Erscheinungsform – die Lebendigkeit – zur Grundlage des Denkprozesses machen.

Lebendiges Denken ist ein Denken in der Bewegung und aus der Bewegung heraus zu neuen Formen der Bewegung. Lebendiges Denken ist nicht der Gegensatz zum toten Denken, denn das wäre gar kein Denken. Lebendiges Denken ist der Gegensatz zum passiven Denken und zugleich der Oberbegriff von statischem Denken und dynamischem Denken. Beide Denkformen braucht das menschliche Hirn, einmal um zu merken (was potenziert zum Lernen führt) und zum ändern, um seine überschüssigen Energien in Phantasie, also spekulatives Denken, umzusetzen.

Lebendiges Denken ist wie spazieren gehen. Der Spaziergänger verläßt sein Haus, also die gewohnte Umgebung, und begibt sich auf Entdeckungstour. Durch seine Vorwärtsbewegung befindet er sich an einem Ort und zugleich an einem anderen Ort. Zu keinem Zeitpunkt kann man sagen, er befindet sich am Ort A oder am Ort B. Denn mit einem Bein steht er auf dem Ort A und mit dem anderen am Ort B. Doch er steht nicht wirklich, denn er geht. Mit jedem Schritt, den er geht, verändert er die Natur um sich herum. Er zertritt ein Büschel Gras. Die Grashalme brechen. Das Wachstum des Grases wird gestoppt oder in eine andere Richtung gelenkt. Tausende Bakterien werden zerquetscht. Die Sohlen der Schuhe nutzen sich dabei ab, die Socken im Innern der Schuhe ebenfalls. Die Füße werden warm und wärmer, sie beginnen schlecht zu riechen, was wiederum an den Bakterien zwischen den Zehen liegt, die gut gedeihen. Die Bewegungen der Knochen schmieren die Gelenke. Das Herz muß schneller schlagen, die Lungen tiefer einatmen, denn die Muskeln verbrennen jetzt mehr Energie. Sein Körper, der vorwärts strebt, zerteilt die Umgebungsluft. Wirbel entstehen, sie breiten sich aus, sie verändern die Flugrichtung des vorbeiswebenden Pollens, weswegen der Pollen nicht zur Blüte findet (oder vielleicht auch gerade nur deswegen die Blüte befruchten kann). Die unbefruchtete Blütenpflanze stirbt ab, ohne Nach-

kommen erzeugt zu haben. Im Laufe des Spazierganges sterben auch im Spaziergänger tausende körpereigene Zelle ab. Er altert. Zugleich werden tausende neuer Zellen geboren. Der Spaziergänger verjüngt sich. Der Spaziergänger ist nicht mehr er selbst, und dennoch bleibt der Spaziergänger er selbst. Schließlich kommt der Spaziergänger wieder heim. Er hat auf seinem Weg vieles gesehen, manches Neue, manches Veränderte. Sein Gedächtnis hat es als Fakt abgespeichert. Nun denkt er über die Veränderungen nach, fragt sich nach dem Grund, findet eine Begründung, ist sich derer aber nicht sicher. Er fragt bei jemandem, der es wissen muß nach, er findet seine eigene Begründung bestätigt, er freut sich über die Wachheit seiner grauen Zellen und setzt sich gemütlich an den Kaffeetisch. Hier stärkt er sich, um auch morgen wieder laufen und Neues entdecken zu können, wodurch dem großen Denkorgan neue Nüsse zum Knacken gegeben werden.

Richtiges Denken bedeutet also, den Gedanken jene Bewegungsrichtung zu geben, die genau der Bewegungsrichtung der Materie entspricht. Darauf hat Bertolt Brecht ein vielsagendes Gedicht geschrieben:

So bildet sich der Mensch
 Indem er ja sagt, indem er nein sagt
 Indem er schlägt, indem er geschlagen wird
 Indem er sich hier gesellt, indem er sich dort gesellt
 So bildet sich der Mensch,
 indem er sich ändert
 Und so entsteht sein Bild in uns
 Indem er uns gleicht
 Indem er uns nicht gleicht.

Kürzer läßt sich die Dialektik zwischen Bildung, Praxis und Widerspiegelung nicht fassen. Es ist ein vollständig rückgekoppelter Prozeß, ein Regelkreis, der nicht allein sich selbst regelt, sondern auch alle mit ihm verbundenen Regelkreise, sprich andere Menschen.

Prinzipiell kann der Mensch die Welt erkennen. Das Problem ist nur, daß alles in Bewegung ist, und daß die Prozesse entweder zu schnell oder viel zu langsam ablaufen, so daß sie vom Menschen mit seinen Sinnen kaum erkannt werden können. Er muß die Prozesse also anhalten (töten) oder künstlich beschleunigen, um sie zu „sehen“. Er muß also das Nichtsehen-Können durch ein richtiges Denken ersetzen. Dafür benötigt er Denkgesetze und abstrakte Denkkategorien, die auf die konkreten Naturvorgänge oder gesellschaftlichen Vorgänge „passen“, die kongruent sind mit ihnen – eben das ist der dialektische und historische Materialismus.

Lebendig denken heißt, die Dinge in Bewegung zu denken. Nehmen wir den Begriff der Arbeiterklasse. Was ist sie? Die Arbeiterklasse an sich ist die Substanz der sozialen Revolution. Die Arbeiterklasse für sich ist das Subjekt der sozialen Revolution. Die Arbeiterklasse für andere dagegen ist entweder Objekt ihrer Bekämpfung oder aber ihrer Zuneigung. Dies ist die Entwicklung des Begriffs Arbeiterklasse, so bewegt sich dieser Begriff in der Geschichte. Lebendig formuliert heißt das: Die Arbeiterklasse ist die Substanz, aus der die soziale Revolution erwachsen kann, aber ob sie erwächst, also sich zum Subjekt konstituiert, hängt allein davon ab, wie weit sie sich von der Bourgeoisie emanzipieren kann.

Oder nehmen wir den Begriff der Individualität: Das mit der Arbeit erwachende Selbstbewußtsein der Individuen führt zum Kampf um die eigene Individualität. Dieser Kampf erzeugt zwangsläufig die Auflösung des natürlichen Gattungswesens. Dies ist die erste Negation. Daraus entsteht das egoistische Individuum der Ausbeutergesellschaften. Das egoistische Individuum begreift im Laufe der gesellschaftlichen Höherentwicklung, daß es allein nicht glücklich wird und damit nicht zur wahren Individualität finden kann. Wird der Egoist sich dessen bewußt, kämpft er für die Überwindung des Egoismus in sich und bei anderen. Findet er ausreichend Mitstreiter, wird der egoistische Individualismus überwunden, also ein zweites Mal negiert. Das Ergebnis beider Negationen ist die bewußte Anerkennung auch aller anderen Individualitäten. Damit verknüpft ist die Einsicht in die Notwendigkeit, ab sofort das Gegeneinander aller durch ein solidarisches Miteinander aller zu ersetzen, um so die Individualität aller zu garantieren und maximal auszuprägen. Dafür bedarf es allerdings der Kombination der Arbeit in der Produktionssphäre anstatt der Arbeitsteilung und einer erzieherischen Bildungsarbeit, die das als richtig Erkannte an die nächsten Generationen auf die richtige Art weitergibt.

Aus der Dialektik der Erkenntnistheorie geht abschließend ebenfalls hervor, daß das höchste Produkt der menschlichen Intelligenz nicht die Künstliche Intelligenz (KI) sein wird⁴¹, sondern die sich durch den Menschen selbst erkennende Natur. An diesem Punkt wird die Menschheit eins mit der Natur und die Natur eins mit der Menschheit, dann hat die Menschheit ihre wahre Stellung in der Natur wie im Universum begriffen. Wenn die Menschheit als ganzes ihre Natur erkannt hat, ihre menschliche

⁴¹ Die sogenannte Künstliche Intelligenz ist eine bürgerlich-kapitalistische Wunschvorstellung (Ziel: Ersparung des Lohnarbeiters). KI kann niemals wirklich intelligent werden, da sie weder eigene Bedürfnisse besitzt noch welche entwickeln kann, denn dafür müßte sie selbst lebendig werden.

Natur, dann wird sie zur natürlichen Menschlichkeit, dann ist das menschliche Denken und Handeln im Einklang mit der Natur. Nur so bekommt die Menschheit von der Natur ihre Überlebengarantie.

9.7. Dialektik der Vernunft

Die Vernunft ist in der Natur bereits angelegt. Sie steckt in dem Prinzip der Entwicklung vom Niederen zum Höheren, sie steckt im Prinzip der natürlichen Auslese, sie steckt im Gleichgewicht der Natur, sie ist den Tieren eigen, und sie war auch den ersten Menschen eigen. Doch mit der Entwicklung des Verstandes durch den menschlichen Arbeitsprozeß kam das menschliche Bewußtsein als ein neuer, die Handlungen des Menschen steuernder Faktor hinzu. Dieser wachsende menschliche Verstand war in der Lage, die angeborene Vernunft zu unterdrücken, dieser neue Verstand konnte die Vernunft sogar gänzlich abschalten. Wie war das möglich?

Vernunft läßt sich nicht nur definieren als „Einsicht in die Notwendigkeit“, sondern auch als „Verstand hoch Zwei“. Das heißt, die menschliche Vernunft ist das Produkt aus dem konkreten biologisch-sozialen Verstand und dem abstrakten mathematisch-technischen Verstand. Der mathematisch-technische Verstand denkt das Mögliche. Der biologisch-soziale Verstand dagegen denkt das Notwendige, und prüft zugleich das Mögliche oder Machbare auf seine Folgen für die menschliche Gemeinschaft. Ist der biologisch-soziale Verstand voll ausgebildet, lehnt er alles ab, was die Menschheit bedrohen könnte. Ist der biologisch-soziale Verstand unterentwickelt – wie dies in den patriarchalischen Ausbeutergesellschaften der Fall ist – dann werden Entwicklungen angeschoben, die der Menschheit schaden können. Sind solche Entwicklungen erst einmal am Laufen, kann ihre Eigendynamik alle späteren Vernunfteingriffe unmöglich machen. Dann triumphiert der Verstand über die Vernunft.

Das Prinzip des Verstandes im Quadrat funktioniert wie ein Mehrprozessor-Computer. Der eine Prozessor arbeitet die Rechenaufgaben ab, während der zweite Prozessor die Arbeit des rechnenden Prozessors überwacht, indem er versucht, die Vorgaben des Betriebssystems einzuhalten. Weicht der Rechenprozessor von den Vorgaben ab, verweigert der Überwachungsprozessor dem Rechenprozessor weitere Rechenleistung. Er beendet diesen Rechenprozeß, ohne daß der Computer abstürzt. Auf diese Weise hält sich der Computer seine Zukunft offen, er lebt weiter.

Kein erwachsenes Tier kämpft, wenn es nicht kämpfen muß. Es ist die angeborene Vernunft, die es nicht kämpfen läßt, wenn es nicht notwendig ist. Das ist nicht nur innerhalb einer Art so, das findet auch zwischen den verschiedensten Arten statt. Vor satten Löwen haben Gazellen keine Angst. Hunger oder die Paarungszeit dagegen machen Tiere aggressiver. Aber auch das ist Vernunft bzw. das natürliche Bauchgefühl, das dem Tier sagt, wenn du leben willst, mußt du fressen, wenn du dich fortpflanzen willst, mußt du deine Rivalen in die Flucht schlagen. Das Bauchgefühl ist also die angeborene Vernunft, über das sich ein Tier in der Regel nicht hinwegsetzen kann. Beim Menschen ist das anders, seitdem er Mensch geworden ist. Sein entwickelter Verstand läßt ihn Dinge denken und tun, auf die ihn sein „Bauchgefühl“ nie gebracht hätte. Sein mit der Arbeit erworbener Verstand erscheint vollkommen frei. Er kann denken, wonach ihm gerade zumute ist, egal ob der Gedanke real ist oder nicht. Diese scheinbare Freiheit existiert allerdings nur in Gedanken. Die Gedanken sind frei, aber der Körper nicht, der lebt weiter in der Realität, in der Gemeinschaft mit anderen Menschen und in einer bestimmten Beziehung zur Natur.

Es ist gerade der dialektische Widerspruch zwischen dem, was sich denken läßt, und dem, was realisiert werden kann, was der Menschheit den Antrieb gibt, Dinge zu tun, die zuvor noch nie versucht wurden. Aus diesem Widerspruch heraus entsteht eine Entwicklung. Ob diese Entwicklung allerdings in die richtige Richtung geht, also ob das Ganze menschlichen Fortschritt darstellt, steht dabei auf einem anderen Blatt.

Ingenieure rekrutieren sich im Kapitalismus in aller Regel aus dem Bürgertum. Das Bürgertum ist normalerweise durch und durch nationalistisch eingestellt. So wetteiferten Ingenieure aller Länder während des letzten Weltkrieges um die Entwicklung der tödlichsten Waffen. Keinen von ihnen plagte deswegen sein Gewissen. Sie entwickelten schließlich Waffen für den Sieg ihrer Nation und für die Niederlage einer anderen Nation. Ihr mathematisch-technischer Verstand erklimm ungeahnte Höhen, während ihr sozialer Verstand an der Nation seine Grenze fand. Der eine Verstand war hochentwickelt, der andere praktisch nicht vorhanden. Dieser offenbare Widerspruch ist aber nichts weiter als eine Erziehungs- und Bildungsfrage. Wer nationalistisch erzogen wird, denkt und handelt nationalistisch. Die eigene Nation wird überhöht, soll die größte, schönste und beste sein, während alle anderen Nationen sich der ihren beugen sollen. Je nach Ausprägung der nationalistischen Erziehung hört dieses Beugen bereits bei der diplomatischen Unterwerfung auf oder aber erst bei der vollständigen Ausrottung der anderen Nation. Warum ist das so? Ein-

fach, weil der nationale Rahmen der Rahmen der nationalen Verteilung des volkswirtschaftlichen Reichtums ist. Fremde sind von der Nation ausgeschlossen, sie haben nichts von deren Reichtümern zu erwarten. Im Gegenteil, das nationale Kapital muß die anderen Nationen unterwerfen, um an deren Reichtümer heranzukommen. Denn freiwillig geben sie diese nicht her. Aber ohne Stahl oder Öl funktionieren Volkswirtschaften nicht. Die Unterwerfung kann militärisch oder wirtschaftlich erreicht werden. Eine friedliche Einigung ist nur unter Gleichstarken möglich, aber auch nur auf Zeit. Letztendlich wird es immer zum Konflikt kommen, weil dem nationalen Verstand das Hemd näher sitzt als der Rock, sprich die Vernunft. Kapitalismus heißt Krieg. Erst wird der Krieg mit wirtschaftlichen Mitteln ausgetragen. Und wenn da kein Sieger hervorgeht, geht es mit militärischen Mitteln bis zum Tod weiter. Doch das ist gegen jegliche Vernunft. Hier schließt sich nun der Gedankenkreis: Das Geschilderte trifft ausschließlich auf patriarchalisch strukturierte Gesellschaften zu. Das Matriarchat dagegen findet immer eine Bewegungsform oder sogar die Lösung für aufgetretene Widersprüche.

Die menschliche Vernunft unterliegt demnach einer Entwicklung. Während sie am Anfang der Menschwerdung einfach da war, weil die Menschheit aus dem vernünftigen Tierreich hervorgegangen ist, ging sie mit der Entstehung der Familie und des Privateigentums sehr schnell verloren. Wie wir bereits aus dem Gesetz der Negation der Negation wissen, geht in der dialektischen Höherentwicklung nichts verloren. Das scheinbar Verlorene ändert nur seine Erscheinungsform. Wo also ist die Vernunft in den letzten 10.000 Jahren geblieben? Wo hat sie sich versteckt? Sie hat sich versteckt und für kommende Zeiten aufbewahrt in der Mutter der patriarchalischen Familie. In den Müttern hat sich die menschliche Vernunft versteckt. Doch sie muß sich unter vielen Rücken verborgen halten. Denn wird sie vom Patriarchen entdeckt, wird die Vernunft ihrer Trägerin mit Stock und Peitsche ausgetrieben. Kein Mitleid für Fremde! Kein Verständnis für Fremde! Das einzige, was zählt, ist die Familie, ist ihr Besitz und die weitere Reichtumsvermehrung, herrscht der Patriarch sie an.

Auch unter Wissenschaftlern meldet sich ab und an die individuelle Vernunft zu Worte. Dann appellieren sie an die Menschheit, wollen das Töten und die Atombombe ächten. Doch die einzelne Vernunft will partout nicht in gesellschaftliche Vernunft umschlagen, selbst wenn die Gedanken noch so logisch und noch so eindringlich vorgetragen werden. Was steht dem entgegen? Es ist die Praxis der gesellschaftlichen Produk-

tion und Konsumtion und der daraus resultierende gesellschaftliche Überbau – der Staat als Repressivorgan, die herrschende Ideologie, die immer die Ideologie der Herrschenden ist, das fehlende Wissen der Unterdrückten und die fehlende Organisation des revolutionären Subjekts. Wie also können die unterdrückte mütterliche Vernunft und die vereinzelt individuelle Vernunft zur gesamtgesellschaftlichen Vernunft werden? Wie kann die Menschheit das Patriarchat und den Kapitalismus überwinden?

Sie muß beides miteinander verbinden. Es muß an beiden Fronten gekämpft werden. Das ist aber kein Zweifrontenkrieg. Denn beide Fronten liegen in derselben Richtung, in Richtung Sozialismus/Kommunismus. Wer gegen das Patriarchat kämpft, kämpft auch gegen den Kapitalismus als letzte Bastion des Patriarchats. Und wer gegen den Kapitalismus kämpft, muß es mit den Frauen tun, also ebenfalls gegen das Patriarchat. Es ist der letzte Kampf innerhalb der alten Klassengesellschaften. Und weil es im Prinzip nur noch Bourgeoisie und Proletariat als die letzten großen Klassen gibt, vereinfacht sich der Kampf. Wenn es der Lohnarbeiterklasse gelingt, sich internationalistisch zu organisieren und als Einheit regional zu agieren, und wenn die Masse der Frauen in diese Auseinandersetzung politisch hineingezogen werden kann, dann hat die Bourgeoisie auf der Stelle verloren. Ihre letzten verbliebenen Machtmittel, die Armee, die Justiz und die Polizei, sind dann stumpf, weil sie immer nur punktuell eingesetzt werden können, aber nicht in der Fläche. In der Fläche stehen 7,4 Milliarden Menschen gegen vielleicht 50 Millionen Soldaten und Polizisten, die Quadratmeterkräfte sind also klar zugunsten der Massen verteilt.

In dem neu zu erschaffenden Matriarchat müssen die Mütter wieder die Führung in der Gesellschaft übernehmen und die Wege und Mittel wiederfinden, die soziale Stabilität garantieren. Das können nur die Frauen. Den Frauen ist die Vernunft auf natürliche Weise angeboren. Das ist zu sehen an der Entwicklung vom Kind über das Mädchen und die Frau zur weisen Greisin. Im Gegensatz zur Entwicklungslinie der Jungen zu Männern ist bei Frauen in allen Lebensabschnitten die Bedächtigkeit von Entscheidungen und der Wunsch, sich gütlich zu einigen, unübersehbar. Frauen können frühzeitig schon Verantwortung übernehmen und sind sogar in der Lage, die hartnäckigsten Streits unter verbissen kämpfenden Männern zu schlichten. Frauen sind Führungspersönlichkeiten von Natur aus, sie brauchen keine Rangfolge auszufechten, weil sie keinen Rang begleiten wollen. Sie sprechen einfach miteinander und wissen dann, wer die Vernünftigste unter ihnen ist. Diese setzt dann aber nicht ihren Willen

oder ihre Überzeugungen durch, sondern nimmt Rücksicht auf die Befindlichkeiten der anderen. Denn alle Frauen wissen, daß jede Frau und jeder Mann wichtig für die Gemeinschaft sind. Frauen sind dennoch keine vom Himmel herabgestiegenen Engel. Sie sind aus Fleisch und Blut. Aber gerade dieses Fleisch und Blut ist es, was eine neue Menschengeneration in die Welt setzt mit schweren neun Monaten Austragezeit und Schmerzen bei der Geburt. Doch dies ist das Band, das die Frauen mit der Mutter Natur verbindet, das sie besonnen und weitsichtig werden läßt. Und Besonnenheit und Weitsicht sind die wichtigsten Eigenschaften der menschlichen Vernunft.

Die Müttergemeinschaft war durch alle 2,5 Millionen Jahre hindurch der Garant für das Überleben der Menschheit. Vor 10.000 Jahren dann wurden die Frauen von den Männern durch das Patriarchat an den Rand der Gesellschaft gedrängt mit verheerenden Folgen für diese Gesellschaften. Seitdem herrschen unter der Oberaufsicht der Patriarchen überall Heimtücke, Mord, Gier und Betrug. Die Zivilisation, die den Weg für die hemmungslose Produktivkraftentwicklung frei machte, hat die Frauen aus der politischen Gestaltung der Gesellschaft ausgeschlossen. Alle politischen wie wirtschaftlichen Entscheidungen sind männlich dominiert und patriarchalisch determiniert. Eine neue Gesellschaft braucht nicht mehr Frauen in Chefetagen, keine Frauen im Maßanzug, keine vermännlichten Frauen mit breiten Schultern und schmalen Hüften, die genauso brutal und schonungslos sind wie Männer. Die neue Gesellschaft braucht die angeborene Vernunft der Frauen, um diese neue Gesellschaft nach dem Prinzip der Herrschaftsfreiheit einzurichten. Dann heißt es „Jeder nach seinen Möglichkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“.

Wenn die Antike die Kindheit der Menschheit war und der Kapitalismus ihre maskuline Pubertät, dann tritt die Menschheit mit dem Sozialismus in ihr Erwachsenenalter ein und die Vernunft kann endlich auf die Welt zurückkehren. Dafür aber muß erst das sogenannte Fremde und die Angst vor dem Fremden aus der Welt getrieben werden. Dies wird durch eine ideelle Globalisierung erreicht. Dann endlich wird das babylonische Sprachengewirr sein natürliches Ende finden.

Das Matriarchat ist die natürliche Selbstorganisationsform der Menschheit. Es war die erste menschliche Organisationsform überhaupt [Urgesellschaft] und es wird die letzte Organisationsform sein [Kommunismus]. Im Matriarchat sind die Gegensätze von Produktion und Konsumtion, von körperlicher und geistiger Arbeit, von Stadt und Land, von gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung, also von Massenarmut und gestohlenem Privatreichtum, aufgehoben. Das heißt, der inzwischen durch den Fortschritt der Produktivkräfte anachronistisch gewordenene Klasse Gegensatz ist im modernen Matriarchat ein für allemal abgeschafft.

Holger Lorenz am 18. März 2017.

Die Idee wird zur materiellen Gewalt, wenn sie die Massen ergreift⁴²

Dieses Buch ist keine weitere Kapitalismuskritik zur inzwischen endlosen Folge folgenlos gebliebener Kapitalismuskritiken. Dieses Buch ist das Ende aller Kritik am Kapitalismus. Denn es ist seine Auf-Lösung: das moderne Matriarchat – die herrschaftsfreie menschliche Gemeinschaft.

Der überall auf der Welt wütende Neoliberalismus ist das Endstadium des Kapitalismus. Denn er zerstört allerorten die kapitalistische Staatlichkeit von innen (Finanznotstand von Staat und Kommunen) wie von außen (Regierungsstürze durch Interventionen). Der Staat aber war seit Anbeginn der Zivilisation das Illusionsmittel der Herrschenden, um den Unterdrückten wenigstens die Hoffnung auf Gerechtigkeit in Aussicht zu stellen. Ist der Staat zerstört, dann ist auch die Illusion über die Zivilisation zerstört. Dann müssen sich die plötzlich staatenlos Gewordenen Gedanken über eine Ordnung jenseits des Staates machen, dafür aber diesseits einer eigenverantwortlichen Verwaltung ihrer ureigensten Lebensprozesse. Dann schreit die Welt förmlich nach dem Matriarchat.

Doch erst einmal tritt an die Stelle rationaler staatlicher Macht immer stärker die irrationale Macht internationaler Konzerne. Das von Karl Marx und Friedrich Engels verkündete „natürliche Absterben des Staates im Sozialismus“ besorgt der Neoliberalismus im Kapitalismus also schon selbst, allerdings auf eine völlig chaotische Art und Weise. So planlos wie die Entwicklung der Produktivkräfte im Kapitalismus, so planlos scheint offenbar auch sein Ende zu kommen. Darauf gilt es vorbereitet zu sein. Denn das Ende des Kapitalismus ist nicht das Ende der Menschheit.

Was also ist dieser Neoliberalismus seinem Wesen nach? Er ist die Sprengung aller juristischen, ökonomischen, gesetzlichen und schließlich auch moralischen Fesseln, die die Arbeiterklasse in einem 200-jährigen Klassenkampf dem kapitalistischen System angelegt hatte, um sich selbst und damit auch den Kapitalismus am Leben zu erhalten. Im Neoliberalismus wird der Kapitalismus also wieder in seinen Anfang, in seinen Grund geführt, weshalb er gerade vor unseren Augen zugrunde geht.

Was Marx und Engels im Kommunistischen Manifest von 1848 nur andeuteten, nämlich wie die Entwicklung der Menschheit von der klassenlosen Urgesellschaft zur ausbeuterischen Klassengesellschaft führte und wie mit der Entwicklung der Produktivkräfte sich die Produktions-

42 Sinngemäß aus Karl Marx: „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“

und Lebensverhältnisse laufend veränderten und zu grundsätzlichen gesellschaftlichen Veränderungen geführt haben – patriarchalische Despotie, Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus – wird in diesem Buch in seinem inneren notwendigen Zusammenhang dargestellt, aus dem sich dann zwangsläufig wie die Kraft eines Naturgesetzes der Umschlag von einer ausbeuterischen patriarchalischen Gesellschaft in eine ausbeutungsfreie matriarchalische Gemeinschaft von selbst ergibt.

Doch es wäre ein fataler Trugschluß zu glauben, daß der Kapitalismus „von selbst“ abtritt. Ohne den bewußten Klassenkampf von unten wird es kein Ende des Kapitalismus geben. Die Vision Sozialismus muß neu gedacht werden, und hier ist sie neu gedacht: Mitten im 1. Weltkrieg, nämlich 1917, ergriff die damals fortschrittliche Idee von der proletarischen Räterepublik die Massen. Einhundert Jahre später stirbt durch den Neoliberalismus überall die Macht von Zentralstaaten ab. Doch der starke Staat war nie die Zukunftsvision des Proletariats. Jetzt, da er von der Bourgeoisie selbst abgeschafft wird, muß eine proletarische Revolution über den Staat hinausgreifen. Nicht mehr Räterepublik, sondern regionale Selbst-Reproduktion. Der Wohnort ist die natürlich Heimat jedes Menschen, die Regionalisierung von Politik die natürliche Form, durch die die Lohnarbeiter ihre Interessen in die eigenen Hände bekommen und wodurch sie gleichzeitig vom „Fremdregiertwerden“ befreit werden.

Die Regionalisierung von Wirtschaft und Politik scheint in der Endzeit des Kapitalismus ein realistischer Weg zu sein, um die Übermacht der Monopol-Bourgeoisie friedlich zu überwinden. Das dürfte mit Sicherheit gelingen, wenn die Führungspositionen in den Arbeiterorganisationen mit klugen und entschlossenen Frauen besetzt werden. Denn kluge und entschlossene Frauen sind der Garant dafür, daß keine faulen Kompromisse mehr mit den Ausbeutern geschlossen und keine aussichtslosen Kämpfe mehr geführt werden. Und nicht zuletzt sind die Frauen es gewesen, die vor 10.000 Jahren schon einmal für einen friedlichen Übergang gesorgt haben, allerdings damals vom Matriarchat in Richtung Patriarchat.

Das vorliegende Buch ist keine Utopie, sondern die realistische Beschreibung der Zukunft, so wie sie sich aus der Analyse der Vergangenheit und der Gegenwart und deren anschließender Synthese mit Hilfe der Dialektischen Logik ergeben hat. Diese Zukunft unterscheidet sich diametral von den erschreckenden Zukunftsvisionen bürgerlicher Zukunftsforscher und anderer Ufologen, die über die flache Logik von Fressen und Gefressenwerden nie hinausgekommen sind.

Holger Lorenz am 6. Februar 2016

Die herrschaftsfreie Welt

Ein neues Kommunistisches Manifest ist in der Welt. Ein Manifest, das dem herrschenden chaotischen Zeitgeist die innere Logik der Höherentwicklung von Natur und Gesellschaft entgegensetzt. Dieses neue Kommunistische Manifest begibt sich auf die schwierige Suche nach der Natur des Menschen. Es findet den natürlichen Menschen im urgesellschaftlichen Matriarchat. Es findet den sich selbst entfremdeten Menschen in der patriarchalischen Klassengesellschaft. Es findet schließlich durch Negation der Negation das zukünftige moderne Matriarchat, die kommunistische Weltgemeinschaft, in der der vergesellschaftete Mensch zu seiner natürlichen Menschlichkeit zurückgefunden hat. Diese herrschaftsfreie Welt ist die mütterliche Gemeinschaft, ist die Gemeinschaft regional produzierender Agrarstädte, ist die freiwillige Assoziation von selbstbestimmten Menschen.

Das Buch beschreibt das Werden der Menschheit aus kosmischem Staub. Es erklärt die Gesetzmäßigkeiten von Natur und Gesellschaft. Es führt hinter die Kulissen von Politik und Macht. Es zieht schließlich Bilanz aus 2,5 Millionen Jahren menschlicher Entwicklung, von denen nur die letzten 10.000 Jahre nachweisbar von Klassenkämpfen geprägt waren. Die sogenannte Zivilisation war und ist nichts anderes als ein notwendiges Übel zur hemmungslosen Entwicklung der Produktivkräfte. Nur im Widerstreit von herrschender Klasse gegen unterdrückte Klasse, also nur auf dem Pfad der Zivilisation, konnte sich die Menschheit aus dem Reich der urgesellschaftlichen Beschränktheit in ein Reich des scheinbar unbegrenzten Überflusses hinaufarbeiten. Jetzt liegt vor ihr nur noch der Schritt zur Einsicht in die Notwendigkeit, der Schritt zur mütterlichen Vernunft.

Ist das historische Ziel klar, dann zeigen sich wie von selbst auch die Mittel und Wege dahin. Die Klasse der Lohnarbeiter kann sich nur selbst befreien! Sie muß dem tobenden Klassenkampf von oben wieder einen Klassenkampf von unten entgegensetzen. Dafür braucht sie die Dialektische Logik als schärfste Waffe im Klassenkampf sowie eigene Bildungsvereine und eigene Medienkanäle, um massenwirksam werden und der Bourgeoisie ihre ideologische Herrschaft entreißen zu können. Das allerwichtigste aber ist die Gründung einer neuen Internationalen, um dem allseits geschürten Konkurrenzkampf unter den Lohnarbeitern wie unter allen Ländern vereint begegnen zu können.

Nie zuvor war die kommunistische Losung „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ so aktuell wie im durchglobalisierten Neoliberalismus der heutigen kapitalistischen Endzeit.